B67-5555

Aus

Deutschlands großen Tagen.

Aus
Deutschlands großen Tagen.

Erlebnisse eines 24ers
im
deutsch-französischen Kriege

Eine Jubelgabe

von

Dr. Hermann Jahn
Hauptmann der Landwehr a. D.

Erster Band.
Bis zum Falle von Metz.

Braunschweig.
Druck und Verlag von Albert Limbach.
1895.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster Band.

Seite.

I. Die Mobilmachung 1
II. Der Abschied 17
III. In Brandenburg 35
IV. In der Garnison 49
V. An den Rhein 62
VI. Durch die Rheinpfalz 75
VII. Auf dem Schlachtfelde von Spichern 93
VIII. Die Ueberschreitung der Grenze und der Vormarsch gegen Metz 102
IX. Die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour 129
X. Bei den Franzosen 163
XI. Wieder bei den Preußen 193
XII. Marsch in die Nähe von Verdun 218
XIII. Im Gros der Vorposten vor Saulny 233
XIV. Auf Vorposten in Saulny 243
XV. Im Soutien in St. Privat 251
XVI. Zum zweiten Mal auf Vorposten in Saulny 258
XVII. Wieder im Soutien 266
XVIII. Zum letzten Mal in Saulny 271
XIX. In der Reservestellung zu Chantrenne 278
XX. In Amanvillers 294
XXI. Auf Vorposten bei St. Vincent 300
XXII. Wieder in zweiter Linie 316
XXIII. Auf Vorposten bei Châtel 320
XXIV. In Jouaville 335
XXV. Die Kapitulation von Metz 353

Erster Band.

Bis zum Falle von Metz.

I.

Die Mobilmachung.

Am 15. Juli des Jahres 1870 war es, als in der Haupt- und Residenzstadt Berlin alle Leute auf den Straßen die Köpfe zusammensteckten und eifrig mit einander disputierten. Man sah es an den aufgeregten Gesichtern, den erzürnten Mienen, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehen sein mußte. Namentlich an Kranzlers Ecke, der damaligen sogenannten kleinen Börse, war dichtes Gedränge und unverständliches Stimmengewirr. Menschen kamen und blieben stehn, und nachdem sie die anscheinend hochwichtige Nachricht, die hier verbreitet wurde, aufgefangen, eilten sie mit erstaunten und doch zugleich triumphierenden Gesichtern weiter.

„Dacht' ichs doch gleich!" — meinte ein stattlicher Herr mit blondem Vollbart, seiner Physiognomie nach zu urteilen ein schlagfertiger Advokat, und lenkte mit langen Schritten in die Große Friedrichstraße ein.

„Wissen Sie schon," rief er einem Unbekannten zu, der ihm gerade in den Weg lief, „es geht los! — Der alte Wilhelm hats ihm gut gezeigt, dem Herrn Benedetti, dort auf der Promenade in Ems. — Sie haben doch gehört davon?"

„Versteht sich, — weiß ich," erwiderte der Angeredete, ein noch junger, hochgewachsener Mann mit funkelnden Augen, „und wie hab' ich mich geärgert! Als ichs las, ist mir die Galle ordentlich in den Magen getreten. Ha, diese Franzosen! Wollen uns nehmen, wie einen Lakaien, der nur gehorsamst zu dienern

hat, wenn dieser saubere Parvenü an der Seine zu befehlen geruht! Aber wir wollens ihnen diesmal weisen, wir, — und ihnen eine Lektion geben, die Eindruck machen soll!"

„Brav gesprochen!" meinte der Aeltere und schüttelte dem jungen, ihm unbekannten Manne mit den funkelnden Augen kräftig die Hand. „Und wie wird sich Bismarck gefreut haben!" fuhr er dann fort. „Endlich hab' ich dich, Filou," mags wohl in seinem Herzen schadenfroh erklungen sein, „warte, nun kommst du mir nicht wieder los." Und Moltke? Nun, er hat gewiß schweigsam sich räuspernd nach dem zweiten Fach oben rechts gewiesen, und fertig ists, nämlich die Idee zum großen Kriegszuge nach Frankreich!

„Ja, freut euch nur auf unseren Besuch, ihr Herren an der Seine," frohlockte der Junge, „aber wahrt eure Köpfe vor Beulen, denn Bismarck und Moltke und unser alter Wilhelm verstehn keinen Spaß, wenn es einmal sein muß!"

„Und es muß sein, Bester!" wiederholte der Aeltere mit Nachdruck. „Hören Sie, es ist doch eine große Zeit! — Kommen Sie mit mir zu Olbrich, lassen Sie uns ein Glas trinken auf unsern alten Heldenkönig und auf die lebendige Tricolore des preußischen Volks, auf den eisernen Kanzler, den großen Moltke und den alten Roon!"

„Topp, das wollen wir, und dann mags meinetwegen losgehn, ich bin auch dabei! Hab' auch einmal wieder Lust, ein flottes Tänzchen zu machen, wie dazumal in Schleswig oben und da unten im schönen Böhmerland."

Und die beiden schlenderten wie zwei alte Freunde dem wohlbekannten Bierhaus von Olbrich zu und hatten sich doch so eben erst zum ersten Mal gesehn.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein," klangs in diesem Augenblick drüben von der anderen Straßenseite her. Eine Schar Knaben, Papierhüte auf dem Kopf, Stangen mit wehenden Taschentüchern in den Händen, ein Anführer voran, ein starker Junge mit lockigem Haar, so zogen sie daher.

„Wo wollt Ihr hin, Jungen?" riefen die beiden neuen Freunde wie aus einem Munde ihnen zu über die Straße hinüber.

„Den Franzosen die Jacke voll hauen," war die jubelnde Antwort.

„Brav so, das macht Ihr recht!"

„Na ob! Wir sind doch auch Preußen!" sagte stolz der Anführer und „unser König Wilhelm soll leben!" rief er, und die anderen riefens nach durch die Straßen von Berlin.

„Ein tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel," sagte ein Vorübergehender, ein älterer Herr mit grauem Vollbart, zu den beiden anderen, stand still und schüttelte ihnen die Hände.

„Herrlich wirds tagen," meinte er, „merkt auf, meine Herren, wir stehen am Vorabend einer neuen Zeit, der deutsche Michel rührt sich, und ich spüre so etwas, als wollt' ers der Welt jetzt zeigen, was er zu bedeuten hat."

Die drei traten ins Wirtshaus, sie hatten sich, wie gesagt, vorher nie gesehen, aber was thats? Sie waren ja gute Preußen alle drei, und die trinken schon zusammen, wenns Herz sie treibt; und das Herz trieb sie in diesem Augenblicke wie mit Feuersgewalt. Klirrend erklangen ihre Gläser aneinander, der Wirt trank mit, die anderen Gäste auch, und bald ertönte aus vielen Männerkehlen das Preußenlied hinaus auf die belebte Straße.

Dort fingen die Menschen an, sich zu größeren Abteilungen zusammenzurotten, — sie debattierten eifrig, dazwischen boten Kolporteure die neuesten Zeitungen feil, Flugblätter der verschiedensten Art, und wohl nie hat ihr Geschäft besser geblüht, als an jenem Tage. Frische, jugendliche Gestalten zogen in größeren Trupps durch die Straßen, über die Plätze. Man sah es ihren aufgeregten Gesichtern an, es lebte inwendig in ihnen ein Gefühl von heiligem Zorne, gemischt mit stolzer Kampfesfreudigkeit. Wie oft hatten ihnen ihre Großväter von 1813, 14 und 15 erzählt, sie hatten es im Geiste donnern hören über die Gefilde von Leipzig.

„Wir wollen ein zweites Leipzig machen," meinte ein stämmiger Bursche, dem der erste Flaum über die trotzige Lippe

schattete. — „Ist uns der Arm nicht stark und der Mut nicht hoch gewachsen? — Und gehts nicht an den Franzmann, den alten Erbfeind, der es uns nicht verzeihen kann, daß auch wir endlich einmal ein rechtes und echtes Volk werden wollen? — Jungens, Juchhe zum blutigen Tanz, den unser Heldenkönig führt, zu dem der alte Moltke aufspielt, daß den Franzmännern Hören und Sehen dabei vergehen soll!"

Und „Juchhe" brauste es durch die begeisterte Schar. Und ein Veteran von 1813 hat es gehört, das Herz hat ihm dabei im Leibe gelacht, und „prächtige Jungen, gerade wie wir damals waren!" hat er in seinen weißen Bart gebrummt.

Vergessen waren die langen Jahre des Kleinmuts, die die alten Veteranen um die Freude ihrer Kriegsarbeit gebracht, erstanden war sie wieder, die große Zeit von ehedem, und diesmal wurde es anders, der Alte wußte es genau. Diesmal gabs keine schlauen, engherzigen Diplomaten in Deutschland, die dem Heldenmut, der Opferfreudigkeit die Früchte ihrer schönen Thaten verkümmerten, und stolz warf sich der alte Veteran von 1813 trotz seiner hohen Jahre in die Brust, und „glückliche Jugend", rief er aus, „die heute in den Krieg zieht, die den Lohn ihrer Thaten genießen wird, wenn sie den siegreichen Fuß wieder über die Schwelle des jubelnden Vaterlandes setzt". Und „hoch lebe Preußen, sein König und sein Heer!" klang es von seinen zitternden Lippen, die jungen Männer, die sich um ihn drängten, riefens jubelnd nach, und wohl keinen gabs unter ihnen, ders nicht mitgefühlt, was ein solches Hoch heißen will in solcher Stunde.

In Spannung und Aufregung ging der Tag dahin, der Strom wälzte sich nach den Linden, nach dem Potsdamer Bahnhof, er wuchs mit jeder Stunde, denn heute Abend sollte ja der König heimkehren, der in seinem Stolz beleidigte Monarch, und sein Volk wollte ihm zeigen, was es selbst bei dieser Beleidigung empfunden, daß des Königs Würde auch des Volkes Würde sei.

Namentlich vor des Königs schlichtem Palais am Reiterstandbild des großen Friedrich war ein buntes Treiben. Zu tausenden

hatten sich hier die Menschen aufgepflanzt, und da gab es keinen Unterschied des Standes, der Arbeiter in der Bluse und der befrackte Diener des Staates, der Herr vom alten Adel und der ahnenlose Plebejersohn drückten sich hier die Hände, und „ein Volk, ein Sinn, ein Streben und ein Ziel", das waren die Ideen, die sie alle begeisterten, und laut erscholl aus tausenden von Kehlen Schneckenbergers Wacht am Rhein, das heute zum Volkslied wurde.

Mächtiger und mächtiger schwoll der Gesang, dichter und dichter wogte die Menge, und dazwischen riefen hohe, durchdringende Kinderstimmen „Einen Silbergroschen die Kriegserklärung", und reißend flog das inhaltschwere Blatt von Hand zu Hand.

„Nun ists entschieden," rief es mit dem Klang der Erleichterung aus jedes Munde, „nun giebts kein Rückwärts mehr, ihr Herren Franzosen!"

„Still, der König kommt!" rauschte es durch die Menge, und ein gewaltiges Hurra wälzte sich wie Meereswogen von dem Brandenburger Thor her die Linden aufwärts bis hin zu dem Standbild des alten Fritz. Und immer näher, immer näher kam der brausende Hurraruf, die vieltausendköpfige Menge geriet in fiebernde Bewegung, und wie von selbst öffnete sich eine schmale Gasse. Und der König kam. Es war Abend geworden; ein unabsehbarer Knäuel von Menschen stand dicht gekeilt vom Potsdamer Bahnhof bis zum Palais; aber kein lautes, wüstes Lärmen durchschütterte die Menge; ein jeder, man sah es, war sich des Ernstes, den diese Stunde in sich schloß, mit voller Klarheit bewußt, in jedem Auge stands geschrieben, daß jetzt zu übermütigen Späßen keine Zeit sei, daß der Augenblick erschienen zu männlichem Handeln. Und der König, als er ernsten Blicks, aber voll Hoheit und Würde, leutselig grüßend, langsam durch die dicht wogende Menschenmasse, getragen von der Begeisterung von tausenden, dahin fuhr, fand sein Volk gerüstet und bereit, mit ihm den hingeworfenen Fehdehandschuh auf-

zunehmen zum Heil und Ruhm der preußischen und hoffentlich auch der deutschen Heimat.

Auf der Rampe des Palais waren die Offiziere der Garnison Berlin in dichten Scharen versammelt, kernige, jugendtrutzige Gestalten, ein Teil vom Marke der Nation. Der König verließ den Wagen, er war tief bewegt und, von der Gewalt der Eindrücke der letzten Stunden überwältigt, sprach er, zu seinen Offizieren gewandt: „Meine Herren, mit einem solchen Volke, mit einer solchen Begeisterung müssen wir siegen".

Dicht gedrängt blieb die Menge vor dem Palais stehen, das Preußenlied, die Wacht am Rhein, die Königshymne wechselten in jubelnden Klängen miteinander, dazwischen Hurrarufen und heilige Schwüre aus den Herzen von tausenden, die bereit waren, die stillen Werkzeuge des Friedens mit der Wehre des Krieges zu vertauschen. Noch oft erschien der Monarch auf dem Balkon, sich überall huldreich verneigend, weithin grüßend in die begeisterte Menge hinein, von donnernden Hochs immer von neuem empfangen. Und dann, als er noch in später Abendstunde sich zu ernster Arbeit anschickte, um mit Bismarck und den Paladinen des Kampfes Kriegsrat abzuhalten über die ersten gewichtigen Schritte der Zukunft, und er seinem Volke sagen ließ, es möchte auseinandergehn, sein Jubelruf thäte ihm wohl, aber er störte die ernste Arbeit, die noch vor Morgengrauen beendet sein müsse, da war kein Lärmen und Schreien in den dichten Massen, schweigend und ohne Säumen verlief sich die Menge, und bald war der noch kurz zuvor so dicht gefüllte weite Platz menschenleer. — Die Stille der Nacht senkte sich mit ihrer Feierlichkeit über die Hauptstadt, nur ins königliche Palais zog heute der Friede des Schlafes nicht ein, dort blieben ernste Männer, deren Ja und Nein die Geschicke von Nationen bestimmen, bei gewichtiger, hochbedeutsamer Arbeit versammelt und besiegelten gewiß mit schwerem Herzen eine Entscheidung, welche durch die Anmaßung und Brutalität eines verblendeten Nachbarstaates herbeigeführt worden war, hoffentlich den Anstiftern zum eigenen

Verderben. Schon längst war es Mitternacht vorüber, und noch immer saß der greise König mit seinen Paladinen in ernster Beratung zusammen; der Telegraph trug die folgenschweren Beschlüsse dieser Nacht sofort in alle Teile des Landes, und noch ehe der Morgen graute, war die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee ausgesprochen, die französische Herausforderung also angenommen, der deutsch-französische Krieg eine Thatsache geworden. Erst dann trennten sich die ernsten Männer dort im königlichen Palais und suchten ihr Lager auf, aber welche Gedanken werden auch dann noch ihren Geist beschäftigt haben? Große, bedeutsame Gedanken, die hoffnungsvollen Keime einer schönen Zukunft, Ideen von der Größe und Einheit des deutschen Landes, das ja soeben aufgerüttelt wurde aus den lähmenden Banden des Sondergeistes zum Bewußtsein seiner nationalen Kraft durch das Erwachen des Einheitsgedankens in allen seinen Fürsten und Stämmen.

So schloß der Vorabend des gewaltigen Krieges in der preußischen Hauptstadt, und gewiß ein jeder, der ihn mit durchlebt, wird die Erinnerung an die großen Momente, die er gebracht, festhalten für sein Leben.

Der Tag, der auf jenen denkwürdigen 15. Juli folgte, war freundlich und hell. Wieder war auf den Straßen Berlins buntes Gewoge; die Leute debattierten lebhaft miteinander, wie gestern; — die einen gestikulierten heftig, die anderen schritten Arm in Arm daher; viele, die sich begegneten, standen still, schüttelten sich verständnisvoll die Hände und eilten weiter. An allen Straßenecken boten mit lärmender Anpreisung die stets glattkehligen Zeitungskolporteure männlichen und weiblichen Geschlechts die Tagesjournale aus, etwas Neues aus Frankreich sollte darinnen stehn, Erklärungen Grammonts im Ministerkonseil, die Mobilmachung des französischen Heeres, fanatische Aufregung des ganzen Volkes, fieberhafter Jubel in Paris und heiße Sehnsucht nach Revanche für Sadowa. Der Absatz war reißend, laut wurden die interessantesten Stellen aus den Blättern

auf den Straßen vorgelesen, dichte Scharen sammelten sich um den Vorleser, der zuweilen von Gelächter, öfter von Ausrufen der Entrüstung unterbrochen wurde, dazwischen tönte das Hurraschreien der Knaben, die schon in voller Siegeswonne schwammen. Heute ließen sie Schule Schule sein; dort in den dumpfen Klassenzimmern wars so langweilig, aber hier am mächtigen Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden vor des Königs Palais wars heiter und sonnig. Herab von seinem hohen Postament blickte der alte Fritz, aber er drohte diesmal nicht mit dem Krückstock, wie damals, als er noch leibhaftig in den Straßen von Berlin einherritt und die ihn neckenden Knaben mit strenger Miene, aber freundlichem Herzen an die Schule mahnte, er war schon etwas griesgrämig in jener Zeit, ihn drückte die Last des Alters und die Wucht der Erfahrungen eines ruhelosen, thatenreichen Lebens. Doch hier unter den Linden, auf hohem Postament, sitzt er stattlich zu Roß in der Würde des Herrschers, umgeben von allen seinen Generalen, als sollts in die Schlacht gehen wie damals, als er gegen alle Regeln der Kriegskunst, aber mit seiner ureigenen Genialität bei Leuthen dem feinen, bedächtigen Daun mit einem Häuflein Brandenburger Wachtparade die Wege wies. Die Knaben wußten das, sie hattens jüngst erst in der Schule gelernt, sie wollten dem Alten da oben in ihrer Weise zeigen, daß sies begriffen hätten. Und fort flogen die Schulbücher, „laßt uns Krieg spielen!" rief ein mutiger Junge mit fröhlichen, hellblickenden Augen. „Ja Krieg!" jubelten die anderen nach, „Franzosenkrieg! — Wer will Franzose sein?" Da aber war guter Rat teuer, keiner wollte den Franzmann machen, das war despektierlich für einen deutschen Jungen, und es gab ein Streiten und Zanken, immer erhitzter wurden die jugendlichen Gemüter, und bald waren die kleinen raufluftigen Gesellen im heißesten Handgemenge und lieferten eine kleine Franzosenschlacht auf ihre Art. An weidlichen Prügeln fehlte es auch dieser Schlacht nicht, und unter Lärmen und Schreien wurde den Mußfranzosen das Fell durchgegerbt. Das war doch etwas zu bunt

für eine amtsbeflissene Schutzmannsseele; bedächtig strich sich der Mann der Ordnung den Bart und zog dann sein Gesicht in grimmige Falten; mit einer Donnerstimme trieb er die lose Schar auseinander, etwas betroffen und niedergeschlagen schlich sie von dannen, doch bald war die Eintracht wieder hergestellt, das Auge des Gesetzes vergessen, der mutige Junge mit den fröhlichen, hellblickenden Augen stellte sich an die Spitze; „unser Vater Moltke!" riefen ihm die anderen zu, und stolz ob dieses Titels kommandierte er mit Würde: „Bücher auf! Vorwärts nach dem Gendarmenmarkt!" Der bärtige Schutzmann sah ihnen nach und lächelte, „verdammte Bengels", murmelte er vor sich hin, „aber man kann ihnen nicht böse sein, und heute drückt man schon ein Auge zu"! Er schritt gravitätisch weiter und ließ den kampfesmutigen Gesellen ihr Spiel.

Harmlose, glückliche Jugend, wüßtest du, wie viel Not und Elend, wie viel Jammer und Leiden dieser eine Ruf „Krieg" heraufbeschwört, wenn er unter die Völker fährt und sie aufrüttelt aus ihrer friedlichen Arbeit, du würdest einhalten mit deinem Jubel und dich bedenken mit deinem Spiel, — doch thue es nicht, spiele und juble weiter, denn auch viel Heldensinn und Opfermut, viel Stolz und Begeisterung erweckt der Krieg mit seinen flammenden Kampfesfackeln, den besseren Geist eines Volkes schreit er donnernd auf, daß er hervortritt, ein einziger kühner Gedanke voll glühender Hoffnungen und hochherzigen Glaubens, ein Hort der Kraft und der Ehre, des Rechts und der Wahrheit. Da schweigen die sondersüchtigen Bestrebungen der einzelnen, der Parteien und der Berufsklassen, der reinere Odem hoher, gemeinsamer Ziele drückt auch dem Egoisten den Stempel einer allgemeinen Idee auf und ordnet ihn dem Ganzen unter, schließt die verschiedenartigen, schwer sich fügenden Glieder aneinander und schafft einen harmonischen Volkskörper voller Lebenskraft und Thatendurst, bereit, an die Erfüllung seiner Hoffnungen das Höchste zu setzen, für die Größe des Vaterlandes das Aeußerste zu wagen. Juble weiter, harmlose Jugend! Das Sammeln

ernster Gedanken überlaß den Aelteren, die, reifer an Geist als du, aber auch todesmutiger und opferbereiter als du, sich anschicken, das Schwert aus der Scheide zu ziehn auf des Königs Ruf zur Rettung des Vaterlandes und auch zum Schutze deiner glücklichen Freiheit!

Um die Litfaßsäulen hatten sich heute dichte Gruppen gebildet, Männer mit grauem Bart, Gestalten im kraftvollen Mittag des Lebens, Jünglinge voll feuriger Gedanken. Was mochten sie nur haben, daß sie alle so begierig auf diese Säulen blickten, deren alltägliches Gewand von Zetteln und Reklamen sonst von den Vorübergehenden nur flüchtig mit den Augen gestreift wird? Wieder ein offizieller roter Zettel, aber keine Konkurrenznachricht von Gebrüder Kauffmann, kein lyrischer Erguß der goldenen Hundertzehn, auch kein Sensationsbericht, der eine Belohnung für die Entdeckung eines Einbrechers oder gar für die Einbringung eines Raubmörders aussetzt, heut war es ein Ereignis ganz anderer Art, so gewichtig, wie selten eines an dieser dickleibigen Intelligenzsäule des Tages zu lesen war, welches den Vorübergehenden zwang, still zu stehen und sich seinen Inhalt einzuprägen. Da stand er mit dürren, klaren Worten, in Moltke'scher Kürze abgefaßt, der Befehl zur Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee. Doch nicht wie 1866 forderte er zu einem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche auf, heut galt sein lakonischer Ruf dem alten Erbfeinde deutschen Namens und deutscher Größe, gegen ihn wollte er die norddeutsche Wehrkraft zu den Fahnen sammeln. Da gabs kein Bedenken und Zagen, kein Kümmern und Sorgen, denn wenn der Franzose marschieren läßt, dann weiß der deutsche Mann, daß er nicht zu Hause bleiben darf bei Muttern hinter dem Ofen, sondern daß er zu kämpfen und zu wagen, und wenn es sein muß, zu sterben hat für das höchste Gut seines Volkes, die Freiheit.

Und was ein solches Gefühl bedeutet, wie es hinreißt und beseligt, man sah es an jenem Tage an den Litfaßsäulen zu Berlin in aller Mienen und Geberden.

Und wie jener Befehl dort an den Litfaßsäulen zu Berlin zu lesen stand, so laut und vernehmlich war er in alle Teile des Vaterlandes gedrungen; aus dem stillen Heimatsdorf rief er sie fort vom Pfluge, die wackeren Bauernsöhne, aus den Städten die Blüte des Landes von der Arbeitsbank ebensogut wie vom Studiertisch; dahin sank Hammer, Hobel und Elle, fortgeworfen wurde die Feder und der ganze Gelehrtenkram, und hin gings zum Sammelplatz, wo die Fahne wehte und die Trommel rief zu ernsterem Geschäft. Ja, alte Männer, längst ausgediente Soldaten, sie verließen ihr bequemes Asyl, welches sie zur Ruhe ihres Lebensabends sich geschaffen hatten, und wieder preßten sie die ungelenken Glieder in den strammen Militärrock. Die Universitäten, die Schulen entvölkerten sich, leer wurden die großen Kaufmannshallen, die Etablissements der Industrie, durch das ganze Vaterland ging ein Sturm der Begeisterung, von allen Seiten wogte und wallte es herbei zum heiligen Kampf, gerade wie damals, als es galt, den ersten Bonaparte vom deutschen Boden zu jagen, aus der Arena seines höchsten Ruhmes bis zu dem einsamen Erdeneiland im großen Weltmeer, dem wogenumbrausten St. Helena.

Es war dasselbe großartige Bild eines sich emporraffenden Volkes, dem die Not, die eiserne, den richtigen Weg zeigte aus den Klippen und Felsen eines zerklüfteten Sonderlebens zu der sonnigen, nebelfreien Höhe der Einheit und Größe. Es war hohe Zeit geworden, daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit die deutsche Nation ergriff; daß dieser Weckruf uns von Frankreich kam, daß er wie ein Blitz jäh und strahlend in das Dunkel unserer Zerrissenheit schlug, das war ein Glück, welches jahrhundertelange Entfremdung tausendfach aufwog, und zugleich eine Lehre, daß es ein Schicksal giebt, welches nach ewigen Weltgesetzen auch die widerstrebenden Völker in die ihnen zugewiesenen Bahnen treibt und sie zwingt, die Mission zu erfüllen, zu der sie berufen sind.

Norddeutschlands heerespflichtige Jugend sammelte sich zu den Fahnen, aber auch die, welche nicht mitziehen konnten in

die Feldschlacht, waren nicht müßig daheim, auch sie rührten sich an allen Orten und thaten sich zu Vereinen zusammen, um auch ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen und den in geschlossenen Scharen zum Rheine eilenden Kämpfern diesen Weg zum Triumphzug zu gestalten.

Was an freiwilligen Gaben schon in wenig Tagen zu diesem schönen Zwecke zusammenfloß, was an hochherziger Liebesthat an allen Orten, welche die Krieger auf dem Schienenstrange passieren sollten, geleistet ward, war großartig genug, um zu zeigen, daß das Volk begriff, was sein König gewiß mit schwerem Herzen unternahm, es ward willig genug gegeben, um den Ausziehenden das Bewußtsein in die Seele zu pflanzen, daß die ganze Liebe, Hingebung und Aufopferung des gesamten Vaterlandes ihnen folgte in Schlacht und Sturm hinaus, daß die Blicke aller mit treuer Sorge und doch zugleich mit stolzer Begeisterung auf die Jugend des Landes gerichtet waren, die da bereitstand, ihr Herzblut für die gute Sache hinzugeben.

Freilich waren diese Zurückbleibenden keine Heißsporne, wie die Franzosen, die da wähnten, die deutsche Armee sei ein Spielzeug, welches man in die Tasche stecken könne, wie es jene Riesentochter einst mit dem Bäuerlein und seinem Pfluge machte, sie waren auch nicht ganz so hoffnungsfreudig, so heiter und siegesmutig, wie die wackere deutsche Jugend, die darauf brannte, nach alter Väterart die angeborene Kraft in kühnem Zweikampf mit dem ränkesüchtigen Erbfeind zu messen, die aber, nur von diesem einen Gefühl durchdrungen, an die kommende Not und Entbehrung, an die lauernde Gefahr und den sich mit Schwert und Sense rüstenden Tod nicht dachte; nein, jene Zurückbleibenden waren weitschauende Männer, die mit deutschem Vorbedacht und deutscher Ueberlegung die Zukunft erwogen und bei aller froher Zuversicht doch mit aufrichtigem Schmerze den ganzen gewaltigen Ernst eines Krieges sich vor die Seele führten, welcher der Leiden viele bringt, auch wo er Ruhm und Sieg an die wallenden Fahnen heftet. Sie wußten, daß es auch an

ihrer ganzen Opferwilligkeit nicht fehlen dürfe, und darnach handelten sie.

Sammelstätten wurden für die Bedürfnisse der Krieger errichtet, auf daß diese nach ermüdenden Märschen und heißen Schlachten fänden, was Leib und Seele stärkt und mit neuer Frische belebt. Ein großer Centralverein bildete sich in Berlin; von ihm erging ein Aufruf in alle Gaue des Vaterlandes; er blieb nicht ungehört. Von allen Seiten strömten die freiwilligen Gaben herbei, Speise und Trank, Geld und Cigarren, Erfrischungen für die Verschmachtenden und warme Sachen für die, welche in kalten Nächten am Biwaksfeuer und auf der Feldwacht den beschwerlichen Dienst für des Vaterlandes Heil versahn.

Aber auch an die Siechen und Wunden wurde schon jetzt gedacht, Lazarette wurden eingerichtet, luftige Baracken gebaut, weiche Decken und Betten in Fülle geliefert, von vorsorglicher Frauenhand Charpie gezupft und Leinewand gespendet, Binden und Bandagen genäht, damit es nach blutigem Kampf auch an den so notwendigen Linderungsmitteln nicht fehle. Das ganze Land glich einer großen Liebeswerkstatt, jeder einzelne half mit und arbeitete seine Thränen und Sorgen mit hinein, hatte doch fast ein jeder liebe Anverwandte, die mit in den Krieg zogen auf des Königs Ruf.

Die Johanniter machten sich bereit, um auch auszuziehen über den Rhein, worauf das rote Kreuz auf weißem Grunde, welches wie ein Gruß aus dem Tempel der allgemeinen Menschenliebe wohlthuend über die Stätten des Grausens und Entsetzens weht. Dort, wo bald die Feldschlacht toben sollte, war der Johanniter Platz, der Wirkungskreis ihrer gefährlichen und doch so segensreichen Pflicht. Die Verwundeten wollten sie heraustragen aus dem Gewühl der Schlacht, die Verschmachtenden erquicken, den Sterbenden noch den letzten Labetrunk reichen, die treuen Toten betten in fremder Erde mit warmer Bruderhand und ihnen ein Kreuz setzen auf das lorbeerumgrünte Heldengrab.

Und viele Freiwillige zogen mit ihnen, es hielt sie nicht zu Haus, wo alles hinauseilte in den heiligen Kampf; die Waffe konnten sie nicht führen, das Schwert nicht in die Feindesreihen tragen, aber das rote Kreuz wollten sie hochhalten mitten im Lärm der Entscheidungsschlacht, das rote Kreuz, jenes hohe Sinnbild der Humanität, welches auch da, wo jedes weichere Gefühl erstirbt, die ewigen Menschenrechte fordert und der wilden Leidenschaft Achtung gebietet vor des Wehrlosen Schmerz und dem Nahen des Todes.

Und auch das deutsche Weib, in Entsagung ebenso groß wie in Aufopferung und Duldermut, verließ die freundlichen Stätten seines stillen Wirkens, um dort auf Frankreichs Boden ein anderes Feld segensreicher Thätigkeit sich zu suchen. Freilich zog sie nicht mit in die brausende Feldschlacht, wie einst in jenen Urzeiten deutschen Lebens, wo das prophetische Wort der Frau und ihr den Tod verachtender Heldenmut den Streit der Männer entschied, wo ihr ahnungsvolles „Kehr um" selbst den stolzen Drusus zum Gehorsam zwang und ihn abschreckte von dem Vordringen in die deutschen Wälder. Diese Zeiten waren dahin, die deutsche Staatengründung und die unser Volk allmählich durchdringende Civilisation haben die deutsche Frau zu sanfteren Sitten gewöhnt, sie mit dem Diadem hoher Weiblichkeit geschmückt, aber der echte Heldensinn war in ihr nicht erstorben; nicht auf dem Schlachtfelde suchte er sich zu bethätigen, aber in reicher Liebesfülle an den traurigen Orten, wo der Schmerz zum Tode Getroffener zum Himmel rief, wo es zu lindern und zu heilen, zu pflegen und zu erquicken galt. Dort fand die deutsche Frau ihren Platz, und dort hat sie treulich gestanden auf unermüdlicher Wacht, keine Mühe und keine Entbehrung gescheut, kein Grausen empfunden bei all dem Schrecklichen, das ihre weiche Seele schauen mußte.

Freilich gab sich diese Opferthätigkeit, die sich im Innern des Landes in jedem Winkel rührte, nicht so rauschend, als die Begeisterung, welche die zu den Fahnen eilenden Krieger durch-

zuckte, aber der sie leitende Impuls war darum nicht minder tief und nicht minder nachhaltig, und es erhebt und erquickt das Herz, welches sich der Betrachtung auch dieses unermüdlichen Strebens zuwendet, durch welches die Großartigkeit jener Julitage erst ganz und voll zu jenem harmonischen Bilde sich gestaltet, das wir unseren Kindern und Enkeln überliefern wollen zur Nacheiferung in hohen Gedanken und würdigen Zielen.

Ja, es war ein Schaffen und Mühen, ein Sorgen und Jubeln in jenen ersten Tagen, die der Mobilmachung des Heeres folgten, und hätten die fränkischen Großen, die fränkische Nation und der fränkische Kaiser ein Auge für eine solche Begeisterung und für den tiefen Sinn, der in ihr lag, gehabt, dann würde ihnen das Herz vielleicht banger geschlagen, das Gewissen beredter gesprochen haben, als sie einen Ueberfall noch nie dagewesener Art gegen ihren deutschen Nachbar in Scene setzten.

Und wenn das Gewissen auch der französischen Nation nicht deutlicher zu Herzen redete, in ihrem Kaiser hat es nicht geschwiegen. Doch, wer wollte ergründen, was in den Nächten jener Zeit seinen nicht Ruhe findenden Geist durchzitterte, was ihn quälte und trieb, mit fieberhafter Hast an ein Unternehmen heranzutreten, das sonst die kalte Ruhe, die eiserne Besonnenheit, die tiefste Ueberlegung eines klaren, sich seiner Ziele vollbewußten Herrschergeistes erfordert?

Napoleon hatte sich verrechnet, denn als er an die süddeutschen Staaten ganz heimlich die Frage richtete, welche Stellung sie in dem jetzt beginnenden Kriege einzunehmen gedächten, und ihnen ein Bündnis anbot, da zeigten sich auch die Kabinette jenseits des Maines ihrer Abstammung würdig; die von Napoleon gezogene Mainschranke zwischen Nord und Süd stürzte zusammen, und während der kräftige Baier, der fröhliche Badenser und der sangesmuntere Württemberger aus vollem Herzen und mit ganzer Liebe dem nordischen Nachbar die Bruderhand reichten, da eilte als Antwort auf die welsche Anfrage die Kriegserklärung der süddeutschen Staaten hinüber an die Seine, die süddeutschen

Heere wurden zum heiligen Kampf gegen den Erbfeind mobil gemacht, und die Einheit Deutschlands stieg auf am Sternenhimmel einer neuen Zeit, ein hellleuchtendes Gestirn, und strahlte den übrigen Völkern Europas so blendend in die Augen, daß sie ruhig blieben und in müßiger Zurückgezogenheit des Ausgangs eines Dramas harrten, wie es großartiger die Weltgeschichte bisher noch nicht geschaffen hatte.

Wir haben in kurzen Zügen ein allgemeines Bild jener aufregenden und doch so herrlichen Julitage zu entwerfen versucht, um von neuem die Gemüter mit einer gewissen Lebhaftigkeit im Gedenken dieser Tage zu erfüllen, sie in eine gewisse Wärme für das zu versetzen, was wir im folgenden zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr der Tage, in denen das neue deutsche Reich entstand, aus eigenen Erlebnissen erzählen wollen. Freilich sind ja die Erlebnisse eines einzelnen, wir möchten sagen, nur winzige Pinselstriche in dem gewaltigen Bilde großer Weltereignisse, aber das eine haben sie für sich, das Gepräge der Individualität. Denn das, was der einzelne geschaut und erlebt, giebt er wieder unter dem Eindruck seiner ihm eigenen Beobachtung und Empfindung, er impft seinen Schilderungen gleichsam seinen eigenen Geist ein, und darin liegt ihre Originalität, welche sie brauchbar macht auch für die Geschichte.

Ein zweites kommt hinzu. So gewaltig, so großartig und gestaltungsreich in seinen die Welt in Erstaunen setzenden, entscheidenden Momenten der deutsch-französische Krieg auch gewesen ist, so tief und unauslöschlich sich auch besonders diese Momente den Gemütern aller eingeprägt haben mögen, gerade die mannigfachen Episoden, die jeder einzelne und zwar jeder gerade so, wie er sie erlebt, nur allein durchgemacht hat, gehen unter der Wucht der großen Entscheidungen, die die Blicke aller Welt immer von selbst auf sich lenken werden, verloren, sie fallen der Vergessenheit anheim, wenn sie nicht besonders ans Licht gezogen werden. Und doch sind diese Einzelheiten, auch für sich

betrachtet, oft interessant genug, um Beachtung zu verdienen, es liegt in ihnen nicht selten ein kulturhistorischer Wert, den der nicht unberücksichtigt lassen darf, der es unternimmt, jene Zeit ganz und vollkommen darzustellen, in der Frankreich seine Vergeltung empfing und Deutschland einig wurde. Gerade aus solchen Einzelschilderungen nimmt der Geschichtsschreiber jene oft so angenehm wirkenden Schlaglichter, jene bunte Abwechslung, jenes bestechende Kolorit, ohne welche Zuthaten, die die ganze Zeit charakterisieren, auch die wahrste Erzählung geschehener Weltereignisse matt und leblos bleibt. Diese unzweifelhafte Thatsache mag auch die Veröffentlichung der folgenden Selbsterlebnisse rechtfertigen und ihnen einen bescheidenen Platz einräumen unter den unzähligen Darstellungen, welche der große Nationalkrieg hervorgebracht hat.

Wenn sie nur wenige erfreuen, die sich mit liebevollem Interesse in ihre Bilder vertiefen, wenn sie nur imstande sind, das Auge, welches über sie hingleitet, fort aus den Wirren der Gegenwart in jene große Zeit nationalen Aufschwungs zu entführen und Stimmungen hervorzulocken, wie sie damals alle Edeldenkenden bewegten, dann haben sie ihren Zweck erfüllt, dann sind sie nicht umsonst geschrieben.

II.

Der Abschied.

Alle Welt weiß und spricht es oft aus, daß ein echter deutscher Student Hans in allen Gassen ist. Es gilt dies im Scherz, wie im Ernst. Giebt es etwas zu raufen, einen lustigen Streich auszuführen, der Student wird nicht fehlen; aber gilts, ein Bubenstück zu strafen, den Säbel zu schwingen, für die Heimat zu kämpfen, dann ist der deutsche Student auch dabei; er hat nicht umsonst schon in der Schule gelernt, daß es süß und ehrenvoll ist, für das Vaterland zu sterben.

Auch wir, die wir damals die Hochschule besuchten, als der welsche Ruhestörer wieder einmal an die deutschen Thore pochte, hatten denselben Geist. Wir hatten manchen lustigen Streich ausgeführt in den vergangenen Semestern, manchem getreuen Wächter der Nacht das Leben sauer gemacht, auch des Karzers interessante, mit manchen hochbedeutenden Namen verzierte Wände waren uns nicht unbekannt geblieben, aber ein lebensfrisches, ehrliches deutsches Herz schlug in uns, das sich für Recht und Wahrheit wohl begeistern konnte und nicht zu Hause bleiben mochte, wo es auch im Ernst zu fechten galt. Ein tüchtiger Gang mit dem Franzmann, das mußte herrlich sein, da konnte der deutsche Student zeigen, daß er nicht umsonst die Kollegia geschwänzt und sich auf dem Paukboden umhergetrieben hatte. Er wußte die Klinge zu führen auch gegen den prahlerischen Feind; an Mut fehlte es ihm nicht, an Lust und gutem Willen auch nicht, und so jauchzten auch wir damals, wie Deutschlands ganze Jugend, mit Begeisterung der Nachricht zu, daß der Franzose Miene machte, mit uns anzubinden.

Es war ein bewegtes Treiben in jenen Tagen dort im schattigen Kastanienwäldchen zu Berlin, auch die Friedrich-Wilhelms-Universität wollte sich mit Schwert und Harnisch rüsten, wie sies anno 13 gethan, als unsere Großväter hier noch in die Schule gingen.

Es war kein Halten mehr unter der Berliner Studentenschaft, die hierher zu gemeinschaftlichen Interessen aus allen Teilen der Monarchie und noch weiter her zusammengeweht war. Stolze, feurige Reden wurden da gehalten, mit Parabeln und Hyperbeln wundersam gewürzt, aber sie zündeten, und das war genug. Vergebens mahnte der laute Glockenschlag in der Vorhalle, daß das akademische Viertel zu Ende sei; die Bänke blieben leer in den dumpfen Auditorien, es wollte sich mit erregtem Geist und stürmischem Herzen nicht mehr studieren lassen. Eines Tages hatten wir unsere Köpfe besonders erhitzt; ein tiefer Ingrimm hatte uns erfaßt über jenen napoleonischen Ränkeschmied an der

Seine, und es war gut, daß er nicht hören konnte, was damals deutsche Studenten über ihn sprachen; ein bemooftes Haupt von echtem Schlage, mit mancher schönen Quart im Gesicht, hielt gerade eine feurige Ansprache, als unser alter, wackerer Portier, der uns oft mit einem Glase guten Patzenhofer Bieres und mancher illustrierten Schrippe nach besonders ermüdenden Vorlesungen versorgt hatte, gravitätischen Schrittes auf uns zutrat und uns das neuste Zeitungsblatt entgegenhielt.

„Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren," sagte er kopfschüttelnd, „es wird nichts, — der Hohenzoller hats ausgeschlagen, hier steht es schwarz auf weiß."

Ein allgemeines enttäuschtes „Ah" war unsere Antwort. Die Nachricht war kaltes Wasser auf unseren Feuereifer; umsonst hatten wir unsere himmelstürmenden Reden gehalten, umsonst von Lorberkränzen geschwärmt, es war wieder nichts mit unseren Illusionen. Schweigend schlichen wir auseinander, in die Auditorien hinein; der alte Portier schaute uns schmunzelnd nach und rieb sich die Hände; er allein gewann bei dieser Nachricht, denn nun brauchte er seinen Frühstückstisch nicht zu schließen und konnte sein Patzenhofer weiter schenken. Die alte, gute Haut! Denn nicht um seinetwillen allein freute es ihn, daß es nichts war mit dem Kriege, „wo Holz gehauen wird, da fallen auch Späne", brummte er vor sich hin, „und es wäre doch schade um die schöne, kluge Jugend"!

Die Vorlesung war beendet; ich machte, daß ich nach Hause kam. Ich wohnte damals in der Simeonsstraße; mein Wirt war ein ehrsamer Schneidermeister, ein dürres, zimperliches Männchen, blutarm, aber eine gutmütige Seele. Ich unterhielt mich öfter mit ihm, und dadurch hatte ich bei ihm einen Stein im Brett. Heute aber war ich zu ärgerlich, ich sprach gar nicht, sondern ging gleich in mein Zimmer, streckte mich aufs Sopha und dachte an die Misère des Daseins. Das Schreckgespenst von Examen trat vor mich hin, und mir schauderte davor, was ich wissen sollte und was ich noch nicht wußte; alle solche Skrupel

hätte ein frischer, fröhlicher Krieg hinweggeweht wie die Spreu, und nun mußte der Hohenzoller abdanken.

Mein Wirt kam auf den Zehen, wie er es stets zu thun pflegte, zu mir herein und brachte mir meinen Kaffee.

„Es wird nichts!" sagte ich zu ihm.

„Gott sei Dank!" meinte er und war wieder aus der Thür. Ich aber versenkte meine üble Laune in den edlen Mokka, ergab mich in mein Schicksal und las die Nibelungen nach Carl Lachmanns Ausgabe, den Streit der Burgunden gegen die Heunen in Etzels Land, Krimhildens schreckliche Rache und Hagens Tod. Wie erregten sie meine Phantasie, diese grausigen Bilder längst vergangener Kämpfe, die nur in des Volksliedes ergreifenden Tönen wie aus geheimnisvollem Dunkel zu uns herüberklingen; mich packte die Großartigkeit dieser Schilderungen, die Gegenwart entrückte sich meinem Geist, und bald waren Spaniens Königskrone und der drohende Franzmann vergessen.

Mehrere Tage vergingen, bald ward der Gedanke von dem europäischen Frieden in meiner Brust wieder heimisch, und auch das Examengespenst fing an, von seinem Schrecken etwas zu verlieren. Ich stellte Betrachtungen darüber an, was für ein wundersames Wesen doch der Mensch sei; abhängig in Stimmung und Empfindungen von allem, was von außen auf ihn wirkt; hin- und hergeworfen von dem Strom der Ereignisse, wiegt er sich in jeder Welle, — und ist ein anderer überall und doch derselbe.

Meine Thür ward heftig aufgerissen, furchtbar aufgeregt stürzte mein sonst so ruhiger, leiser Wirt ins Zimmer.

„Bester Herr Doktor," — ich wars damals noch nicht, doch jeder Student hieß bei den Vermietern so, „nun gehts doch los," rief er ängstlich.

Ich fuhr empor, ließ die Feder fallen, denn ich hatte gerade geschrieben. Hatte ich recht gehört? Vor mir stand der arme Schneidermeister, am ganzen Leibe zitternd, ein Zeitungsblatt in seinen fliegenden Händen. Ich wußte, es war die Staatsbürgerzeitung von Karl Held. Als echter Berliner Bürger

trieb auch mein Wirt Politik und hielt, so arm er war, mit mehreren guten Freunden zusammen sein Journal, auf dessen Meinung er Brief und Siegel schwor. Ich nahm ihm das Blatt aus den Händen, die Begegnung Benedettis in Ems mit unserem König stand darin; mit einem Schlage war die Situation verändert, Frankreich wollte Krieg um jeden Preis.

„Ja freilich, nun gehts los!" sagte ich, „da giebts kein anderes Rezept."

„Ich unglückliche Kreatur," jammerte mein Wirt, „alle meine Kunden müssen mit, denn ich lebe von den Jungen, die Alten brauchen nichts; Sie gehen auch fort, mein Mieter nebenan ebenfalls, und meine Zimmer bleiben leer, was soll aus mir und meinen Würmern werden?"

Ich fühlte, der Mann war zu beklagen, aber wie konnte ich ihm helfen? Ich schwieg, und er schlich wieder aus der Thür. Mir wars sonderbar zu Mute; Krieg gabs, das stand nun außer Frage, und ich mußte mit; hatte ich doch gedient schon vor Jahresfrist und dort auf dem wohlbekannten Kasernenhof in der Karlsstraße als flotter Gardemann meine uneleganten Gewehrgriffe gemacht, ich war Reserveunteroffizier geworden, und den konnte der König jetzt gebrauchen. Eine Schwindel verursachende Begeisterung erfaßte mich, es hielt mich nicht mehr zu Haus, ich stürzte auf die Straße und mischte mich unter die Menschenmassen. Alles jubelte über die stolze Abfertigung, die dem glattzüngigen französischen Diplomaten zu teil geworden war, ich jubelte mit, ließ mich mit fortdrängen in Gambrinus Hallen und leerte manch volles Glas auf meines Vaterlandes Wohl. Muntere Biernymphen kredenzten uns den Gerstensaft, auch sie waren heute Patriotinnen vom reinsten Wasser, schwärmten von Tapferkeit und Kriegslorberen, wollten selbst die Muskete tragen und mit gen Frankreich ziehn. Wie brannte ihr liebeweites Herz heut den Kriegern entgegen, sie schwangen die Gläser auf der Soldaten Gesundheit und wünschten zum Abschied glückliche Wiederkehr, die gefeiert werden sollte mit schäumendem Champagner;

ein Händedruck, ich stand wieder auf der Straße, und die holden Biernymphen waren vergessen für alle Zeiten. Ich drängte mich durch die dichte Menschenmenge, die auf den Straßen flutete, hindurch bis zu des Königs Palais; fröhlicher Soldatenmut und ausgelassene Kriegslaune kamen über mich, und auch ich habe dem heimkehrenden Monarchen aus voller Brust mein Hurra zugerufen.

Am nächsten Tage packte ich meine Bücher sorgfältig in Kisten zusammen, versiegelte das, was ich je in meinem Leben gedichtet und geschrieben hatte, und übergab manches dem Feuer, was für ein anderes Auge nicht bestimmt war. Es hat ja jeder Mensch auch schon in der Jugend so seine kleinen Geheimnisse, die mit ihm vergehn und sterben müssen. Das Ganze übergab ich dann zu Schutz und Obhut meinem Vetter, meinem Stubengenossen, rief meinen Wirt, zahlte ihm seine Miete und nahm von dem biederen Schneidermeister Abschied, der vor Wehleid fast vergehen wollte.

Noch eine Pflicht hatte ich zu erfüllen, ernst und schwer, ich wollte Abschied nehmen von meinen Eltern. Ihre beiden Söhne mußten mitziehn in den Krieg; ich konnte mich in Gedanken hineinversetzen in ihre Empfindungen, und darum bangte mir vor der Abschiedsstunde. Ich nahm mir vor, recht fest zu sein; mit diesem Vorsatze eilte ich nach dem Bahnhofe, der Zug stand zum Abgang bereit, meine Vaterstadt war nahe, die nächste Station. Ich stieg ein, drückte mich tief in die Kissen und hing meinen Gedanken nach. Ernste und heitere Bilder zogen an mir vorüber, sie führten mich hinüber in einen kurzen, traumhaften Schlaf, und als ich erwachte, war ich in meinem Heimatsort. Mit etwas zagender Seele schritt ich dem Elternhause zu. Ich fand daselbst meine Einberufungsordre schon vor, Schrecken und Sorge hatte sie genug verursacht; doch das war nicht zu ändern. Ich beschwichtigte die traurigen Empfindungen, so gut ich konnte, und suchte aus dem Mutterherzen jene düstere Ahnung zu verscheuchen, die es immer beschleicht, wenn es die in Gefahren gehn sieht, die ihm lieb und teuer sind.

Mein Bruder brannte wie ich auf den Krieg, er hatte schon 66 mitgemacht, er wollte auch diesmal nicht fehlen; aber seine Einberufungsordre war vergessen oder verzögert worden, er beschloß, sie nicht abzuwarten; er wollte bleiben, wo ich blieb, und das war brüderlich von ihm.

Am 18. Juli war Gestellungstag in Brandenburg; wir wollten beide 24er werden, die schon dort oben in Schleswigs meerumwogten Feldern bei Düppel gestürmt und auf Alsen gerungen, die auch beim 66er Jagen nicht zu Hause geblieben waren. Ein altes, gutes preußisches Regiment! — Wir kannten es aus früheren Zeiten, es hatte einst in unserem Heimatsorte garnisoniert, und mancher uns gut bekannte Offizier aus jenen Tagen stand noch in demselben. Es war der Armee des Prinzen Friedrich Carl zugeteilt, zu dessen Korps es schon 64 gehört; unter seinem Oberbefehl sollte es wieder kämpfen, und was das zu bedeuten hatte, wußten wir und gedachten dessen mit Stolz.

Wir mußten die Zeit benutzen, wollten wir alle die kleinen Geschäfte erledigen, die uns noch blieben. Zunächst mußte das Kriegsbündel geschnürt werden, alles sollte hinein, dessen ein Feldsoldat bedarf, Dinge, die im Alltagsleben meist unterschätzt werden, im Felde aber unentbehrlich sind. Zwei Marschhemden für jeden, wenige Paar Strümpfe, wollene, denn in diesen marschiert es sich besser, dazu ein wollenes Hemd und Leibbinden für die kalten Nächte, ein Paar weiche Schuh für die marschmüden Füße; Kamm, Bürste und Seife zur Soldatentoilette im Biwak oder in der Bauernhütte nach beschwerlichem Marsch in heißer Sonnenglut auf staubigem Boden; eine fliegende Apotheke, klein und winzig, aber oft von ungeheurem Wert; sie enthielt weiter nichts als Heftpflaster, Lorenz'sche Tropfen, ein wenig Salbe für manche unvorhergesehene Fälle, Hirschtalg zum Einreiben der wundgelaufenen Stellen, Charpie und Leinwand für den Augenblick der Not; zum Briefwechsel mit der Heimat Tinte, Feder, Papier und Kouverts mit schon beschriebenen Adressen, ein tüchtiges Brotmesser, ein wenig Fleischextrakt, Chokolade und

andere Dauersachen, eine Feldflasche, einige Cigarren, die unvermeidliche Marschpfeife mit gefülltem Tabaksbeutel; Putzzeug, das einem tüchtigen Soldaten nie fehlen darf, und eine volle Börse. Das war alles, was wir gebrauchen konnten, bald war es beschafft und unser Bündel geschnürt. Und nun gings ans Abschiednehmen. Wo der Mensch groß geworden und erzogen ist, da hat er viele teilnehmende Bekannte. Fast an jedes Haus knüpfte sich für uns eine freundliche Erinnerung; hier wohnte ein väterlicher Freund, dort ein Berater und Gönner, dort ein ehemaliger Schulgenosse, sie alle wollten uns noch ein „Glück auf!" mit auf den Weg geben, denn die Trennung konnte eine lange werden, konnte eine ewige sein. So vernahmen wir denn auf diesem Gange, der uns bei all den lieben Freunden und Bekannten vorsprechen ließ, manch ermutigendes Wort, fühlten manch warmen Händedruck und sahen auch hie und da wohl eine Thräne im Auge blitzen; aber „auf Wiedersehn!", das war doch jedweder Ausklang, wohin wir auch kamen. Am Abend ging es dann noch einmal an den alten Stammtisch, wo wir oft in glücklichen Friedenszeiten mit wackeren Bürgern und Erholung suchenden Beamten zusammengesessen und nach guter deutscher Art gekannegießert hatten. Heute war der alte Stammtisch ganz besetzt, alle die Alten waren da, die zurückbleiben mußten in der Heimat, aber auch alle die Jungen, die am nächsten Morgen zu den Fahnen eilen sollten, in den ungewissen Kampf hinaus. Es war eine gehobene Stimmung, wie es nicht anders sein konnte in einem Augenblick, wo der deutsche Rheinstrom Deutschlands wehrhafte Jugend an seine rauschenden Ufer rief.

„Klopft sie nur tüchtig, die vermaledeiten Franzosen, daß die roten Hosen in alle Winde fliegen!" rief schon beim fünften Glas der alte behäbige Gerichtsrat, der der langjährige Präses des alten Stammtisches war, und warf sich mit wichtigthuender Miene in die Brust.

„So ein abgelebter, heruntergekommener Franzose gegen Kerls, wie diese," meinte der hagere Stadtsyndikus und klopfte

den zwei stämmigsten Burschen unter uns recht treuherzig auf die Schultern, „eine wahre Pracht, meinen Sie nicht auch, Nachbar?“ Und der Nachbar, der kleine Gymnasialprofessor mit den geistvollen Augen, blickte uns durchdringend an: „Glaubs selber, wahre Hünengestalten gegen die nachrömischen Pygmäen jenseits des Rheines. — Kehrt gesund heim, aber mit dem eisernen Kreuz“, setzte mit zitternder Stimme ein alter Veteran hinzu, der schon als sechszehnjähriger Knabe die Feuer- und Wassertaufe an der Katzbach empfangen, und seine Augen leuchteten. Mit vollen Gläsern wurde auf diesen so ehrlich gemeinten Wunsch angestoßen, „Vivat die Krieger,“ klangs durch das alte gewölbte Stammzimmer so laut, daß die Spinnen oben in den Gewölbedecken erschrocken sich in die Winkel ihrer Gewebe flüchteten, und „Gott mit Ihnen“, schallte es uns noch von allen Seiten nach warmem Händeschütteln und Händedrücken nach, und wir hatten den alten Stammtisch verlassen; doch die Erinnerung an ihn zog mit uns, und oft haben wir seiner gedacht, wenn wir, durchfroren und durchnäßt, am nächtlichen Biwaksfeuer saßen und uns von der lieben Heimat erzählten. Der Wind pustete durch den umgehängten Mantel und peitschte uns die kalten Regentropfen ins Gesicht, unheimlich rauschte es im vor uns liegenden Walde, die Feuer brannten düster, ringsum lauerte der Feind. Alte Stammtischgemütlichkeit, wo warst du geblieben? Doch ich bin mit meinen Gedanken den Ereignissen vorausgeeilt, zurück also zum Heimatsort! —

Die Stunde der Abreise war gekommen, wir schnürten unser Kriegsbündel um, mein Bruder und ich, und sagten unserem Vater, der durch rheumatisches Leiden an das Zimmer gefesselt war, Lebewohl. Es war ein ernster Augenblick; viele werden einen solchen damals durchgemacht und durchgefühlt haben, es ist einer der Momente im Leben, wo der Mensch schwach wird und den weicheren Regungen seines Herzens nicht gebieten kann. Sie drängen sich hervor, ungerufen, man überläßt sich ihnen gern, mahnen sie doch an die heiligeren

Bande, die geheimnisvoll den Menschen an seine Erzeuger knüpfen.

„Seid nicht wagehalsig, aber stehet Euren Mann, Gott schütze Euch!“ sagte der Vater zu uns, noch ein Kuß, ein Händedruck, und wir eilten davon. Mutter und Schwester begleiteten uns nach dem Bahnhof; dort war es voll von Menschen, alle trieb ein gleiches Geschäft hierher. Väter und Mütter, Schwestern und Brüder, Gattinnen und Bräute gaben ihren Lieben das Geleit; in Gefahr und Tod zogen sie hinaus, da wird die Trennung schwer, der Gedanke an das Nimmerwiedersehn drängt sich hervor aus der Tiefe des Herzens und zeichnet seine düsteren Bilder in das Menschenauge.

Ein unbeschreibliches Gefühl durchzuckte meine Seele, als ich sah, wie so mancher Sohn an das jammernde Mutterherz, an die im stillen kämpfende Vaterbrust sank, wie so manche Braut, so manche junge Gattin mit thränenfeuchtem Auge zum letzten Male am Halse des Geliebten hing, als wollte sie ihn nimmer lassen, wie der Freund dem Freunde in tiefer Bewegung die Hand zum langen Abschied schüttelte, ohne eines Wortes mächtig zu sein. Ich blickte auf meine Mutter, sie hatte es gelernt, sich zu beherrschen, aber tief unten in innerster Brust kämpften und rangen gar seltsam traurige Gefühle, die nur der Sohn versteht, der in dem Herzen seiner Mutter zu lesen weiß. Ich spürte es, eine Thräne wollte mir ins Auge treten, ich wandte mich ab, ich schaute hinaus in die unendliche Ferne, hinein in den sonnigen Julihimmel; weiße Wölkchen zogen dort. Es war ein Wogen und Schwimmen im Aether, wie helle Sommerfreude; ich verlor mich in Gedanken, sie schweiften weit hinüber über den nahenden Sturm der kommenden Tage; mir wars, als sähe ich eine schöne Traumgestalt in wallendem Lichtgewand, sie trug eine Friedenspalme in ihrer Rechten und winkte mir mit freundlichen Grüßen zu, da fühlte ich plötzlich meine Hand gefaßt, ich fuhr empor aus meiner Träumerei und blickte in die treuherzigen Augen meines alten Freundes. Er nahm mich bei Seite.

„Leb wohl, lieber Junge," sagte er, „laß es Dir recht gut gehn!"

Er drückte mir etwas wie verstohlen in die Hand; ich fühlte, es war eine Summe Geldes; befremdet wollte ich die Hand zurückziehen, doch er hielt sie fest.

„Du darfst mirs nicht übel nehmen," meinte er, „Du kannst das Zeug da besser gebrauchen, als ich, und nun Gott befohlen, alter Junge!"

Noch ehe ich ihm das Geld zurückgeben oder mich bei ihm bedanken konnte, war er fort, auch ihn mochte wohl so etwas wie Rührung übermannt haben, die er nicht sehen lassen wollte. Ich habe das Geld behalten als einen Talisman, und es hat mir Glück gebracht.

Der Zug brauste heran, von neuem erhob sich die Abschiedsklage rings umher, „mir ists, als sähe ich ihn nicht wieder", hörte ich wiederholt; Schluchzen und Weinen mengte sich mit ein, ermutigende Worte tönten dazwischen und das freudige „Auf Wiedersehen!" der scheidenden Krieger.

Auch uns wars sonderbar zu Mut, aber wir hielten an uns. „Zu Weihnachten, wenn der Tannenbaum seine festlichen Kerzen durch die warmen Zimmer strahlt, sind wir wieder da," sagte ich zu meiner Mutter, sie nickte dazu, meine Schwester auch, aber geglaubt haben sies damals beide nicht.

Wir stiegen ein, noch ein letzter Gruß, auch an den Vater; der Zug pfiff, noch ein Tücherwinken, ein Nachschauen, und die Heimat lag hinter uns mit ihren freundlichen Türmen, ihren wohlbekannten Straßen, ihrem stillen Frieden und allem, was in ihr uns lieb und teuer war, — vielleicht für immer.

Das Koupee war gefüllt mit lauter Reservisten, sonst lustige, ausgelassene Gesellen; doch heute wollte kein Zug in die Gesellschaft kommen, sie war einsilbig, es war, als drückte sie ein Alp.

So herrschte denn anfangs tiefes Schweigen im Koupee, jeder war mit seinen Gefühlen zu Haus, bei den Seinen.

„Schämt Euch, Jungens! — Sehen wir aus wie Krieger, die gen Welschland ziehen wollen? Glaubt Ihr, daß der Franzose vor uns ausreißen würde, wenn er uns in dieser Verfassung sähe? Hasenfüße, die wir sind! Ist uns denn allen das Herz in die Hosen gefallen? Frisch, aufgewacht, Kamerad! Läßt ja den Kopf hängen, als wär Dir die Gerste verhagelt."

Es sprachs ein stämmiger Bursche und begleitete diese Rede mit einem kräftigen Schlag auf seines Nachbars Schulter.

„Au, Donnerwetter! Bist Du toll?" schalt dieser, „denkst Du, ich habe Elephantenknochen? — Aber, Du hast recht Junge! Laß nur Muttern, Vater wird sie schon trösten. Unkraut verdirbt ja nicht; wir bringen den beiden Alten zu Haus auch einen Turco mit, einen von der unverfälschten Sorte, den können sie sich abrichten."

„Wenn der braune Kerl dazu nicht zu dumm ist," ergänzte ein dritter.

„Aber nun, Kinder, werft den ganzen Trauerkram aus dem Fenster; laßt uns ein Lied singen, ein fröhliches Soldatenlied, daß das ganze alte Koupee zittert."

Das zog, wir reinigten unsere Kehlen zu dem allbekannten: „Es kann ja nicht immer so bleiben!"

„Napoleon, du Schustergeselle," klangs frisch und hell aus unserem Koupee, es fand ein lautes Echo in den anderen Wagen, und bald schiens, als brächten die Insassen des ganzen Zuges eine nicht mißzuverstehende Katzenmusik.

Der Humor war wieder lebendig geworden, die Gegenwart trat in ihr Recht, die Feldflasche wandelte herum.

„Prost, Kamerad!"

„Wetter, kratzt das Zeug!"

„Ist zum Abgewöhnen, echter Nordhäuser!"

„Für eine Soldatengurgel berechnet."

„Drum auch! — Na, mir solls recht sein! Vivat der Krieg!"

Und so gings fort; immer munterer und ausgelassener wurde die Laune, immer strahlender leuchteten die Gesichter. Wiederum pfiff der Zug, wir waren in Berlin.

„Auf Wiedersehn, Kinder, heut Abend auf dem Potsdamer Bahnhof und dann gen Brandenburg in die bunte Jacke!"

Noch ein kräftiges Händeschütteln, und wir trennten uns. Es gab noch manches zu besorgen in Berlin, und die Zeit war kurz. Arm in Arm schlenderte ich mit meinem Bruder durch die Straßen von Berlin; sie waren sehr belebt, in dichten Scharen zogen die jungen Leute jubelnd und singend umher, jeder hatte schon seine Ordre in der Tasche. Es war ja heute der letzte Tag in der Hauptstadt, und der mußte noch ausgebeutet werden.

Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo es ein süßes Gefühl ist, den schäumenden Becher der Gegenwart zu schlürfen, sie enthält eine Seligkeit, welche die Vergangenheit mit all ihren tausend Erinnerungen nicht in sich schließt, die auch dem unerforschbaren, geheimnisvollen, von des Menschen Hoffnungen umflatterten Wesen der Zukunft nicht innewohnt. Eine solche Seligkeit des Augenblicks erfüllte damals jene flotten Reservisten, die da umherzogen, die köstliche Stunde, die hier ihnen noch einmal winkte, bis auf den letzten Rest zu genießen, sich Vorrat zu sammeln für eine lange Fastenzeit, für die Tage der Not und Gefahr. Alle Bierhäuser waren vollgepfropft, rauschender Lärm schallte uns aus ihnen entgegen, als feierte man Wiedersehen und kein Abschiedsfest.

Unsere serbischen Freunde begegneten uns, prächtige Menschen voller Geist und Witz. Ursprünglich Feinde des Deutschtums, wie fast alle Ausländer, hatten sie doch durch längeren Umgang und nähere Bekanntschaft mit unseres Landes Verhältnissen deutsche Art und deutschen Brauch schätzen gelernt, ihr Vorurteil abgeschüttelt. Sie sangen unsere Wacht am Rhein, wie einer, und schmetterten das Preußenlied in die Luft, als wären sie die besten Söhne unserer kalten nordischen Heimat. Das hatte mir stets an ihnen gefallen, seelenvergnügt kamen sie auch heute auf uns zu.

„Glück auf!" schrie der eine, ein Bergakademiker, „heut laßt uns noch einmal lustig sein, Freunde!"

„Von Herzen gern!“ entgegneten wir, „wo wollen wir unseren Tollen loslassen?“

„In der Leipzigerstraße am bewußten Ort,“ war ihre Antwort.

„In einer Stunde, bis dahin Gott befohlen!“

Wir trennten uns. Ich wollte mir zuvor mit meinem Bruder noch Marschstiefel kaufen, tüchtige Schmutztreter, die bis über die Knie reichten. Aber da war guter Rat teuer, die Nachfrage nach solchen Stiefeln war reißend gewesen und schon alles aufgekauft, was irgend wie brauchbar war. Endlich in der Nähe des Gendarmenmarktes fanden wir, was wir suchten. Zwei freundliche Mädchen bedienten uns, sie waren in Süddeutschland daheim und hierhergekommen, um in der preußischen Metropole ihr Glück zu machen. Bald war unser Geschäft beendigt und die mächtigen schweren Stiefel schnell über die Civilhose gezogen, weil sie sich so am bequemsten transportierten. Als wir gehen wollten, streckten uns die beiden jungen Mädchen die Hände entgegen, sie wollten uns nicht ziehen lassen ohne Abschiedsgruß; wir schlugen herzlich ein.

„Nord- und Süddeutschland im Kleinen,“ sagte scherzend mein Bruder.

„Ja, wie es sich jetzt auch im Großen zusammengethan hat,“ erwiderte das eine Mädchen.

„Möge es immer so bleiben!“ ergänzte ich.

„Leben Sie wohl!“ sagte endlich der Bruder.

„Möge es Ihnen recht gut gehn,“ entgegnete die erste Sprecherin, „kehren Sie glücklich wieder zur Freude Ihrer Eltern!“

Dem anderen Mädchen, schüchterner, als die Sprecherin, glänzte etwas Feuchtes im Auge, doch sie sagte nichts; noch ein warmer Händedruck allen beiden, und wir befanden uns wieder auf der Straße.

Als forsche Reservisten, an unseren großen Stiefeln schon als solche kenntlich, zogen wir nun wohlgemut in das mit unseren serbischen Freunden verabredete Lokal. Ich hatte häufig dort

verkehrt, es herrschte sonst ein gemütlicher Ton dort wie überall, wo der Bruder Studio zu Biere geht. Die Serben begrüßten uns mit einem lauten „Ah" und konnten sich über unser marschmäßiges Aussehn nicht genug verwundern. Heute war es überfüllt in dem Lokal, ein lärmendes Durcheinander einer buntscheckigen Gesellschaft schallte uns entgegen; Menschen aller Stände waren hier versammelt, lauter junges Blut, das sich Mut und Hoffnung trank für den nahen Krieg.

Besonders lenkte die Aufmerksamkeit ein Franzose auf sich, er sprach gebrochen deutsch und schalt auf seine Landsleute, besonders auf Napoleon und Eugenie, die er mit nicht wiederzugebenden Ehrentiteln bedachte. Dabei schrie er so, daß einem angst und bange dabei werden konnte. Ich habe selten eine bejammernswürdigere Gestalt gesehen als diesen Maulhelden, wie er, verhöhnt und aufgezogen, auf dem Tische stand und nun ein Pereat seinem Frankreich, ein Vivat unserm Deutschland durch den weiten Raum schrie, sein volles Bierglas heruntergoß, um dann von der übermütigen Gesellschaft von seinem Standpunkt herabgerissen und aus der Thür geworfen zu werden.

Mit Abscheu erfüllte uns diese Scene, das Jammerbild des trunkenen Franzmanns hatte uns angewidert, aber auch das Verhalten unserer Landsleute ihm gegenüber vermochten wir nicht zu loben; dem in das Feld eilenden Krieger steht so roher Uebermut schlecht zu Gesicht. Wir verließen das Lokal, es trieb uns in eine andere Umgebung, in eine Gesellschaft, in welcher gebildete Menschen aller Lebenskreise zu geselligem Verkehr vereinigt waren. Oft hatte ich dort meine Abende zugebracht, manches interessante Gespräch und manchen geistvollen Witz mit angehört, denn es waren bedeutende Leute darunter, deren scharfen Lebensansichten und gesunden Urteilen man mit großer Befriedigung lauschen konnte; der Humor, etwas satirisch angehaucht, fehlte hier niemals, aber auch herzliche Gemütlichkeit und ein warmes Interesse für alles Große und Edle waren hier zu finden.

Es war schon Abend geworden, als wir in die Gesellschaft traten, sie war in ihrem Lokal in der Charlottenstraße im lauschigen Garten ziemlich zahlreich versammelt. Man nahm uns herzlich auf wie immer, trank auf unsere Gesundheit und wünschte uns Glück zum nahen Krieg oder stieß auf gute Waffenbrüderschaft an, denn so mancher war darunter, der ebenfalls in wenig Tagen zur Fahne eilen mußte; diese alle aber waren besser daran als wir, sie trugen sämtlich schon den Offiziersrock, den sie sich 1864 in Schleswig oder 1866 in Böhmen verdient. Viel wurde vom schönen Frankreich gesprochen und seinen feurigen Weinen, dem prickelnden Esprit seines schöneren Geschlechts und der hohlen Eitelkeit und dem brennenden Ehrgeiz seiner Männer. Die Zeit verplauderte sich schnell, wir mußten an den Abschied denken, denn in einer Stunde fuhr der Zug, der uns nach Brandenburg entführen sollte.

Wir standen auf.

„Noch einen Augenblick, meine Herren!" sagte einer der Anwesenden, ein stattlicher Mann mit schönem Vollbart, der die ganze Zeit über schweigend in tiefen Gedanken gesessen hatte. Ich kannte ihn sehr gut und schätzte ihn hoch. Als junger Reserveoffizier war auch er einmal in den Krieg gezogen, als es gen Oesterreich ging. Dort hatte ihn ein beklagenswertes Schicksal ereilt; bei dem heißen Sturm auf Gitschin war eine Granate gerade unter ihm geplatzt und hatte ihm beide Beine weggerissen. Viele Stunden hatte er hilflos auf dem Schlachtfelde gelegen und schon längst mit dem Leben abgeschlossen; da fand man ihn endlich, dem Tode nah, brachte ihn in ein Lazarett, und sorgsame Pflege und seine kräftige Natur erhielten ihm das Leben. Mit welcher Geduld, ja mit wie freundlichem Gleichmut trug dieser Mann sein hartes Los! Wenn künstliche Beine auch nur notdürftig den verlorengegangenen Schatz der eigenen ersetzten, so half die Gewohnheit doch den Schmerz über den unersetzlichen Verlust verwinden, er blickte heiter und freundlich und scherzte wohl zuweilen gar noch über seine Unbehilflichkeit. Sonst

hatte ihm das Leben manches geschenkt, er war in den besten Verhältnissen, seine Braut war ihm treu geblieben, sie war nach seiner Genesung seine glückliche Gattin geworden und verscheuchte die Wolken von seiner Stirn, wenn solche einmal in Augenblicken des Niedergeschlagenseins bei ihm aufgestiegen waren. Er verkehrte gern in unserer Gesellschaft, fast jeden Abend war er dort und erfreute alle durch sein joviales Wesen, seinen zufriedenen Sinn und seine urgesunden Grundsätze. Heute aber war er eigentümlich bewegt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte.

„Es ist eine schöne Gewohnheit," sprach er, „Freunden, die zu ernstem Geschäfte von uns scheiden, ein ‚Glück auf' zuzurufen. Zwar winkt ihnen das Feld der Ehre und lächelt ihrem Mut, aber nicht weit davon lauert Schrecken und Gefahr, Hilflosigkeit und Tod. Mögen diese Gäste unseren Freunden auch im dichtesten Gewühl der Schlacht ferne bleiben, mögen sie stets in den vordersten Reihen kämpfen, aber glücklich wiederkehren und unversehrt in unsere Mitte. Lassen Sie uns darauf unser Glas leeren; wir thun es in edlem, heimischem Getränk, in deutschem Bier, und unsere Herzen sind ganz und voll dabei in Freundschaft und Liebe. Den scheidenden Kriegern!"

Die Gläser tönten zusammen; einem jeden unter uns war es eigen zu Mute, aber die Hoffnung gab Kraft, und als wir Abschied nahmen, hörten wir von allen Seiten ein zuversichtliches „Auf Wiedersehn!"

In dem Auge dessen, der den Toast gesprochen, hing eine Thräne, er faßte unsere Hände und hielt sie warm.

„Seien Sie stolz darauf, daß Sie gegen Frankreich kämpfen können," sagte er, und seine Stimme hatte einen fast wehmütigen Klang. „Ich wäre gern selbst wieder mitgezogen in den Krieg, doch was soll ein Krüppel dort draußen in der Schlacht? Der muß zu Hause bleiben! — Hätte auch lieber meine Beine verloren im Kampfe für ein einiges Deutschland dort jenseits des Rheinstromes auf welschem Boden; es sollte nicht sein, ich mußte sie schon in Böhmen lassen, — und ich bescheide mich damit! —

Ihnen ist es vergönnt, gegen den alten Erbfeind das Schwert zu ziehen; brauchen Sie es brav und, wenn Sie das Gewühl der Schlacht umtost, dann denken Sie an mich, der gern bei Ihnen wäre! Leben Sie wohl!"

Noch lange hielt er unsere Hand, dann überwand er seine Bewegung, und sein Gesicht strahlte in gewohnter Heiterkeit.

„Auf Wiedersehn!"

Noch einmal klang uns dies ermutigende Wort von allen Seiten entgegen, und wir hatten einen Ort verlassen, wo wir echten deutschen Sinn noch einmal in edler Begeisterung hatten hervorbrechen sehen, er fiel wie ein Sonnenstrahl in unsere Seele, und um wie vieles armseliger noch erschien uns nun jener Franzose gegen diesen jungen deutschen Invaliden. Auch unseren Serben, die uns nach dem Bahnhofe begleiteten, war ganz eigentümlich zu Sinne geworden; sie hatten in das Herz eines deutschen Mannes geschaut, der den Verlust edler Glieder nur darum beklagte, weil er ihn hinderte, von neuem in den Kampf zu ziehen für das Vaterland. Der junge Bergmann drückte mir die Hand.

„Ihr werdet siegen," sagte er mit Ueberzeugung, „verlaßt Euch darauf! Eure Nation hat etwas an sich, was sie unüberwindlich macht!"

Unter lebhaften Gesprächen über die Zukunft kamen wir auf dem Potsdamer Bahnhof an, wo uns die schon anwesenden Kameraden aus der Heimatsstadt mit lautem Jubel empfingen. Auch sie hatten sich noch einmal weidlich in Berlin umgesehen und waren süßen Bieres voll. Ausgelassene Laune herrschte im Wartesaal, er war über und über gefüllt; denn von allen Seiten waren sie herbeigeströmt, die 24er Reservisten; die Flasche ging um, die Wacht am Rhein erbrauste, die ersten Hurras ertönten, die sich später gewaltiger, erschütternder wiederholten im blutigen Ernst.

Es klingelte zum Einsteigen; wir Landsleute erhaschten ein Koupee für uns; wir bildeten eine geschlossene Gesellschaft, wie ein Witzbold bemerkte; am Wagenschlag standen die Serben.

„Und nun, Jungens, feste drauf!“ sagte der Bergmann, „laßt Euch von den Franzosen nicht totschießen, aber thut den armen Kerls auch nicht gar zu weh!“

„Nordhäuser her!“ schrie eine Stimme aus dem Hintergrunde des Koupees.

Nun wars Krieg; da konnte das gebrannte Zeug schon hinuntergetrunken werden; die Flaschen wurden aus dem Wagen gereicht, und serbische Studenten holten den deutschen Kriegern die ersehnte Magenstärkung; sie tranken selbst einmal mit, noch ein Handschlag, „adieu, Jungens!“, die Thür flog zu, der Zug setzte sich in Bewegung.

„Adieu, Berliner!“ riefen wir einstimmig aus dem Koupee, die Serben schwenkten die Mützen, wir antworteten mit einem guten Schluck aus unserer Flasche, der Bahnhof flog an uns vorbei, die letzten Häuser der Weltstadt, das Gasmeer verschwand, und hinter uns lag eine goldene Vergangenheit. Doch was that das uns in jenem Augenblick? Freudetrunken sangen wir unsere Lieder in die Nacht hinaus, die Sterne sammelten sich am Himmel, als würden sie angelockt durch unseren ausgelassenen Gesang; doch sie waren heut keine prophetischen Flammen, in die sinnenden Auges schon oft manch großer Menschengeist geschaut, um aus ihnen das Rätsel der Schöpfung zu erfahren; winzig standen sie da oben und flimmerten, wie so klein gegen die Sterne der Begeisterung, die in unseren Herzen brannten in jener Stunde.

III.

In Brandenburg.

In tiefer Nacht kamen wir in Brandenburg auf dem Bahnhofe an, von den mannigfachen Anstrengungen des Tages doch ziemlich stark ermüdet. Ich war noch nie in Brandenburg gewesen, der Bahnhof war weit von der Stadt und Droschken nirgends zu finden. Wohl oder übel mußten wir, nachdem wir

uns zurecht gefragt hatten, unseren Weg zu Fuß antreten. Wir mochten unserer wohl sechszig Reservisten sein, alle mit gleichem Schlafbedürfnis, alle in gleicher Stimmung. Endlich siegte der Humor über die üble Laune, und jede unangenehme Empfindung verscheuchte ein munterer Gesang. So wanderten wir, immer zu dreien oder zu vieren Arm in Arm durch die laue Nacht, uns mit der süßen Hoffnung tröstend, daß uns ein gutes Hotel und ein bequemes Bett für diese ungeahnte nächtliche Promenade entschädigen würde. In der prächtigsten Stimmung kamen wir in der Stadt an; das Auge des Gesetzes blies gerade seine Stunde ab; es stutzte, als es die lärmende und singende Schar heranziehen sah, und schritt, durch diesen Lärm in seiner Amtswürde beleidigt, gravitätisch auf uns zu.

„Na, hier man keenen Skandal jemacht bei nachtschlafende Zeit," lautete sein strenger Verweis; dazu brummte er noch manches in seinen Bart, was ich nicht verstand.

„Immer sachte, Alter!" sagte einer der unsrigen, „nur nich unjemütlich. Verraten Sie uns lieber, wo es hier zu Lande ein gutes Glas Bier und ein leidliches Bett zum Schlafen giebt, denn wir sind müde und durstig."

„Sie hier och noch schlafen?" fragte das Auge des Gesetzes und kratzte sich gar bedenklich hinter die Ohren, „I, du meine Jüte! da hätten Sie einen Posttag früher kommen müssen, det Schlafen lassen Sie sich man verjehn, det janze Nest ist ja voll; in die Hotels sitzen die fremden Offiziere und wat sonst noch drum und dran bummelt, und in alle Jasthäuser liegen die Reservisten gepökelt wie die Heringe. Sehn se, da unten in die Straße beim ollen Roland, da schlafen sie schon uf's Pflaster, denn die Kneipen sind och alle voll. Na, so ne Nacht bei Mutter Grün is janz jesund, vorzüglich im Sommer. Aber nu keenen Skandal jemacht, ich muß vor die Ruhe sorgen." Sprachs, rief seinen Hund, der bellend an ihm emporsprang, stieß zum zweiten Mal in die Pfeife und schritt gravitätisch, wie er gekommen war, wieder von dannen.

Wir aber standen da wie geprellt und schauten uns ganz verdutzt mit offenem Munde einander an. Also mit dem ersehnten Nachtlager war es auch nichts!

„Na, das ist ja ein schöner Anfang," dachte ich, „wenn das so weiter geht, bitte ich zu grüßen!"

„Was thun?" meinte mein Bruder, „gehn wir zum Roland und legen wir uns zu den übrigen Schnarchern."

Der Rat fand Anklang, „in der Not frißt der Teufel Fliegen", sagt ein bekanntes Sprichwort, und so zogen wir denn vorsichtig, um über die Schläfer zu unseren Füßen nicht zu stolpern, zum Roland. Da stand er vor uns am alten Rathause und glotzte uns mit seinen großen Augen an. Freilich hatte ich mir den gewaltigen Paladin des großen Karl in meiner Phantasie ganz anders gedacht. Dort lebte ein Recke mit trotzigem Auge und wallendem Bart von übernatürlicher Größe, mit wuchtigen Armen, der nichts gemein hatte mit dieser knöchernen, steifen Figur, die, roh aus Stein gehauen, mit unförmlichen Extremitäten und einem plumpen Kopf, fast ängstlich an die altertümliche Wand gedrückt stand, als wollte sie sich festhalten an dem alten Rathaus zu Brandenburg. Das hatte sich der alte Recke nicht gedacht, als er einst dort im Thale Roncesvalles, der rauhen Bresche der wilden Pyrenäen, nach wütender Schlacht in sein Horn Olivant stieß, so laut, daß es Kaiser Karl in seiner Hofburg zu Aachen vernahm und, von dem Notsignal seines gewaltigsten Kämpfers erschreckt, eilig aufbrach, ihn aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien; das hatte er sich nicht gedacht, als er hunderte von seinen Feinden mit eigener Hand erschlagen, so daß die Leichen sich um ihn türmten wie die Berge, als er, aus vielen Wunden blutend, dem Tode nahe, sein gewaltiges Schwert, das der Härte der Felsen um ihn her getrotzt hatte, seinem wackeren Kampfgenossen Dietrich übergab und noch im Sterben die schmetternden Hörner seines zur Rache herbeiziehenden Kaisers hörte; nein, das hatte er sich nicht gedacht, der markige deutsche Riese, daß er dermaleinst vor den Rathäusern mittelalterlicher

Städte als Symbol der peinlichen Gerichtsbarkeit Schildwacht stehen sollte.

Und doch wunderbar! — Auch in dieser unkünstlerischen Form wirkte bei längerem Anschauen dieser Roland ganz eigen auf mich, obwohl er mit der mächtigen Gestalt der Sage nichts weiter als den Namen gemein hatte. Sei es nun, daß der Schleier der Nacht die rohen Konturen dieser Figur milderte, daß der gerade jetzt am Horizont emporsteigende Mond mit seinem magischen Licht sie wundersam veredelte, kurz, wie sie sich fast gespensterhaft vor mir emporzurecken schien, war mirs, als könnte jener Roland dort vor dem alten Rathaus zu Brandenburg die müden Schläfer zu seinen Füßen mit seiner übermenschlichen Kraft beschützen, als gösse er ihnen von seiner Heldenseele und von seiner Riesenstärke glühende Funken in ihre Adern, und mit einem Male trat vor meinen Geist lebendig die ganze volle Hünengestalt jenes gewaltigen Paladin, als wäre sie verkörpert aus dem Heldengrab von Roncesvalles emporgestiegen so, wie sie das deutsche Volk in unzähligen Sagen mit ungeheurer Schaffenskraft sich gedichtet hat, wie sie in unseren Liedern und Gesängen lebt als das urwüchsige Ideal eines germanischen Helden. Und es klang mir etwas in meiner Seele, daß am Ende dieser deutsche Roland doch noch nicht gestorben sei, daß er gerade jetzt vielleicht auszöge, um mit seinem über den ganzen Erdball tönenden Horn seine deutschen Mannen zusammenzublasen, sie selber in den großartigen Kampf zu führen und wieder sein altes, scharfenreiches Schwert zu schwingen über die Häupter seiner Feinde im Auftrage seines Kaisers, der nach langem Schlafe sich rüstete, um mit Purpur und Herrscherkrone in verjüngter Gestalt hervorzutreten und sein neues Kaiserreich aufzubauen auf den Trümmern seiner Gegner, zusammengefügt von der Liebe seines germanischen Volkes.

Fort war meine üble Laune, der rohgeschnittene, gespensterhafte Roland hatte es mir angethan.

Zu seinen Füßen regten sich die Träumer, schlaftrunken reckten sie die Köpfe empor, als sei auch ihnen etwas durch die Seele gefahren.

„Eine verwünschte Nacht!" brummte einer in sich hinein.

„Zwar ein hartes Lager, Kamerad," sagte ich, „aber man schläft schließlich überall, wenn Pflicht und Treue zum Ruhekissen dienen."

„Da haben Sie eigentlich recht," meinte der andere und erhob sich gänzlich. „Ich habe wirklich famos geschlafen unter der alten Puppe hier. Auch so ein Stück Weltgeschichte!" setzte er ernster hinzu und zeigte auf den alten, steifen Roland, „wenn wir ebenso dreinschlagen wie der, dann Gnade Gott den Franzosen!"

Der Mondschein beleuchtete den Sprecher, eine frische, jugendliche Gestalt mit munteren und doch energischen Zügen. Wir stellten uns vor — „Student?" fragte ich.

„Student," war seine Antwort, „und von morgen ab königlich preußischer Unteroffizier."

„Dann haben wir ein Metier; ich grüße das Handwerk!"

„Topp!" Er reichte mir die Hand, ich schlug kräftig ein, und die Waffenbrüderschaft war geschlossen.

Bald hatten wir unsere Personalien ausgetauscht. Mein neuer Freund war ein angehender Lehrer wie ich, auch er hatte in Berlin studiert und den ganzen Begeisterungssturm dort mit durchgemacht; auch er hatte Historie als sein Hauptfach getrieben, jetzt wollten wir selber Historie mitmachen helfen.

Mein Bruder befand sich in der Nähe und war gerade daran, sich von seinem steinernen Lager zu erheben mit dem unwirschen Rufe: „Teufel, komme mir vor wie ein geschundener Raubritter."

„Mein Bruder, der Jurist, als der Dritte im Bunde", stellte ich vor.

„Das ist ja prächtig!" meinte der gefundene Geistesgenosse, „ein herrliches Kleeblatt für einen solennen deutschen Skat im Biwak oder im welschen Quartier. Beim Roland! diese neue Waffenbrüderschaft muß begossen werden, damit sie anwachse und gedeihe! Dort drüben winkt aus der Gasse her noch eine einsame rote Laterne, lassen Sie uns darauf zuschreiten, dort giebts jedenfalls Bier; vivat cerevisia!"

Wir verließen alle drei den gespenstigen Roland und schlenderten auf die düstere rote Laterne los. Wir traten in das alte wacklige Haus, vor dem sie schwalchte, öffneten die Gaststubenthür und fanden uns einem Bilde gegenüber, welches für einen Kriegsscenenmaler einen herrlichen Vorwurf abgegeben hätte.

In der Mitte der Stube brannte von der Decke herab eingezogen eine einsame Flamme, die den mit Tabaksdampf über und über angefüllten Raum nur spärlich erleuchtete, aber doch hell genug war, um die Insassen des Zimmers wenigstens in ihren Umrissen erkennen zu lassen. — Wir erblickten ein Lagerleben im Kleinen. Auf den Tischen standen Seidel, zum teil noch halbgefüllt, andere lagen umgestürzt auf der Erde mitten unter einer Anzahl buntscheckiger Schläfer, die hier, den Kopf auf ihr Kriegsbündel gelegt, der Hotelruhe pflegten. Einige waren auf den Stühlen, die ordnungslos in der Stube umherstanden, eingenickt. Auf dem großen Billard lagen langausgestreckt zwei stämmige Burschen, eine gleiche Anzahl hatte sich unter das Billard gebettet. Alle stimmten eben ein in den unmöglichsten Tönen sich ergehendes Schnarchkonzert an. Weit umhergestreut lagen im Zimmer die Stiefeln der wackeren Reservisten; manche hatten sich auch ihrer Röcke entledigt, die nun das vergossene Bier auf Tischen und Fußboden abwischen mußten.

Trotz des wenig einladenden Bildes und der den Atem versetzenden Luft beschlossen wir, in Ermangelung einer besseren Unterkunft dort zu bleiben; unser neuer Freund, veranlagt, auch dem schlechtesten Dinge noch eine gute Seite abzugewinnen, schritt mutig über die zuweilen von zu naher Berührung etwas unsanft aufgerüttelten Schläfer hinweg, langte mit kurzem Griff nach der einsamen Flamme und verwandelte das Dämmerlicht in eine wenigstens erträgliche Helle.

„Nun habt Ihr genug geschlafen!“ rief er laut durch die Gaststube, „Trinken ist besser als Träumen! Herr Wirt, Bier her!“

Die Schläfer rührten sich, kamen allgemach zu sich, wischten sich unter Schimpfen über die schändliche Störung die Augen,

sprangen in die Höhe, krochen unter dem Billard hervor oder stolperten von demselben herunter. So kam, wie der Berliner sagt, Leben in die Bude, das auch wohl den in der Nebenstube auf einem Stuhl eingeschlafenen Wirt aus seinen Träumen aufgerüttelt haben mochte; denn noch halb abwesend taumelte er herbei und murmelte etwas wie „Heiliges Kreuz, Wetter!" in seinen Bart.

„Nun, Bier her, Herr Wirt!" wiederholte unser Freund mit geschärftem Accent.

„Ja, Bier her!" schrieen auch die anderen, die mittlerweile völlig zum klaren Bewußtsein ihres Denkvermögens gekommen waren, laut durcheinander; sie schrieen es immer lauter, je bedenklicher sich der griesgrämliche Wirt hinter die Ohren kratzte.

„Alles ausgetrunken!" sagte er endlich gedehnt.

„Vater hat wohl noch Bier, er will nur nichts mehr ausschenken, weil er müde ist," flüsterte mir plötzlich jemand ins Ohr. Ich drehte mich um und blickte in das helle, freundliche Gesicht eines Sechszehnjährigen.

„Auch ein netter Patriotismus," sagte ich scharf zu dem Sohne des Hauses, der nun etwas verlegen zur Seite blickte.

„Es ist heute schon den ganzen Tag gegangen," meinte er wie entschuldigend.

„Solch ein Tag kommt auch nicht oft, wo Deutschland aufsteht und wie ein Mann gegen Frankreich rückt," entgegnete ich.

„Sie haben recht," erwiderte der junge Mensch herzlich, „und der Alte muß auch noch Bier herausrücken, wenn Sie es haben wollen."

„Freilich, wollen wir das," fuhr mein Bruder dazwischen, „und das etwas plötzlich, denn wir haben noch mächtigen Durst, und es wacht sich schlecht in der Nacht bei trockener Kehle."

Das zog, der griesgrämige Wirt holte von der Wand den großen Schlüssel herunter, zündete ein Licht an und sagte knurrend zu seinem Sohn:

„Hilf mir das letzte Viertel aus dem Keller heraufschleppen." Dann polterte er davon. Als er nach einer Weile, mit seinem

Faß Bier beladen, wieder hereinkam, hatte sein Gesicht schon einen helleren Schein angenommen, er that sogar ein Uebriges und zündete auch die übrigen Flammen noch an, wir gruppierten uns indessen in der munterſten Laune um die Tische. Bald standen die vollen Gläser vor uns, und ein schallendes Hoch auf die deutschen Reservisten brauste durch die Kneipe. Auch der Wirt ergriff ein Glas und hat von da an die ganze Zeit mitgezecht und mitgesungen von der Wacht am Rhein und dem deutschen Vaterland. Endlich aber, es war schon längst 2 Uhr vorüber, verlangte die Müdigkeit doch ihr Recht, wir stellten das Singen und Trinken ein. Auf und unter dem Billard mitten in der Stube reckten sich wieder die müden Gesellen und fingen an zu schnarchen, nur wir drei, das Kleeblatt vom alten Roland, saßen noch zusammen in der Ecke, ebenso müde, wie die anderen, aber es war für uns absolut zum Schlafen kein Platz mehr im engen Raum. Da erbarmte sich der Wirtssohn unserer Müdigkeit, er nahm uns bei Seite und führte uns nach dem Boden hinauf in eine Dachstube, in welcher drei Betten standen; eins derselben war sein eigenes.

„Ich behelfe mich schon so die paar Stunden bis zum Morgen," meinte er, „Sie können den Schlaf jetzt besser gebrauchen."

Wir dankten dem guten Jungen von Herzen, warfen uns gestiefelt in die keineswegs frisch überzogenen Betten und schliefen prächtig. Schlag 6 Uhr wurden wir geweckt, die Sonne schien in unsere Dachlucke, es war Gestellungstag, um 7 Uhr sollten wir auf dem alten Bauhofe in Brandenburg stehn.

Der häßliche, sonst zum Schuttabladen benutzte Platz war von Menschen überfüllt, ein Getobe rings umher, eine bunte, durcheinander wirbelnde Masse ohne militärische Ordnung.

„Das wird viel Arbeit kosten, ehe dieser wüste Haufe zum Abmarsch fertig ist," dachte ich bei mir, und das war eine wenig tröstliche Aussicht, denn der Tag versprach heiß zu werden; kein Wölkchen war am Himmel, das den Sonnenstrahlen den Weg zur Erde hätte hemmen können. Uns war noch dazu etwas

wüst im Kopf, trotz der Katzenwäsche am dicht umlagerten Brunnen im Hofe des primitiven Wirtshauses war die Uebernächtigkeit aus unseren Augen und unserem Gehirne nicht gewichen, und auch schlecht gefrühstückt hatten wir. Zwar hatte uns am Morgen unser Wirt in einem irdenen Napfe eine Flüssigkeit gereicht, die er uns als den schönsten Kaffee anpries, aber sie war warmem Spülwasser ähnlicher gewesen, als diesem edlen Getränk, und von unserem Magen nur widerwillig angenommen worden. Da aber des Menschen Laune nun einmal von der Beschaffenheit dieses hochwichtigen Körperteiles abhängt, so war es nichts Wunderbares, daß wir in einer wenig rosigen Stimmung uns befanden.

Das Kommando, welches uns in die Garnisonstadt unseres Regimentes führen sollte, war bereits auf dem völlig baumleeren Platze eingetroffen. Ein stattlicher Offizier hielt zu Roß mitten unter dem Menschenknäuel, ließ seine Augen über die regellosen Scharen gleiten und machte ein gar bedenkliches Gesicht. — Zwei andere Offiziere, ein schwarzer und ein blonder, standen bei ihm, der Bezirksfeldwebel mit der Stammrolle unter dem Arm in unmittelbarer Nähe dieser Gruppe, mit einer gewissen Ueberlegenheit, die ihm langjährige Uebung zum Bewußtsein gebracht hatte, die Situation überschauend. Vom Regiment mitgenommene Unteroffiziere hatten sich, Gewehr bei Fuß, wie Tirailleure unter die Menge zerstreut, sie fanden ja unter derselben so manchen alten Bekannten, der sich freute, den ehemaligen bärbeißigen Korporalschaftsführer wiederzusehn. Wir machten unterdessen die Bekanntschaft zweier blutjunger Fähnriche; sie stellten uns den Offizieren vor, die einige freundliche Worte an uns richteten, und dann nahm die schwere Arbeit ihren Anfang. Ich will den Leser nicht damit ermüden, ihm noch einmal alles das haarklein zu erzählen, was er selbst bei jeder Kontrolversammlung schon zum Ueberdruß kennen gelernt hat; nur so viel kann ich ihm versichern, daß ich weidlich auf dem Bauhofe zu Brandenburg an jenem Tage geschwitzt habe, daß die Sache gar kein Ende nehmen wollte, und daß ich am Mittag um 1 Uhr noch auf derselben Stelle

stand, die man mir morgens angewiesen hatte. Ich suchte mir die Zeit zu vertreiben, so gut es ging, machte Menschenstudien oder unterhielt mich mit meinem Bruder und unserem dritten Verbündeten vom alten Roland. Links neben mir riß ein lustiger Kumpan zum großen Ergötzen seiner ganzen Umgebung seine treffenden Witze.

„Wenn dem dieser Humor auch im Ernst der Schlacht treu bleibt, ist er eine unbezahlbare Acquisition," dachte ich bei mir.

Hoch am Himmel stand die Sonne und sandte ihre Strahlen wie Keulenschläge auf unsere Schädel. Noch immer standen wir gebannt auf unserem alten Platze, noch immer prüften die Offiziere die ihnen übergebenen Papiere, und noch unablässig ordneten Feldwebel und Unteroffiziere die Scharen der Einberufenen. Ich schaute etwas trüb in die nebelfreie Luft, dachte an Heimat und Vergangenheit und hatte es nicht bemerkt, wie der Witzbold neben mir immer stiller und stiller geworden war. Da plötzlich lenkte ein tiefes Schluchzen meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn, er lag in den Armen seines alten Mütterchens, das mit ihren runzeligen Händen dem lieben Jungen über das blonde Haar strich und der Thränen nicht achtete, die ihr groß und schwer über die gefurchten Backen rollten. Leise war sie gekommen, leise jammerte sie, aber es war der erschütternde Jammer eines Mutterherzens. „Ich werde Dich nicht wiedersehn, ich weiß es!" sagte sie wiederholt, und wie auch der Sohn mit dem Kopfe dazu schüttelte, sie wollte sich diesen Gedanken nicht ausreden lassen, doch nur um so fester preßte sie ihn an ihre Brust, und nur um so eindringlicher suchte sie seine Züge mit ihren thränenfeuchten Augen festzuhalten. — Mich berührte diese Scene gar wundersam; war es Rührung, war es die Erinnerung an meine eigene Mutter daheim, daß ich meine Augen nicht von diesen beiden abwenden konnte? Ich weiß es nicht, aber das Herz wurde mir so weit und voll, und eine große Ahnung kam über mich, die auch in dem Alltagsmenschen, wenn mächtige Gefühle ihn ergreifen, zuweilen aufsteigt und ihm etwas Verwandtes giebt mit jenen Bevorzugten unseres

Planeten, die mit in die Tiefe und in die Ferne schauendem Geiste hoch über dem niederen Erdenleben stehen und die Brücke bauen zwischen uns an die Scholle gefesselten Kreaturen und dem allwaltenden Geist der Ewigkeit, von dem wir trotz alles Sterbens und Vergehens doch einen Hauch in uns tragen und der uns befähigt, unseren Blick zu erheben weit hinaus über das an die Vergänglichkeit gebundene Erdendasein. „Es giebt einen Gott und ein Wiedersehn!" so sprach es in mir, und gern hätte ich auch dem alten Mütterchen diesen Trost zugesprochen. Doch plötzlich entstand eine Bewegung unter den Offizieren und Unteroffizieren vor der mühsam hergestellten Front. Ein weit vernehmliches „Stillgestanden" weckte mich aus meinen Gedanken; auch das Mütterchen neben mir hatte ihren Sohn losgelassen und war mehrere Schritte zurückgewichen; sie hielt sich das Taschentuch vor die Augen, damit die vielen Menschen ihre innere Bewegung nicht bemerken sollten; dann ertönten die militärischen Worte des Führers der Reservekolonne, der uns eröffnete, daß wir nunmehr wieder unter den Kriegsgesetzen ständen, unseren Vorgesetzten unbedingten Gehorsam schuldig seien und nicht vergessen sollten, daß das Kriegsrecht jede Uebertretung viel strenger ahnde, als die Gesetze des Friedens.

Die schwere Arbeit war vollendet, in langer dreigliedriger Front standen etwa tausend Reservisten wie angegossen da, elektrisch hatten diese wenigen, aber eindringlichen Worte auf alle gewirkt. Was war aus der so laut lärmenden Masse in diesen wenigen Stunden geworden? Ein preußisches Bataillon, das, wenn es auch noch nicht den Kriegsrock angezogen, doch schon vollständig von dem Geiste beseelt war, der in der preußischen Armee zum Heile des Vaterlandes mit Strenge, aber auch mit Liebe und Aufopferung gepflegt und jedem einzelnen zu eigen gemacht wird. In geschlossenen Reihen sollten wir auf den Bahnhof rücken. „Rechts um!" erscholl das Kommando, und noch einmal wagte sich das alte Mütterchen an ihren jetzt wieder heiter blickenden Sohn.

„Laß nur, Mutter! Unkraut vergeht nicht!“ sagte er scherzend, aber gepreßt, und verzweiflungsvoll kam es tief aus ihrem Herzen: „Ich werde Dich nicht wiedersehn, leb wohl!“ Langsam schlich sie von dannen, das „Marsch“ erscholl, stramm setzte sich der Zug in Bewegung; wieder gings bei dem steifen Roland vorbei, der militärisch die Hände am Leibe haltend, aus deren einer das plumpe Schwert emporragte, jetzt vor uns Front zu machen schien, ich winkte ihm mit der Hand zu wie einem alten Bekannten, und dann dachte ich wieder an das alte Mütterchen, damals noch nicht ahnend, daß sie recht behalten sollte mit ihrer düsteren Wahrsagung; sie hatte wirklich Abschied genommen von ihrem Sohne auf Nimmerwiedersehn! Ja, wie klingt das Nimmerwiedersehn jener Tage noch heute so schrill durch die glänzenden Hallen des neuen deutschen Kaiserbaues; mag er auch prächtig sein Haupt zum Himmel heben, zu seinen Füßen, da liegen sie mahnend, die weißen Todesrosen. Möge die Nachwelt auch auf sie ihre Blicke richten, mögen Kinder und Enkel den mit so vielem Blut erkauften, teuren Besitz des geeinigten Deutschlands mit Hingebung und Männertreue wahren durch alle Stürme gegenwärtiger und noch kommender Zeit gegen innere und äußere Feinde, auf daß man noch mit gleichem Stolz und gleicher Liebe nach Jahrhunderten sagen und singen kann von dem siebziger Sturm und dem siebziger Sieg! —

Der Bahnhof von Brandenburg war mit Menschen dicht besetzt, viele waren Angehörige der abrückenden Krieger, viele trieb ein patriotisches Gefühl. Es gab keinen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten, sie sprachen alle mit- und untereinander als wären sie alte Freunde, natürlich von den kommenden Tagen, ihren Hoffnungen und ihren Sorgen, denn schon gingen wundersame Gerüchte um. Man erzählte, daß sich die französischen Heeressäulen in voller Macht dem Rheine zuwälzten, daß sie schon nahe daran wären, den deutschen Strom zu überschreiten, um die glückliche Rheinpfalz mit ihren Horden zu überfluten, daß Saarbrücken in großer Gefahr schwebe, von den Feinden

besetzt zu werden. Und noch standen die deutschen Truppen tief im Vaterlande, die Grenzen fast dem Feinde offen, denn die wenigen Regimenter dort konnten den französischen Heeren unmöglich stand halten; man mußte den Franzmann hineinlassen ins deutsche Land, die ersten Schlachten auf deutschem Boden schlagen, das wenigstens glaubte jeder damals und dachte daran mit Schmerz. Und doch, wenn er die einmütige Begeisterung im Vaterlande sah, das Vertrauen der zum Kampfe eilenden deutschen Jugend, die unerschütterliche Ruhe, mit der unsere oberste Heeresleitung die Vorgänge am Rheine beobachtete, dann schwand jede Besorgnis, jedes Bangen, und alle Gefühle lösten sich in der einen Ueberzeugung auf: „Mag es kommen wie es will, wir werden siegen!" Dieser Gedanke war auch auf dem Bahnhofe zu Brandenburg der Kern der Unterhaltung und belebte auch unsere Herzen mit freudiger Zuversicht.

Unter den schwierigsten Umständen hatte ich mir endlich mit meinem Bruder und unserem Freunde vom alten Roland in der Bahnhofsrestauration einen Platz erobert, denn noch stand unser Train zum Abfahren nicht bereit, etwas kalte Küche war unser Mittagbrot, dazu ein Glas Bier. Um uns drängten sich die Reservisten, sie schlugen sich fast um die Seidel am Schenktische, denn ein jeder fühlte wohl das Bedürfnis, die trockene Kehle anzufeuchten. Ein Zug brauste heran, er kam von Burg her. Er war zum großen Teil mit Reserveoffizieren besetzt, die zu ihren Regimentern eilten. Mit Jubel wurden sie von der auf dem Bahnsteig harrenden Menge begrüßt. Auch uns trieb dieser freudige Zuruf aus dem Restaurationszimmer. Sofort fiel mir ein Offizier in die Augen, der sich, die bunte Menge mit Interesse beobachtend, aus dem Wagenfenster lehnte. Ich hätte ihn unter tausenden herausgekannt mit seinen geistvollen Augen, die unter der goldenen Brille hervorblitzten.

„Guten Tag, Papst!" rief ich ihm zu. Er blickte auf, und die Wagenthür aufmachen, herausspringen und mir die Hände

schütteln, war eins. Es gab eine herzliche Begrüßung, war es doch ein Wiedersehn in einem kritischen Augenblick.

„Ihr seid also 24er?" fragte er dann uns beide, „ich will eben zu meinem Regiment, dem 12. abreisen, da werden wir uns in Frankreich hoffentlich öfter treffen im Biwak oder sonst wo."

„Wo kommst Du aber hierher nach Brandenburg?" fragte ich.

„Beinahe direkt aus Italien," meinte er, „Du weißt ja, daß ich vor anderthalb Jahren als Mitarbeiter an den deutschen Monumenten von Pertz dorthin geschickt wurde, um den Quellen longobardischer Geschichte nachzugehen. Eine Zeit hoher geistiger Anregung, mächtiger Eindrücke, aber auch ernster, das Wissen bereichernder Arbeit liegt hinter mir; des Königs Ruf hieß mich über die Alpen eilen, und soeben kehre ich aus Burg zurück, wo ich von meiner Mutter und meiner Schwester Abschied genommen habe — denn man kann nicht wissen, was im Kriege aus einem wird. — Doch nun lebt wohl, laßt es Euch gut gehn, und auf Wiedersehn in Frankreich!"

„Auf Wiedersehn! — Adieu." Wir schüttelten ihm noch die Hand, er stieg wieder ein, und der Zug brauste ab.

Auch dieser hochbegabte Mann, ein Vetter von uns und Dozent an der Berliner Universität, der einst auch mich in mein Studium eingeführt, steht auf der langen Totenliste, welche wir in den Jahren 1870 und 1871 haben aufzeichnen müssen; schon am 16. August ist er gefallen, und die Universität hat sein Andenken in anerkennendem Nachruf geehrt; ich habe ihn an dieser Stelle erwähnt, um zu zeigen, daß auch die deutschen Männer der Wissenschaft mit Freuden in jenen Tagen Feder und Bücher weggeworfen haben, um das bedrohte Vaterland zu schützen und für seine Freiheit Leib und Leben dahinzugeben.

Bald setzte sich nun auch unser Train zusammen, und bald wurde das Einsteigen befohlen. Der Zug pfiff, aus den Wagen schallte die Wacht am Rhein; unter Tücherwinken und sympathischen Zurufen der zurückbleibenden Brandenburger flogen wir davon, zum letzten Male vor großen Ereignissen nach der preußischen Hauptstadt, die wir jedoch diesmal nur in Eile passieren sollten.

IV.

In der Garnison.

Es war etwa 5 Uhr, als wir in Berlin ankamen. Auf eigene Hand begab ich mich mit meinem Bruder mit Erlaubnis des den Reservetransport führenden Offiziers nach dem Hamburger Bahnhof, von dem aus unsere Weiterbeförderung stattfinden sollte. Unterwegs nahmen wir einen Dienstmann und gaben ihm den Auftrag, unseren Onkel, von dem wir noch Abschied nehmen wollten, ebendahin zu beordern. Langsam schlenderten wir dann durch die wohlbekannten Straßen an dem im vollen Laubschmuck stehenden Tiergarten vorüber nach dem Brandenburger Thore. Der weite Tiergarten atmete Einsamkeit, Stille, denn die vornehmen und nichtvornehmen Spaziergänger, die sonst jeden Nachmittag in buntem Gewühle hier auf der Promenade sich zu ergehen pflegen, fehlten vollständig, es fehlten auch die glänzenden Wagen des Hofes und der hohen Aristokratie, die uniformierten und nichtuniformierten Reiter, die in ruhigen politischen Zeiten auf diesem Sammelpunkt der vornehmen Welt zusammentreffen; sie hatten wohl heute alle etwas Wichtigeres zu thun. Um so erhabener nahm sich in dieser Ruhe das Brandenburger Thor aus. Oben auf dem Kapitäl dieses der griechischen Architektur nachgebildeten Prachtbaues stand sie, die herrliche Viktoria, und lenkte ihr feuriges Viergespann gerade hinein in die Siegesstraße von Berlin. Einst in Zeiten deutscher Schmach hatte sie uns der verwegene korsische Eroberer geraubt und nach Paris schleppen lassen, so stand sie noch 1814 in Kisten gepackt, als unsere Großväter in Paris ihren siegreichen Einzug hielten, und so haben sie sie wieder mitgebracht und der Kunstschmied Jury aus Potsdam, den vergeblich Napoleon nach Paris beordert, damit er das Kunstwerk zur Verschönerung des modernen Babel wieder zusammensetze, weil die Franzosen das nicht konnten, er hat sie dann wieder zum Ruhme seiner Heimat

zusammengefügt, und so prangt sie noch heute unversehrt auf dem Brandenburger Thore von Berlin.

„Diesmal sollst du sicher bleiben auf deinem hohen Postament," dachte ich, „und so Gott will, sollst du uns vorandonnern mit deinen fliegenden Rossen, wenn wir wiederkehren in die jubelnde Hauptstadt, die wir jetzt mit klopfendem, aber keineswegs kleinmütigem Herzen verlassen."

Unter solchen Gedanken kamen wir nach dem Bahnhofe. Wir trafen einen Landsmann, einen guten Freund von uns, der mit dem gewöhnlichen Personenzuge, der gerade zum Abfahren bereit stand, nach unsrer Heimatsstadt abdampfen wollte. Wir baten ihn, unsere Mutter und Schwester nach dem Bahnhof zu beordern und unseren kranken Vater noch einmal bestens von uns zu grüßen. Inzwischen waren auch die übrigen Reservisten in langem Zuge auf dem Bahnhofe eingetroffen, auch unser Onkel fand sich ein, brachte Dauersachen und Cigarren für uns mit und trank dann noch mit uns nach alter Studentenart ein Abschiedsseidel.

„Einen wie wohlthuenden Eindruck machen alle diese stämmigen Leute," sagte er im Laufe des Gesprächs zu uns, die kräftigen Gestalten der Reservisten mit zufriedenem Sinn überblickend, „die allermeisten tragen schon die Ehrenzeichen zweier glorreicher Feldzüge auf der Brust. Dieser Anblick giebt mir eine eigentümliche Beruhigung über den Ausgang des Krieges, denn nicht nur der Exerzierplatz, sondern vor allem der blutige Ernst der Schlacht hat diese Menschen zu Soldaten erzogen."

Das Signal zum Sammeln ertönte, das Einsteigen ward befohlen. Der Abschied von unserem Onkel war kurz, Männer machen nicht viele Worte, ein Händedruck, aber warm, und das sagt alles. Noch einmal grüßten wir Preußens Hauptstadt mit ihren Kuppeln und Türmen, und fort gings zu ernsterem Geschäft. Bald sahen wir die Heimatstadt vor uns, hell schimmerte der schöne Nikolaiturm in der Abendsonne, und um ihn herum

leuchteten all die wohlbekannten Dächer auf, unter denen ich meiner Kindheit goldene Tage verträumt, die ersten Freuden, aber auch die ersten Schmerzen dieses Erdenlebens kennen gelernt, unter denen ich mich im Vereine guter Menschen zum Manne gebildet, in Frohsinn und guten Vorsätzen für die Zukunft meiner Jugend Frühlingsfeier begangen hatte. So geht alles dahin. Neue Verhältnisse stürmen auf uns ein, neue Verwickelungen versperren die Pfade unseres Lebens, sie entwirren sich wieder, eine neue Stufe der Erkenntnis und Erfahrung ist erklommen, und so geht es fort. Aber in diesem labyrinthischen Laufe reift des Menschen Geist, wird sein Herz stark und die Welt seiner Gedanken weiter und höher. Vieles Erlebte entschwindet zwar dem unsicheren Gedächtnisse wieder, aber die Erinnerung an unsere Heimat, an unserer Kindheit Freuden, an den Frühlingsjubel unserer Jugend bleibt, sie ist unverwischbar bis zum Grab. Solche Gedanken durchkreuzten meinen Sinn beim Anblick der Vaterstadt. Dazu kam die frohe Erwartung, Mutter und Schwester noch einmal sehen, einmal grüßen zu dürfen. Leider hielt der Zug nicht an, er brauste vorüber. Aber da standen sie beide, wir bogen uns weit aus dem Fenster hinaus und riefen laut ihre Namen; thränenden Auges winkten sie mit wehenden Tüchern uns „Glück auf" zu, dann entschwanden sie unseren Blicken, die letzten Häuser flogen an uns vorüber, sie verschwammen im Abenddunkel, und mir wars, als zöge eine Wolke über meine Seele. Ich schloß die Augen, da zerfloß sie in ein stilles wehmütiges Gefühl. Endlich steckte mich der Jubel meiner Kameraden mit an, die Heimat und was ich in ihr zurückließ, wich zurück in den tiefen Grund des Herzens, in den stillen Reliquienschrein, in dem wir aufbewahren, was uns aus unserem Leben das Wertvollste ist, und ich sang und jubelte mit, als zöge ich, wie es wohl in Zeiten des lieben Friedens geschah, zu einer Festfahrt aus. Spät abends langten wir in Neustadt an der Dosse an, von wo aus uns am anderen Morgen unsere Gebrüder Beine drei Meilen weit gen Neu-Ruppin tragen sollten.

In einem nahe gelegenen Dorf erhielt ich mein Quartier zusammen mit meinem Bruder und einem Fähnrich. Das Bauernhaus war nicht unansehnlich, aber trotz des heißen Sommerabends war es drinnen unfreundlich und kalt. Auf dem Großvaterstuhl saß eine mürrische Alte, sie dankte uns nicht einmal auf unseren freundlichen Gruß; unwillig stand sie auf und maß uns mit finsteren Blicken, dann führte sie uns in eine schlechte Kammer und wies auf eine elende Streu, die für uns bereitet war, und doch hatte sie im Nebenzimmer Himmelbetten, die vor Kissen und Federn fast zusammenbrachen. Einen Kanten trockenen Brotes und ungenießbaren Schnaps, das war alles, was die brave Frau für deutsche Soldaten übrig hatte, die da ausziehen wollten, um auch ihr Besitztum gegen fremde Horden zu schützen. Wir galten ihr wahrscheinlich für nichts weiter als für bettelnde Eindringlinge, denen man ein Stück Brot hinwirft, um sie wieder los zu werden. Wenn sie das beabsichtigte, erreichte sie ihren Zweck vollkommen, denn wir kehrten sofort um und verließen das ungastliche Haus. Wir begaben uns in den Krug, wo wir mit mehreren anderen Kameraden, die ebenso schlecht angekommen waren als wir, die Nacht unter Singen und Trinken fröhlich verbrachten. Am nächsten Morgen bezahlten wir unsere Zeche teuer genug, begaben uns auf den Sammelplatz und zogen in den herrlichen Sommermorgen hinein nach Neu-Ruppin. Der Tag wurde heiß, und der Marsch war nach der durchwachten Nacht recht beschwerlich. Lang zog sich die Kolonne auf der staubigen Chaussee auseinander, denn allen war das Marschieren eine ungewohnte Sache. Mir brannten die Füße in den hohen Stiefeln, und ich war froh, als ich endlich die Türme von Ruppin vor mir liegen sah. Vor dem Thore wurde Halt gemacht, der Staub von den Kleidern geschüttelt, und in geschlossenem Zuge hielt die Reservistenschar dann ihren Einzug in die Garnison. Auf dem großen Paradeplatze waren schon die höheren Offiziere und die Kompagniechefs versammelt, sie nahmen uns sofort in Empfang, und die Verteilung begann.

Ich wurde mit meinem Bruder der dritten mobilen Kompagnie zugewiesen. Gegen 1 Uhr mittags war die ganze Verteilung beendet, auch das Ersatzbataillon ausgesondert. Wir erhielten unsere Quartierzettel und den Befehl, um 3 Uhr wieder anzutreten. Ich war mit meinem Bruder bei einem Onkel, einem dortigen Kreisgerichtsrat, untergebracht. Man empfing uns mit warmer Liebe in der verwandten Familie, in der wir schon oft in früheren Zeiten glückliche Tage verlebt. Mit wie begeisterter Freude begrüßte mein Onkel das Licht einer besseren Zeit, das sich über Deutschland ausgoß. Durch seine Knabenjahre war die hehre Kunde des Leipziger Sieges geklungen; er hatte damals diesem großartigen Ereignis entgegengejubelt als dem Boten eines neuen Völkerfrühlings. Es war umsonst gewesen. Mit tiefer Bekümmernis hatte er sehen müssen, wie Deutschland sich um die herrlichen Früchte des schönen Sieges selbst betrog, wie es in die alte Zerrissenheit zurückfiel, die Achtung bei den anderen Nationen Europas verlor und, ein Spott des Auslandes und der eigenen Unterthanen, ein verknöchertes Leben fristete, fast ohne Stimme im großen Kongresse der Völker. Sein ganzes Leben lang hatte er gehofft, es würde anders werden, der deutsche Geist würde sich wiederfinden und sich endlich den Platz in Europa erringen, der ihm gebührte. Da endlich, noch am Abend seiner Tage, sollte dieser Hoffnung Erfüllung werden. Wie jubelte er, der sich trotz mancher schweren Lebensschicksale die Frische eines jugendlichen Herzens durch alle Wechselfälle stets erhalten hatte, über diese Botschaft, er sah sie aufgehen, die Sonne des wieder erwachten deutschen Reiches, er vertraute auf den Sieg der deutschen Heere und wußte genau, daß diesmal die blutige Saat aufgehen würde, daß keine Federfuchser und Diplomaten je mehr zu zerstören vermochten, was sich jetzt mit seinem Herzblut zu gewinnen das deutsche Volk in Waffen stand. Freudenthränen standen dem alten Manne in den Augen, als er uns mit einem Glase echten deutschen Weines, gereift an den Rebenhügeln des Rheinstroms, ein „Glück auf" zutrank zum großen Krieg.

Schon um 3 Uhr standen wir wieder auf dem großen Platze, und von nun an war jeder Augenblick der Ruhe verbannt. Die Einkleidung begann; mit meiner Korporalschaft begab ich mich auf die Montierungskammer, und nun ging ein Haschen und Suchen nach passenden Stiefeln und Helmen, gutsitzenden Röcken und Hosen, geeigneten Halsbinden und festen Tornistern los, das schier verwirrend wirkte. Ein jeder wollte das Beste haben, und ich hatte meine liebe Not, alle die ungestümen Leute, die aus alter Erfahrung den Wert gutsitzender Montierungsstücke wohl kannten, durch freundliches Zureden zu befriedigen. Besonders hitzig war das Jagen nach den Stiefeln, mit denen es der Kapitän d'Armes keinem recht machen konnte. Um 6 Uhr endlich war das mühselige Geschäft beendigt, wir erhielten den Befehl, in unsere Quartiere zu gehen, den Civilrock abzulegen und die Uniform anzuthun, und so wurde aus mir, dem flotten Studenten, ein nicht minder flotter preußischer Unteroffizier. Um $7^1/_2$ Uhr war Kompagnieappell. Jedes einzelne Stück wurde bei jedem einzelnen nun noch genau angesehn und in bezug auf seine Dauerhaftigkeit geprüft. Auf Befehl des Kompagniechefs fand unter den einzelnen Soldaten noch mancher Austausch der einzelnen Stücke statt, und manch einer, der etwas ganz besonders Gutes erwischt zu haben glaubte, sah hier seine ganze Schlauheit zu nichte werden, das vortreffliche Stück paßte einem andern besser, und so half es ihm denn nichts, er mußte es hergeben und ein vermeintlich minder gutes dafür eintauschen. Endlich war alles paßrecht, und so konnte denn gegen 9 Uhr die Kompagnie entlassen werden. Totmüde kam ich in der Wohnung meines Onkels an, begab mich zu Bette und schlief wie ein Bär.

Der nächste Tag brachte neue, nicht weniger mühevolle Arbeit. Der ganze Vormittag ging mit dem Empfang der Waffen und der Munition hin, um 12 Uhr war wieder Appell, und schon um 2 Uhr mußten wir marschfertig mit vollständig gepacktem Tornister und wohl eingenähten Patronen wieder auf

dem Platze sein, um nach dem nicht allzuweit entfernten Dorfe Kränzlin zu marschieren, wohin meine Kompagnie evakuiert war. Ich kam mit meiner ganzen Korporalschaft zu einem wohlhabenden Bauer ins Quartier und fand hier ein recht freundliches Unterkommen. Der gesprächige Mann wußte gar nicht, was er mir alles zu Gute thun sollte. Er versammelte seine ganze Familie mit Knechten und Mägden um mich zum Kaffee, der aus einer großen braunen Kanne geschenkt wurde, und nun mußte ich ihm erzählen, was ich über diesen Napoleon denn so recht eigentlich dächte. Ich glaube, ich habe nie in meinem Leben eifrigere Zuhörer gehabt, als in dieser Bauernstube. Die große, dickbelegte Schwarzbrotstulle in der Hand, saßen Knechte und Mägde mit offenem Munde da, der Bauer schlug einmal über das andere zustimmend auf den Tisch und nickte mit dem Kopfe. Ich sprach von dem unberechtigten Ueberfall, dem Hochmut des französischen Volkes und unserer guten Sache, charakterisierte Napoleon mit wenigen Strichen und wies auf den Gewaltstreich hin, durch den er zum Throne gelangt.

„He hat recht," rief der Bauer einmal über das andere, und dann sich zu meinen Leuten wendend, fuhr er fort: „Jungens, gefft em man düchtig ens up den Kopp!"

„Das wollen wir schon besorgen, Alter!" war die Antwort der wackeren Marssöhne, und dabei hieben sie auf Brot und Schinken ein, daß es eine wahre Freude war.

Zu dem Dorfe gehörte ein Rittergut, der Besitzer desselben war mir schon von früher her bekannt, sein Sohn war mit mir zusammen auf der Schule gewesen, hatte hier enge Freundschaft mit mir geschlossen, manchen tollen Streich mit mir zusammen ausgeführt und vor dem strengen Tribunal des Direktors siegreich durchgefochten. Der ausbrechende Krieg hatte auch ihm keine Ruhe gelassen, er war bei den Zietenhusaren als Freiwilliger eingetreten und daher nicht in Kränzlin; doch sein Vater hatte erfahren, daß mein Bruder und ich als Unteroffiziere des 24. Regiments im Dorfe lagen. Er ließ uns durch seinen

jüngeren Sohn aufsuchen und auf sein Gutshaus bitten. So kam denn mein biederer Bauer darum, mich am Abend zu bewirten; ich empfahl ihm meine Leute aufs beste, ließ mir mein Schlafzimmer zeigen, das sich auf dem Boden befand, und begab mich dann zu dem Vater meines Jugendfreundes. Meinen Bruder holte ich aus seinem Quartier, das ebenfalls leidlich war, ab, und bald befanden wir uns vor dem Herrenhause. Sehr herzlich wurden wir hier aufgenommen und den Offizieren unserer Kompagnie vorgestellt, die wir sämtlich hier versammelt fanden. Der eine war ein Reserveleutnant und sonst seines Standes ein Referendarius, Bahn mit Namen; der Vorgesetzte schwand, sobald er in uns akademische Bürger erkannte und in meinem Bruder noch dazu einen Kollegen. Er bot uns bereitwillig seinen Koffer an, in welchem er noch Platz hätte für einige Effekten. Die beiden anderen Offiziere der Kompagnie, von Quast und Hugo, begrüßten uns ebenfalls in der freundlichsten Weise; auch ihnen gegenüber schwand bald im außerdienstlichen Verkehr jeder Unterschied der Stellung; der Hauptmann Meier war nicht minder liebenswürdig zu uns, doch wahrte er auf das strengste seinen Charakter als Vorgesetzter und brachte uns so zum Bewußtsein, daß wir uns ihm gegenüber stets im Dienste befanden. Aber gerade diese Haltung hat mir an diesem Manne außerordentlich gefallen, er gewöhnte uns so wieder an militärische Zucht und erweckte in uns die Erkenntnis, daß die eiserne Disziplin die Hauptquelle kriegerischer Erfolge ist.

Wir hatten Platz genommen in dem reich ausgestatteten Zimmer, die freundliche Wirtin offerierte Thee und der jüngere Sohn des Hauses vorzügliche Cigarren. Bald kam die Unterhaltung in Fluß, so harmlos und ungeniert, wie es bei dem Unterschied der Chargen, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzte, nur immer sich denken ließ. Wir machten die mannigfaltigsten Kombinationen über die Absichten der französischen Heeresleitung und die Pläne des preußischen Generalstabes. Man pries es als einen bedeutenden Vorteil für uns, daß Napoleon

mit seinen Truppen die deutsche Grenze noch nicht überschritten hatte; man gab schon der Vermutung Raum, daß der Krieg vielleicht von Anfang an auf französischen Boden könne hinübergespielt werden. Der Hauptmann teilte uns mit, daß die Armee des preußischen Kronprinzen, zum guten Teil aus süddeutschen Truppen bestehend, dazu bestimmt sei, von Baden aus in Frankreich einzubrechen, daß die Armee des Prinzen Friedrich Carl, zu der ja unser Korps gehörte, den Auftrag habe, etwa von Bingen aus durch die Rheinpfalz auf Saarbrücken zu marschieren, und daß die 1. Armee unter dem Oberbefehl des Generals von Steinmetz als rechter Flügel der deutschen Truppen durch die Pässe von Kaiserslautern und Pirmasenz die französische Grenze zu erreichen suchen solle. Weiter wußte er über den Stand der Dinge selbst noch nichts; es war ja damals noch alles in der Schwebe.

Unser freundlicher Wirt lud uns nun ein, mit ihm auf die Terrasse zu kommen, die zu dem schönen Park des Gutes hinabführte; der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete mit seinem Dämmerlicht den lauschigen Raum, in dem wir Platz genommen hatten.

„Uebermorgen rückt das Regiment aus," meinte der Hauptmann, „wir kommen nicht mehr nach Neu-Ruppin hinein, sondern stoßen gleich auf der Chaussee zu demselben; es wird eine beschwerliche Fahrt werden nach dem Rheine, doch wir haben Eile, der erste Zusammenstoß kann jeden Augenblick erfolgen."

„Glück auf zu einem ruhmvollen Krieg!" sagte unser Wirt und schenkte in die bereit stehenden Gläser ein: „Möge dieser Wein, den wir jetzt trinken, deutsch bleiben!" Wir stießen an.

„Was unser Heer dazu thun kann, wird geschehen!" sagte der Hauptmann, „freilich eine blutige Arbeit wirds werden, und nicht alle von uns, die wir hier jetzt so behaglich sitzen, werden wiederkehren."

„Gott und dem König ist unser Leben anheimgestellt," warf der Reserveoffizier ein, „und sterben wir, so sterben wir fürs Vaterland!"

„Fürs Vaterland!“ wiederholte langsam unser Wirt, „möchte es für ein deutsches Vaterland sein!“

Wir alle waren ernst und still geworden, die Unterhaltung wollte auch nicht wieder in Fluß kommen.

„Lassen Sie uns zu Bette gehen,“ brach endlich der Hauptmann das Schweigen, „wir haben morgen noch einen schweren Tag und schwerere werden kommen.“

Wir standen auf, mein Bruder und ich verabschiedeten uns von unseren freundlichen Wirten, grüßten durch strammes Stillstehn unsere Offiziere und suchten unser Quartier auf.

Ich schlief ruhig und fest diese Nacht, die Strapazen des vorhergehenden Tages hatten mich furchtbar ermüdet. Erst gegen 7 Uhr kam ich am Morgen in die Bauernstube und fand meine Leute mit unserem Quartierwirt bereits beim Kaffee. Er hatte das Getränk von der besten Sorte, die sonst nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten an die Reihe kam, brauen lassen, und in der That schmeckte der Kaffee stark und voll.

Gegen 8 Uhr machte ich mich mit meinem Bruder auf den Weg nach Neu-Ruppin, wir wollten von unseren Verwandten Abschied nehmen. Der Onkel und die Tante waren sehr bewegt, und unsere freundliche Kousine hatte sogar Thränen in den Augen, als sie uns ein ganzes Kistchen mit Chokolade und anderen Dauersachen überreichte.

„Ihr werdet es vielleicht nötig haben, Ihr Armen!“ sagte sie, „möge es Euch dann Stärkung bringen!“

Mein Onkel holte eine Flasche Rheinwein herbei, den er so sehr liebte.

„Noch einmal müssen wir anstoßen auf einen glorreichen Ausgang!“ meinte er.

Und als wir getrunken hatten, fuhr er fort: „Und nun haltet die Ohren steif und kommt gesund wieder, dann trinken wir noch eine bessere Sorte, hoffentlich auf ein einiges Deutschland.“

Und nun gings wieder ans Abschiednehmen, noch ein wehmütiges Lebewohl und ein Händeschütteln, dann wars vorüber;

der Onkel winkte uns noch aus dem Fenster nach. „Auf Wiedersehn!“ hörten wir und eilten dann mit eiligen Schritten nach Kränzlin zurück. Zum Mittag waren wir wieder auf dem Gute; der Hauptmann sprach von einem kleinen Reiterscharmützel, das bei Kehl stattgefunden, sonst wäre ein Zusammenstoß noch nicht erfolgt, und schon eilten von allen Seiten die Truppen an den Rhein.

Der Spätnachmittag wurde dazu benutzt, die noch nicht eingetragenen Reservisten in die Stammrollen einzutragen und jedem die blecherne, mit der Nummer der Stammrolle versehene Erkennungsmarke auszuhändigen.

„Diese Marke ist an einem Bande auf der bloßen Brust zu tragen!“ befahl der Feldwebel, „damit im Falle Eures Todes festgestellt werden kann, wer Ihr wart. Jedem Toten wird die Marke abgenommen, ehe er begraben wird; also hütet Euch, sie wegzuwerfen; die Nummer stimmt mit Eurer Nummer in der Stammrolle überein; wenn also nach einem Gefecht die Kompagnie nur die Marken hat, dann kann sie wissen, wen die verdammten Franzosen totgeschossen haben, und das ist für die Kompagnie und auch für Eure Angehörigen sehr notwendig.“ Manchem sträubte sich das Haar bei diesen Worten, uns allen aber trat der Gedanke an den Tod plötzlich wieder näher vor die Seele.

Rgt. Nr. 24. Komp. 3. Nr. 143 stand auf meiner Blechmarke. „Daran wird man also erkennen, wo du geblieben bist, wenn dich nach blutiger Schlacht das Leichenkommando in die Erde gescharrt hat,“ sagte ich zu mir und hing mir das blecherne Zeichen um die Brust. Stets hat mich später ein peinliches Gefühl ergriffen, wenn ich das Ding berührte, und doch wie notwendig war eine solche Maßregel; denn ohne diese Marke hätte wohl mancher Vater und manche Mutter nicht erfahren, wo ihr Kind sich verblutet im heißen Kampf.

Ich hatte dem Feldwebel bei seinem ernsten Geschäft hilfreiche Hand geleistet und manchen Kameraden, der einen Abscheu davor hatte, das Erkennungszeichen umzubinden, durch freundliche Ueberredung dazu bewogen.

„Das bedeutet meinen Tod!“ sagten viele.

„Nein, es ist ein Talisman, der Sie schützen wird!“ erwiderte ich jedesmal, „wer sie wegwirft, wird fallen.“

Groß war unter den Soldaten der Aberglaube, bei vielen unbesiegbar und allen gemein der Schauder vor der blechernen Marke auf der nackten Brust. Mancher hat sich trotz des strengen Verbotes später derselben entledigt, ist gefallen und begraben worden, ohne daß nur ein Mensch erfahren, wo er gebettet liegt!

Der Abend versammelte uns zum letzten Male im gastlichen Gutshause; diesmal gaben wir einer trüben Stimmung nicht Raum, sondern waren heiter zusammen und malten uns ein frisches Feldzugsleben aus, welchem es an dem alle Sorgen vertreibenden Humor nicht fehlen sollte. Erst spät trennten wir uns unter herzlichen Dankesworten für unsere freundlichen Wirte. Als ich nach Hause kam, fand ich meine Leute schon schnarchend vor, auch ich suchte mein Lager auf, aber ich konnte anfangs nicht einschlafen, ich mußte an die blecherne Marke denken auf meiner Brust und an meine Lieben daheim.

Um 7 Uhr morgens war das Regiment aus Neu-Ruppin aufgebrochen, nachdem noch auf dem Paradeplatz eine ergreifende Abschiedsfeier stattgefunden hatte. Unter den bekannten Klängen des Pariser Einzugsmarsches war das Regiment ausgerückt, umwogt von den lauten Hurrarufen der Bewohner, von denen viele dasselbe noch eine Meile weit begleiteten. Als das Thor erreicht war, hatten die Soldaten das Lied angestimmt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“, und manche Thräne war da geflossen von zurückbleibenden Bräuten. Um 8 Uhr trafen wir mit unserem Bataillon auf der Chaussee zusammen, und nun gings in geschlossenem Verbande nach Neustadt a. d. Dosse. Unsere Fouriere waren schon Tags zuvor abgegangen, uns voraus an den Rhein, um die Ankunft der märkischen Jungen dort in den bedrohten Teilen des deutschen Vaterlandes zu melden. Um 3 Uhr trafen wir in der Nähe des Neustädter Bahnhofs ein und bezogen in den umliegenden Dörfern und Gehöften Quartier.

Ich befand mich in besonders angeregter Stimmung, sollte ich doch in Teile unseres deutschen Vaterlandes bald mit Blitzesschnelle entführt werden, die mein Auge bisher noch nicht geschaut hatte. Bisher hatte ich nur in den sandigen Flächen der Mark Brandenburg mein Leben verstreichen sehn und hatte die anmutigen Ufer der Havel als das einzige Ideal eines schönen Landschaftsbildes in meinem Gedächtnis. Jetzt sollte ich andere Striche meines deutschen Vaterlandes kennen lernen, von deren Schönheit ich schon aus vieler Munde gehört, aus tausend Liedern vernommen hatte. Eine neue Welt sollte sich mir erschließen; ich sollte sie aber nicht nur mit dem Auge eines von ihrer Schönheit gefesselten Beschauers erblicken, sondern mit dem Herzen eines Beschützers, der bereit war, den Rebengarten der deutschen Heimat gegen den Zerstörer zu verteidigen. Mit dem Zauber der Sehnsucht zog es mich in diesem Augenblicke fort von den Sandhügeln meiner Mark an die sagenreichen Gestade des Rheinstroms, auf dessen Besitz der Franzmann so lüstern war, um dessentwillen er jetzt den blutigen Krieg heraufbeschworen. In Erwartung der kommenden Dinge schlief ich unruhig in meinem recht mäßigen Quartier und war am nächsten Morgen, es war der 25. Juli, schon um 5 Uhr auf den Beinen. Mein Wirt, ein älterer Bauer, dem es aber nicht besonders zu ergehen schien, war ein ganz freundlicher Mann und ebenfalls zu so früher Morgenstunde schon auf dem Zeuge.

„Nu lat se man nich ins Land kummen," meinte er, indem er mir mit seiner schwieligen Hand auf die Schulter klopfte, „immer druff, wie olle Blüchert, ohne umtausiehn! — Na, denn adje ok!" Er schüttelte mir die Hand, und ich machte, daß ich zu meiner Kompagnie kam, denn schon um 6 Uhr sollten wir auf dem Neustädter Bahnhof zur Abfahrt bereitstehn.

V.

An den Rhein.

Pünktlich traf die Kompagnie und mit dieser auch die übrigen Teile des Bataillons ein, schon harrte unserer der Zug, der uns bis nahe an die Grenze führen sollte. Das Einschiffen des Bataillons ging verhältnismäßig schnell von statten. Ich kam mit meinem Bruder und vier anderen lustigen Unteroffizieren, zu denen auch unser Freund vom alten Roland gehörte, in einen Wagenabteil dritter Klasse; bald waren Tornister und Gewehre untergebracht, und die Reise konnte losgehn. Doch das Verladen der Wagen und Pferde nahm noch eine längere Zeit in Anspruch, und erst nach 8 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Wir wußten bestimmt, daß das Ziel unserer Reise Bingen war, daß wir von dort den Marsch durch die Rheinpfalz antreten sollten, bis dahin hatten wir also noch eine gute Weile Zeit und mußten uns, so gut es gehn wollte, in unserer engen Behausung einrichten. In Wittenberge hatten wir den ersten längeren Aufenthalt, den ich dazu benutzte, meinen Magen mit etwas Gebratenem anzufrischen. Von da gings nach Stendal. Hier auf dem Bahnhofe erhielten wir zuerst einen Eindruck von der über alles Lob erhabenen Opferwilligkeit des Volkes. Auf dem Bahnhofe flutete eine große Menschenmenge, die uns mit lauten Hurras empfing, als unser mit Eichenreisern geschmückter Zug in die Halle einfuhr. Viele Erfrischungen, belegte Butterbrote, Flaschen mit Kaffee gefüllt, Wein und Bier reichte man uns mit größter Bereitwilligkeit in Hülle und Fülle in den Wagen. Ich war einen Augenblick ausgestiegen, eine fein gekleidete Dame kam freundlich auf mich zu und reichte mir ein Bündchen Cigarren. Als ich meinen Dank abgestattet hatte, bat sie mich, mit ihr auf dem Bahnsteig ein wenig auf- und abzugehn, bis der Zug abführe. Sie fragte mich, ob ich denn keine Furcht hätte, in den Krieg zu ziehn, ich wäre doch noch so jung und hätte gewiß

noch viel Freude am Leben. Das letztere hätte ich wohl, entgegnete ich ihr, aber der einzelne Mensch müsse dem Ganzen freudig dienen und dürfe den Tod nicht fürchten für das Vaterland.

„Glauben Sie, daß wir siegen werden?" fragte sie mich ängstlich.

„Das hoffe ich bestimmt!" war meine Antwort.

„Mir bangt," meinte sie, „die Franzosen sind ein gewaltiges Volk, und sie haben Böses mit uns im Sinne."

„Und wir setzen diesem bösen Willen die feste, unerschütterliche Absicht entgegen, unser deutsches Vaterland vor dem Einfall unberufener Horden zu bewahren."

„Und meinen Sie, daß alle im deutschen Vaterlande gleich Ihnen denken?" fragte sie.

„In diesem Augenblicke ja," war meine zuversichtliche Entgegnung.

Das Signal tönte zum Einsteigen.

„Möge Gott Sie und Ihre Vorsätze behüten," sagte die Dame ernst zu mir, schüttelte mir warm die Hand und wandte sich dann schnell ab.

Der Zug brauste davon nach Magdeburg, jener alten Elbfeste, die schon so viele furchtbare Zeiten geschaut. Noch zeugten damals viele winklige Straßen von ihrem Alter, noch spricht ihr ehrwürdiger Dom, in dessen tiefem Gewölbe die sterblichen Ueberreste des ersten römischen Kaisers deutscher Nation ruhn, von dem Glanze einer längst entschwundenen Zeit. Der Zug hielt. Rings um die Stadt lagerten sich die mächtigen Wälle und Mauerwerke, wie ein eiserner Harnisch, mit dem sich die alte Elbfeste umgeben, der Bahnhof selbst war in die Kasematten gebaut. Heute sind beide verschwunden, der Strom der Zeit hat sie hinweggenommen. Nach kurzem Aufenthalte eilten wir weiter nach Braunschweig zu. Die Gegend ward fruchtbarer um uns her, üppigere Felder thaten sich vor uns auf, und bald erhob sich zu unserer Linken in nebelgrauer Ferne das Massengebirge des Harzes. Bald kamen wir vor dem ehr-

würdigen Braunschweig an, dessen stattliche Türme uns zu winken schienen. Leider fuhren wir nicht in den Bahnhof ein, sondern der Zug hielt vor einer langen Wagenhalle, die zum Speisesaal eingerichtet war. An langen Tischreihen nahmen wir hier unser aus Fleisch und kräftiger Brühe bestehendes Mittagsmahl ein, die vornehme Frauenwelt der herzoglichen Residenz bediente uns. Hier erfuhren wir denn, daß die Franzosen die preußische Grenze noch immer nicht überschritten hätten, daß sie unmittelbar vor Saarbrücken bedeutende Streitkräfte zusammenzögen und wahrscheinlich bei diesem Orte in Preußen einzubrechen beabsichtigten. Es wurde uns erzählt, daß schon mehrere Vorpostenplänkeleien stattgefunden hätten, in denen die Preußen Sieger geblieben wären; die Franzosen hätten ganz schlecht geschossen und wären mit einer gewissen Unsicherheit ins Feuer gegangen.

An dem einen Ende der großen Halle befand sich ein besonders abgeschlagener Raum, für die Offiziere bestimmt, welche sich hier die Hände waschen und ihre Kleider vom Staube befreien konnten. Auch ich erhielt Erlaubnis, mir eine derartige Reinigung dort angedeihen zu lassen. Eine allerliebste Braunschweigerin bediente mich hier, reichte mir Waschbecken und Handtuch und sah mit einem gewissen Wohlgefallen meiner Toilette zu. Ich kam mit ihr in ein Gespräch. Sie sagte mir, wie ungemein schmerzlich sie das empfände, daß alle die jugendlich kräftigen Gestalten, deren flüchtige, doch sicher unvergeßliche Bekanntschaft sie hier mache, einem so ungewissen Schicksal entgegengingen. Wie viele würden nicht wiederkehren von denen, die mit ihr hier an dieser Stelle noch so lebensfreudig gescherzt, als stünde keine Gefahr, kein blutiger Kampf, keine wilde, erbarmungslose Zeit unmittelbar vor ihnen. Sie begriff nicht, wie wir so gar nicht daran denken konnten, daß unserem Leben vielleicht schon in wenigen Tagen ein Ziel gesetzt sein könnte. Sie fragte mich, welchen Ort ich meine Heimat nennte? Ich sagte ihr, ich wäre in der sandigen Mark daheim, in der Haupt-

stadt meines Vaterlandes herangewachsen, im Gewühle des großstädtischen Lebens.

„Da muß es schön sein!" entgegnete sie, „ich habe mich schon immer nach Berlin gewünscht, wo auch dem weiblichen Gemüte so viel geistige Anregung gegeben wird. Da wohnen gewiß auch Ihre Eltern, die sich nun um den Sohn bangen, den sie hinaussenden müssen in den ungewissen Krieg?"

„Wenigstens in unmittelbarer Nähe," antwortete ich.

„O, wie bedaure ich die Armen," fuhr sie fort, „der Krieg ist schrecklich, er löst viele heilige Bande unbarmherzig auf."

Sie merkte, daß ich ernster wurde. „Doch ich will Sie nicht traurig stimmen," fuhr sie fort, „gerade jetzt nicht, wo Ihnen Mut und Vertrauen so nötig sind; aber können die Wünsche eines deutschen Mädchens Ihnen in der kommenden schweren Zeit von Nutzen sein, so nehmen Sie die meinigen mit; möge es Ihnen recht gut gehn, und mögen Sie dermaleinst glücklich heimkehren in Ihre sandige und doch so schöne Mark zu Ihren Eltern!"

Ich reichte ihr die Hand, sie schaute mir lange in die Augen, sie wollte noch etwas sagen, aber das Signal zum Einsteigen ertönte; ich machte mich los und ließ das schöne Mädchen mit dem warmen patriotischen Herzen in ernster Stimmung in dem kleinen Raume zurück. Ging auch sie vielleicht der Krieg näher an? Hatte sie wohl gar den Erwählten ihres Herzens in den Reihen der Kämpfer? Ich weiß es nicht sicher, aber als ich ihre Hand losließ, war es mir gewesen, als hätte ich einen Ring, jene süße Kette, die uns fürs Leben bindet, an derselben leuchten sehn.

„Armes Mädchen!" dachte ich bei mir, „mag es auch deinem Geliebten freundlich ergehn im furchtbaren Kampf, daß du nicht dermaleinst zu trauern brauchst um ein verlorenes Lebensglück, um all dein Hoffen, das du mit diesem Kriege zu Grabe getragen!"

Ich stieg ein, der Zug führte uns ins Hannöversche, und bald befanden wir uns in der Hauptstadt des ehemaligen König-

reichs. Was ich hier auf dem Bahnhofe sah, gab mir die Ueberzeugung, daß der Groll von 1866 aus den Gemütern der Einwohner damals wenigstens vollständig geschwunden war. Alt und Jung wetteiferte in dem edlen Geschäft, uns mit Liebesgaben zu überschütten und mit Wein und Bier, letzteres in ganzen Wannen gereicht, uns zu stärken. Von Hannover ging es nach Westfalen; wir näherten uns dem freundlichen, überaus reizvollen Weserbergland, das der auch in seinen Quellen deutsche Strom anmutig durchfließt. Keine mächtigen Berge umgeben ihn, aber von sanften Hügeln ist sein Thal traulich eingeschlossen, an deren Geländen wogende Kornfelder sich breiten, die von dem rührigen Fleiß des westfälischen Landmanns beredtes Zeugnis ablegen. Schon rötete sich ein freundlicher Abendhimmel über uns, als wir in Minden ankamen. Vor uns lag mit ihren mächtigen Felsenflügeln, noch von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet, die Porta Westfalika. Ich hatte sie mir anders gedacht, vielleicht großartiger, aber weniger anmutsvoll. Kein enges Felsenthor; nein, zwei Berge, geschmückt mit Blätterkronen und Aehrenkränzen, die ein breites Thal begrenzen und dem wachsenden Strome ungehinderten Raum lassen, sich in seine Ebene zu ergießen. Allmählich brach die Nacht herein, und wir rüsteten uns in unserem engen Wagenabteil zum Schlaf. Zwei streckten sich unter die Sitze, zwei legten sich auf dieselben, zwei in die Mitte des schmalen Raumes. War auch das Lager hart und eng, so schliefen wir doch prächtig und ließen uns über Oynhausen, Herford, Bielefeld, Gütersloh, Wiedenbrück nach Hamm an der Lippe tragen, der Hauptstadt der Grafschaft Mark. Es war um die neunte Morgenstunde, als wir hier eintrafen, wir mußten also sehr langsam während der Nacht gefahren sein. Obgleich zu ungewöhnlicher Stunde, sollten wir doch hier schon wieder gespeist werden. Auch in Hamm war eine große Halle hergerichtet, in der wir unsere Fleischbrühe empfingen, auch hier waren die Menschen liebevoll, wie auf allen Stationen, die wir bisher im Fluge passiert hatten. Waren uns doch fast an jedem Ort, den

unser. Zug am Tage berührt hatte, neue Liebesgaben gespendet worden, so daß wir die mit Kaffee und Wein gefüllten Flaschen, die belegten Butterbrote und die Cigarren kaum in unserem Wagen unterzubringen vermochten. In Hamm erfuhr ich von einem Offizier meiner Kompagnie, daß es an der Grenze schon einige Zusammenstöße gegeben, in welchen sich das Zündnadelgewehr dem Chassepot gegenüber glänzend bewährt hätte, und in welchen die Spahis, die besten Reiter der Franzosen, vor unseren Ulanen eilig ausgerückt wären. Es wurde mir gesagt, daß Saarbrücken nur von wenigen preußischen Truppen besetzt sei, daß auf den vor dieser Stadt gelegenen Höhen die Franzosen sich ansammelten und daß wahrscheinlich deshalb die preußische Grenzstadt auf einige Tage dem verwegenen Eindringling preisgegeben werden müßte. Die uns in Hamm gewährte Zeit war bald verstrichen, und nun gings dem Rheine zu. Ein höheres Gefühl regte sich bei dieser Aussicht in unserer Brust, sollten wir doch gerade diesen herrlichen Strom gegen den nach seinen Reben lüsternen Erbfeind mit unserem Blute beschützen. Bald erblickten wir vor uns in der Ebene das aus tausend Schornsteinen rauchende Essen. Eine mächtige Dampfwolke, von all den Maschinen und Eisenhämmern herrührend, die hier in beständiger Bewegung sind, lagerte über der Stadt. Hier inmitten dieser Essen und Hochöfen schaltete Krupp gerade damals mit besonderem Eifer, damit in einem langen Kriege, der uns zweifellos bevorstand, unser Geschützmaterial stets vollständig bliebe. Von Essen gings nach Düsseldorf. Wir waren am Rhein, aber noch konnten wir den prächtigen Strom nicht erblicken, da er uns vom Bahnhof aus verborgen blieb. Doch bald sollte er sich groß und schön vor uns aufthun. Denn nicht allzulange mehr währte es, da tauchten vor uns die Türme des ehrwürdigen Köln auf, jenes Bollwerks schon aus der Römer Tagen, welches als eine Festung gegen die germanischen Stämme von den alten Imperatoren errichtet war, aber längst eine feste Schutzwehr deutscher Kraft gegen fränkischen Uebermut bildete, eine Wacht

am Rheinstrom, bei deren großartigem Anblick tausend Erinnerungen in des Deutschen Herz wach werden, die ihn mit Freude und Stolz erfüllen. Auf der massigen Rheinbrücke, die mit ihrem gewaltigen Gitterwerk wohl damals zu den schönsten Bauwerken dieser Art in Deutschland gehörte, machte unser Zug Halt. Der Kölner Bahnhof war nicht frei, denn hier drängten sich von allen Seiten die Eisenbahnzüge heran, welche die deutschen Truppen auf dem linken Stromufer den Rhein hinauf der französischen Grenze zu führen sollten. Als wir auf die mächtige Brücke fuhren, die trotz ihrer gewaltigen Dimensionen dennoch so leicht aussieht, daß sie in dem hochragenden Gitterwerk zu schweben scheint, begrüßten wir den Liebling unserer deutschen Ströme mit donnerndem Hurra. Vor uns lag die alte ehrwürdige Stadt mit ihren vielen Kirchen, unter uns rauschte der belebte Strom und wälzte seine grünen Wellen dem Meere zu. Es hat der Name Köln für jeden Deutschen einen heiligen Klang, sei es darum, weil die alte Colonia Agrippina ein Hauptschutzwall des deutschen Volkes wurde, sei es darum, weil es viele Jahrhunderte lang der Sitz eines mächtigen Erzbistums gewesen ist, welches auch auf die Geschicke Deutschlands wiederholt einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, sei es, weil es heute das Steuerruder des Handels am Rheine führt, oder sei es, weil wir alle mit einer gewissen Sehnsucht der Vollendung eines Baues entgegenharrten, der aus der Vorzeit fernen Tagen zu uns herüberragt und als das erhabenste Denkmal gotischer Baukunst in Deutschland jedes deutsche Gemüt mit immer neuer Bewunderung erfüllt. Da lag er vor mir, jener große, köstliche, ewige Bau, bis auf seine Türme vollendet, die ein Netz von Gerüsten noch den Blicken entzog. Aber die Kirche selbst mit ihren aufstrebenden Pfeilern und Türmchen, ihrem reichen Maßwerk, ihren kühnen Bogen und ragenden Fenstern machte einen überwältigenden Eindruck namentlich auf den, der sie wie ich zum ersten Male sah. Eine Stunde lang mochten wir fast auf der Rheinbrücke gehalten haben; kurz vor unserer Abfahrt schrieb ich

zum Andenken meinen Namen an das mächtige Gitterwerk, und als sich dann unser Zug in Bewegung setzte und hinüberdonnerte über den deutschen Strom auf das linksrheinische Ufer, da stimmte ich brausend mit ein in Schneckenbergers Lied vom deutschen Rhein. Langsam fuhren wir in den Kölner Bahnhof; es war ein fürchterliches Gewoge auf diesem Eisenbahnknotenpunkt; von hier rasselten die Eisenbahnzüge alle den Rhein hinauf, gefüllt mit den deutschen Streitern. Schon war die bedrohte Grenze nicht mehr weit; dort wollten wir den Feind finden, nicht auf deutschem Boden, das hofften wir. Bald befanden wir uns auf der linksrheinischen Bahn, und nun gings stromaufwärts hinein in eine geheimnisvolle deutsche Sagenwelt. Zuerst entschwand der schöne Strom wieder unseren Blicken, Ebene war rings umher; bald waren wir in Bonn, dem Ausgangspunkt des rheinischen Durchbruchthals, und bald ragte dann das Felsenthor vor uns auf, das hineinführt in die fesselnde Sagenwelt des wundervollen Stromes. Mächtig erhob sich uns gegenüber am rechten Ufer des Flusses die eine Thorsäule, das imposante Siebengebirge mit seinen hohen und schroffen Basalt- und Dolomitkegeln. Seine malerischen Formen, die Ruinen auf den Spitzen der Berge, das rauschende Wasser zu seinen Füßen, das alles fügt sich zusammen zu einer der reizendsten Landschaften Deutschlands. Sieben Berge ragen unter den anderen hervor, einer tritt dominierend an den Rhein, der kühne Drachenfels mit seinen trotzigen Burgtrümmern. Er schaute herab auf das freundliche Königswinter, welches die Wogen des Rheines im Sonnenglanze umspielten. Dieser Thorsäule schräg gegenüber bildet auf dem linken Ufer des Stromes der isoliert aus gesegneter Flur aufsteigende Kegel des Godesberges die andere. Auch ihn krönt eine Ruine mit Wartturm, Landhäuser und Gärten schmiegen sich um seinen Fuß, seinen Gipfel weihen uralte Sagen, ist es doch der Berg des Wodan, der dem Felsen gegenübersteht, auf dem Siegfried den Drachen getötet.

Bald gelangten wir nach Rolandseck. Hier bot sich uns ein trauriger Anblick dar, der seltsam mit der schönen, sonnigen

Landschaft kontrastierte. Zertrümmerte Eisenbahnwagen bedeckten die Schienen, denn am vorigen Tage war hier ein Zug entgleist, der die Fouriere deutscher Truppen an die Grenze zu führen bestimmt war. Wir konnten nicht erfahren, welche Opfer das Unglück gekostet hatte, aber unbedeutend konnte es nicht gewesen sein, denn die einzelnen Wagen waren förmlich in Stücke auseinander gerissen, selbst die eisernen Achsen total zerbrochen. Ich wandte mich von der traurigen Scene ab zu einem sonnigeren Bild. Dicht vor mir erhob sich der Rolandsbogen, der so manche überströmende Jugendlust bei Gesang und Becherklang belauscht hat. Zwischen den hier so anmutigen Ufern liegen drei Inseln, die größte Nonnenwörth. Wer erinnerte sich nicht beim Anblick dieses Eilandes, das mit seiner Abtei, seinen Pappeln, Ulmen und Weiden ruhig und friedlich in dem strudelnden Strome daliegt, jener Nonne und jenes unglücklichen Ritters und ihrer traurigen Liebesgeschichte, die Schiller zum Gegenstande einer seiner prächtigen Balladen gemacht hat? Am Apollinarisberg mit seiner schönen gotischen Kirche vorbei, zu dessen Füßen Remagen liegt, an dem Felsenriffe der Unkelsteine vorüber gelangten wir an die Mündung der Ahr. Der Fluß ist auf dieser Strecke ziemlich breit und bildet eine Art Becken. Der Ahrmündung gegenüber auf dem rechten Ufer des Rheines zeigte sich uns das ganz aus Basalt gebaute Linz. Jetzt tritt die Eifel an den Strom heran, auf sie schaut vom anderen Ufer her das schöne Schloß Reineck, aus einer alten Burgruine herausgebaut. Wilder und romantischer wird nun der Charakter der Ufer; zahlreicher werden die Burgruinen auf den seltsamen, zum teil schroffen Felsengruppen. Bald hielten wir im alten düsteren Andernach, dessen runder, oben achteckiger Wartturm dicht am Rheine steht. Wie eigentümlich kontrastiert dieser melancholische Ort mit dem hellen, freundlichen Neuwied ihm schräg gegenüber auf der anderen Seite des Stromes. Mit den reinlichen schmucken Häusern spielte der Sonnenstrahl, auf den blühenden Gärten lag Sommerduft. Wieder verbreiterte sich der Strom zu einer Art Becken, das die

Stadt Coblenz und der ihr gegenüberliegende Ehrenbreitstein schließen. Coblenz ist eine überaus malerische Stadt. Mosel und Rhein umgürten sie mit ihren schimmernden Bändern, und aus prächtigen Anlagen glänzen die Zinnen des edelen Fürstenschlosses hervor, in dem Preußens Königin so gerne und so häufig weilte. Der Moselmündung gegenüber ragt auf dem steil zum Rheine abfallenden Ehrenbreitstein ein mächtiges Castell weit in die Lande wie ein zum Sprunge bereiter Löwe, als ein gewaltiger Grenzwächter hinüberspähend in das welsche Reich, seine starken Mauern und Wälle in des Stromes klaren Fluten spiegelnd. Coblenz liegt an einer der schönsten Erdenstellen und wird ewig eine Perle der deutschen Rheinlande bleiben; eine paradiesische Landschaft, unten ein Gartenfeld und rings herum eine Umgebung von Bergen in romantischen Verschiebungen, dazwischen Mosel und Rhein, sich wie Tochter und Vater liebewarm umfangend. Aus dem Hintergrunde steigen die Türme der alten Marxburg auf, und drüben unter dem Ehrenbreitstein zieht sich ein liebliches Thal hin, in dem des Laubes Fülle und der Früchte Glanz sich freundlich vereinen. Ich konnte mich nicht satt schauen an diesem herrlichen Bilde, und doch mußte ich mit einem flüchtigen Eindruck zufrieden sein, denn der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Herab zu uns grüßte von dem Dorfe Kapellen her die prächtige Burg Stolzenfels; bald sahen wir, wie sich die Lahn in den Rhein stürzt. Links an ihrer Mündung ragt die Ruine Lahneck aus Rebenschmuck empor, nicht weit davon das alte Oberlahnstein, noch nach mittelalterlicher Art mit Mauern, Türmen und Gräben rings umpanzert; ihm gegenüber am anderen Ufer der Lahn das freundliche Niederlahnstein. Wir waren in diejenige Gegend des Rheines gekommen, wo der herrliche Strom uns in vollkommener Ritterrüstung entgegentritt, wo noch heute unzählige Burgruinen wie Panzerschuppen ihn umgeben. Bald waren wir an dem alten Königsstuhl zu Rhense angekommen, jenem Orte, wo die Gebiete der rheinischen Kurfürsten zusammentrafen, so daß ein

Musketenschuß von hier aus in eines jeden Lande gehört werden konnte. Hier hatte der alte Königsstuhl auf einem Rasenplatze, von alten Wallnußbäumen beschattet, gestanden, wo viele deutsche Kaiser gewählt, der Kurverein, der uns frei machen sollte vom päpstlichen Joch, von mannhaften Fürsten beraten und der Landfriede beschlossen wurde. Die Franzosen hatten 1794 dieses alte deutsche Heiligtum zerstört, jetzt ist es erneuert und dem alten Bau wieder nachgebildet worden. Die Berge, die auf der letzten Strecke etwas zurückgetreten waren, treten bei Braubach wieder hart an den Rhein, die Höhen bewalden sich, und bald erscheint, an den Berg gelehnt, die alte Reichsstadt Boppard mit ihrer zweigetürmten romanischen Pfarrkirche und ihren in engen Gassen übereinander aufsteigenden Häusern. Jetzt nimmt die Gegend einen Charakter unnennbaren Zaubers und sanftester Schwermut an, man wähnt sich abgeschnitten von aller Welt. Von hohen Bergen ragten die Ruinen Löwenstein und Steinfels zu uns herüber, die beiden Brüder genannt nach einer alten rheinischen Sage, dann die beiden Burgreste Katz und Maus, beide getrennt durch das freundliche St. Goarshausen zu ihren Füßen. Ihnen gegenüber die Stadt St. Goar, genannt nach einem frommen Einsiedler, der den Schiffern den Weg durch die gefährliche Bank zeigte, welche ein wenig unterhalb das hier ziemlich reißende Strombett des Rheines bildet, über der Stadt auf einem Felsenvorsprunge die ausgedehnten Trümmer der von den Franzosen zerstörten Feste Rheinfels. Jetzt wurden die Ufer wilder und zackiger, wir befanden uns an der engsten Stelle des Durchbruchthals. Noch vom letzten Abendgolde beleuchtet, schaute zu uns, düster aus den schon in Schatten gehüllten Fluten aufsteigend, der Loreleyfelsen herüber. Die ernste Sage von der verführerischen Jungfrau, die durch ihr hinreißendes Syrenenlied die unvorsichtigen Schiffer ins Verderben lockt, und das herrliche Heine'sche Lied kamen mir in den Sinn, das Abenddunkel mochte meiner Phantasie regere Schwingen geben, ich träumte mir jene Jungfrau mit dem goldenen Haar auf die Spitze des Felsens hinauf,

ich ließ sie ein Lied singen vom stolzen Mute des Welschen, dem auch sie mit ihrer wunderbaren Stimme dienen wollte. Aber wir werden nicht an deiner Klippe zerschellen, du falsches, die Sinne berauschendes Weib, du wirst übertönt werden von dem Jubelgesang der deutschen Söhne, wenn sie, mit den fränkischen Adlern und Standarten geschmückt, wieder heimkehren in ihr Vaterland, und dann wirst du, Felsen mit dem vielstimmigen Echo, welches dich umrauschen soll, den Siegesgesang der befreiten Germania von deinen Steinen wiederhallen lassen, daß es tönt bis in die fernsten Winkel unseres Vaterlandes! Bald kündigte die Ruine Schönberg, einst der Sitz der sieben schönen Schwestern, die jetzt, in Felsblöcke verwandelt, bei niedrigem Wasserstande aus dem Strome schaun, die Stadt Oberwesel an. Der Tag war zu Ende, und ich konnte von ihren Türmen und Trümmern nichts mehr schaun. Wie wehe that es mir, daß die Dunkelheit der Nacht mich von nun an verhinderte, die schönen Ufer des Rheines noch länger mit dem Auge zu verfolgen. Wir fuhren an der Stelle vorüber, wo Blücher in der Neujahrsnacht 1814 den Rhein überschritt, in Dunkel gehüllt war das altertümliche Bacharach mit seinen verfallenen Türmen und seinen Häusern aus braunem Gebälk mit vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, unsichtbar für mich die alte Burg Stahleck darüber und all die anderen Burgen und Flecken, um die herum die reiche Rebenflut gedeiht, die uns des goldenen Weines die Fülle liefert. Bald fuhren wir in den Bahnhof von Bingerbrück. Bei diesem Ort, der gleichsam vor einem Bergkessel liegt, tritt der Rhein in das Schiefergebirge, unter der alten Drususbrücke strömt hier die Nahe hervor und stürzt sich mit gelber Flut gerade dem berühmten Rüdesheim gegenüber in den Rhein. Hier bildete einst der prächtige Strom einen gefährlichen Katarakt, der an dieser Stelle die Schiffahrt unmöglich machte, bis deutscher Fleiß diese Scheidewand zwischen Süd- und Norddeutschland niederlegte und die beiden großen Hälften des Rheines inniger miteinander verband. Hier befindet sich, von schäumenden Wellen umbraust, die düstre,

viereckige Warte des Mäuseturms, den der Sage nach Erzbischof Hatto von Mainz erbauen ließ, um sich vor den verfolgenden Mäusescharen zu retten. Damals freilich konnte ich diese Rheinherrlichkeit nicht schauen, auch den Niederwald nicht sehen, der sich bei Rüdesheim erhebt, den heut ein herrliches Denkmal unserer Größe ziert, aber später ward mir auch der Einblick in dieses Paradies gewährt, und ich konnte nachholen, was ich damals versäumen mußte.

Bingerbrück war das Ende unserer Fahrt; wir wurden ausgeladen, es war dunkele Nacht, und wie geheimnisvolle Schatten bewegten sich in tiefem Schweigen auf dem Bahnhofe die ernsten Krieger hin und her. Ich hatte die schönste Fahrt meines Lebens beendet, konnte es eine würdigere Vorbereitung für die großen und blutigen Aufgaben, die nunmehr unserer warteten, geben als diese? Des deutschen Stromes schönste Herrlichkeit hatten wir geschaut noch einmal kurz vor dem gewaltigen Kampf, der seinen heiligen Ufern galt. Und sollte uns angesichts aller dieser Schönheit das Herz nicht höher schlagen, der Mut nicht freier wachsen? Ich fühlte mich gestärkt zu der blutigen Entscheidung, aber auch ernste Gefühle beschlichen mich. „Werde ich dich, du majestätischer Strom, jemals wieder begrüßen können," klang es in mir, „oder ist es mir beschieden, dort draußen auf dem Felde der Ehre für deine Freiheit mein Herzblut zu verspritzen? Lebe wohl für jetzt, mag kommen, was da will, süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben. An deinen schönen Ufern aber möge nimmer die Kette der Sklaverei klirren, denn noch giebt es eine Wacht am Rhein, und sterben wir, stehen andere hinter uns, die Lücken auszufüllen!"

Wir zogen fort in die Nacht hinein, fort von dem schönen Strom der bedrohten Grenze zu, eine ernste, aber todesmutige Schar.

VI.

Durch die Rheinpfalz.

Die Stunde der Mitternacht mochte wohl schon nahe sein, als wir durch das Nahethal am Fuße des berühmten Scharlachberges entlang unserem Quartiere Ockenheim in Rheinhessen zueilten. Ockenheim ist ein großes, freundliches Dorf in bergigem, rebenumranktem Terrain. Auf der breiten Dorfstraße machten wir Halt, um von unseren schon anwesenden Fourieren unsere Quartierzettel zu empfangen. Die Leute hatten Lampen an die Fenster gestellt, um uns das Einquartierungsgeschäft zu erleichtern. Ich erhielt mit etwa vier Leuten aus meiner Korporalschaft mein Logis bei zwei alten Jungfern. Sie nahmen uns freundlich auf, wiesen uns zwei geräumige Zimmer mit Betten an und forderten uns dann auf, das von ihnen bereitete Mahl einzunehmen. Wir ließen uns trotz der späten Nachtstunde das gebratene Fleisch und die schöne Butter, die ich hier zum ersten Mal ungesalzen bekam, mit der trefflichen Wurst gut munden und suchten dann, von der langen Fahrt und dem vielen Schauen recht abgespannt, unser Lager auf. Am nächsten Tage, es war der 28. Juli, blieben wir in unserem Kantonnement, um die Vereinigung der 6. Infanterie-Division abzuwarten, die in dieser Gegend aufmarschierte, um dann als ein fester Heereskörper auf Saarbrücken loszurücken. Schon hatten an der Grenze die Feindseligkeiten begonnen, und als wir am Nachmittage zum Kompagnieexerzieren versammelt waren, wurde uns bekannt gemacht, daß bei Gersweiler ein Gefecht stattgefunden hätte, in welchem der Feind einige Mann eingebüßt habe. Unter unseren Leuten wurde ein Buch herumgereicht, in welchem die französischen Elitetruppen abgebildet waren. Da glotzte uns ein wilder Spahi mit weißem Beduinenmantel, ein brauner Turco mit großem Fes und ein schwer bepackter Zuave mit mächtigem Turban, seine Katze im Arme, an. Die Gesichter waren mit möglichst schrecklichem Aus-

druck gezeichnet, um unsere Truppen auf ihren Anblick vorzubereiten. „Kinder," sagte unser Hauptmann, „diese Kunden beißen nicht; fürchtet Euch nicht vor ihnen, ein märkischer Kolbenschlag, und sie sind gewesen!"

„Na, Jungens," rief unser Witzbold vom Bauhofe in Brandenburg, die Bilder betrachtend, „dhut euch man nich so dick; mit euch ufjeputzte Jesellschaft werden wir och wohl noch fertig werden, un wenn eure Fratzen och noch so schauderhaft sind."

Wir hatten fleißig am 28. exerziert, den freien Teil des Tages brachte ich bei meinen alten Jungfern zu; es waren wirklich ein paar liebe Mädchen. Sie waren Katholikinnen vom reinsten Wasser, die ihren Rosenkranz nicht aus den Händen ließen und die Mutter Maria stets im Munde führten. Vor den Franzosen hatten sie die entsetzlichste Angst. Sie mußten wohl unser Nachbarvolk für eine Vereinigung von Menschenfressern halten, denn sie erzählten mir von ihm wahrhaft erschreckliche Dinge. Sie wußten, daß der Franzmann jeden Feind grausam verstümmele, und in jungfräulicher Scham, mit verlegenem Niederschlag der Augen und mit vor Schauder bebender Stimme vertrauten sie mir an, daß er im feindlichen Lande auch auf die Mädchen Jagd mache. Die armen, guten alten Jungfern, sie wenigstens brauchten nicht mehr zu fürchten, daß die Herren Franzosen ihnen Nachstellungen bereiten würden, sie waren längst über dieses verführerische Alter hinaus und durften vor jedem Angriff auf ihre Tugend sicher sein. Ich suchte sie zu beruhigen und ihnen die Franzosen als ein civilisiertes und ganz menschenfreundliches Volk darzustellen, da kam ich aber schön bei ihnen an; Mädchenräuber und grausame Gesellen wären es, die das Kind an der Mutterbrust nicht schonten. So versicherten sie mir unter immerwährenden Bekreuzungen, und ich hatte Mühe, sie davon zu überzeugen, daß der böse Franzmann gar nicht in das deutsche Land kommen sollte, daß wir ihn an der Grenze fassen und mit blutigem Kopf wieder heimschicken würden. Ein dankbarer Blick belohnte endlich meine

Zuversicht, und ich erhielt das Versprechen, daß sie fleißig für mich beten würden, und daß sie, wenn der böse Franzmann mich totschlagen sollte, was der Himmel verhüten möge, Gott bitten wollten, meiner armen Seele gnädig zu sein, wenn ich auch ein Ketzer wäre.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf, um nach Niedersaulheim im Rheingau zu marschieren. Der Weg führte zwischen Rebengeländen dahin, die sanft die Berge hinauf zu klettern schienen.

Niedersaulheim ist ein ziemlich großes Thaldorf von etwa zweitausend Seelen, mitten im katholischen Lande von fast lauter Protestanten bewohnt. Ich kam zu einem Weber ins Quartier, einem Handwerker, der in seinem Dorfe noch viele seinesgleichen hatte. Das Quartier war etwas eng, doch für meine damaligen Ansprüche ausreichend. Drei Tage, vom 29. bis zum 31. Juli, blieben wir hier, um das allmähliche Herankommen der 2. Armee abzuwarten. Diese Ruhetage waren für die Bataillone von der wesentlichsten Bedeutung, sie dienten einmal zur Erholung, dann aber auch, um die vielen verschiedenartigen Elemente, aus denen infolge der Einstellung der Reserven die einzelnen Kompagnien bestanden, etwas zusammenzuschweißen und die Bekleidung, namentlich das Schuhzeug, noch immer genauer zu verpassen. Da wir der Grenze nicht mehr allzufern waren, sicherten wir uns des Nachts durch starke Wachen und durch ein Piquet, welches an demjenigen Ausgang des Dorfes eingerichtet wurde, der dem Feinde zu lag. Der Vormittag wurde mit Exerzieren im Bataillon oder in den Kompagnien verbracht, um die Reservisten an den militärischen Dienst wieder zu gewöhnen. Wir führten im Uebrigen hier ein ganz angenehmes Leben; die Offiziere hatten für sich ein Kasino eingerichtet, in welchem auch mir und meinem Bruder durch die Freundlichkeit unseres Bataillonskommandeurs zu erscheinen gestattet war. Das Diner wurde ziemlich lang ausgedehnt, und es fehlte in diesen wenigen Tagen der Ruhe an munteren Gelagen nicht, wie es in einer Zeit begreiflich ist, wo der Mensch angesichts

des drohenden Todes jede Minute, die er noch sein eigen nennt, nur gar zu gern auskostet. Gleich am ersten Abend kam ich auf Piquet, welches in den Hof eines ansehnlichen Bauerngehöftes gelegt war. Der diensthuende Offizier lud mich ein, sein Zimmer für die Nacht mit ihm zu teilen. Wir brauten uns eine Bowle und waren recht vergnügt dabei. Gegen Morgen schliefen wir ein wenig, nicht allzulange, denn schon in aller Frühe begann der Dienst wieder. Das Wetter war schön, der Himmel fast wolkenlos, um uns Berge und Rebengelände, für einen Märker immerhin ein seltener, aber um so fesselnderer Anblick. Gegen Abend gingen wir in einen Weinausschank; ich hatte mich recht auf den Weingenuß in den schönen Rheinlanden gefreut, doch um diese Freude wurde ich hier wenigstens bitter betrogen. Schon nach drei Tagen hatte ich mir die Sorten, die hier in den Dörfern ausgeschenkt werden, zuwider getrunken und sehnte mich nach gutem deutschen Bier. Der Wein wurde uns ganz jung verzapft, schmeckte schlecht und war dem Körper wenig zuträglich. So begrüßten wir es denn mit Jubel, als wir in Saulheim auch Bier vorfanden. War dasselbe auch dünn, es war doch wenigstens Bier und mundete vortrefflich. Wir benutzten den schönen Abend, stiegen auf den schon vollendeten Damm einer im Bau begriffenen Eisenbahn, von dem aus man bei der sinkenden Sonne eine freundliche Aussicht auf die schöne Landschaft hatte; unser Bier hatten wir mit hinaufgenommen, und so feierten wir hier ein kleines Gelage, dem die Romantik studentischen Lebens mit seiner ausgelassenen Lust nicht fehlte. In ähnlicher Weise verlebten wir den folgenden Tag, an dem darauf folgenden Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Es waren anstrengende Tage, welche nun kamen. Die Hitze war furchtbar und fing sich ungemein in den Bergen, die an der hessisch-bairischen und preußischen Grenze sich entlang ziehn. Wenn wir auch der hohen Temperatur wegen schon immer mit dem ersten Morgengrauen oder noch früher aufbrachen, so waren doch die Beschwernisse dieser Märsche ganz außerordentlich große. Des Marschierens

zum teil wieder ungewohnt, in neuen, noch klemmenden Bekleidungsstücken, schwer bepackt, des Bergsteigens unkundig, mußten wir bei einer durch den anhaltenden Mangel an Regen ungemein drückenden Luft die Berge mühsam erklimmen, um gleich darauf wieder steil bergab zu marschieren. In langen Windungen zogen sich die Chausseen die Berge auf und ab, so daß namentlich die übermäßig langen Wagenkolonnen, die ein großes Hemmnis für die freie Fortbewegung der Truppen waren, nur mit der größten Anstrengung weiter geschafft werden konnten. Oft mußten die Wagen so die Berge hinaufgezogen werden, daß von den hinteren einstweilen die Pferde abgespannt und dem hinaufzutransportierenden Wagen noch mit vorgelegt wurden. Viele Pferde erlagen hier der Anstrengung, und ihre Kadaver bezeichneten weithin die Richtung unseres Marsches. Ganz besonders anstrengend war der Marsch am 2. August. Die Berge von Münsterapel, Kalkofen und Unkenbach bereiteten hier ungewöhnliche Schwierigkeiten; nur mit starkem Vorspann vermochten die Wagen die Berge zu erklimmen; die Truppen mußten mehrere große Rendezvous machen, und dennoch stürzten viele ohnmächtig nieder, so daß der ganze Weg mit Erschlafften bedeckt war. Unser Füsilierbataillon brachte auf diesem Marsche seine ersten Opfer, vier Mann erlagen dem Hitzschlage und wurden am Abend zu Kalkbach und Schmitzweiler beerdigt. Daß bei so außerordentlichen körperlichen Beschwerden bei uns kein rechter Sinn für den Reiz der Landschaft vorhanden war, ist wohl natürlich, und doch war die Gegend so schön. Die Dörfer im Thal, rings von Bergen umkränzt, größer und einladender als die unsrigen, schmiegen sich freundlich an die Höhen, die mit reizenden Laubwaldungen dicht bestanden sind. Die Kiefer der märkischen Gegend hat hier keinen Boden, höchstens schaut zuweilen eine Edeltanne aus dem reichen Blätterschmuck einsam, aber majestätisch hervor. Ueberall lachende Weingelände, schroffe, von Felsen gebildete Kuppen, die häufig mit grauen, epheuumrankten Burgruinen gekrönt sind. Wir berührten abwechselnd bald hessisches, bald bairisches, bald

preußisches Gebiet; überall wurden uns Erfrischungen gereicht, so wenig die Leute auch selbst noch besaßen, und manche Thräne ward den jungen Kriegern nachgeweint. Die Vereinigung des 3. Armeekorps wurde in diesen Tagen beendet, es lag dicht gedrängt rings in den nahen Dörfern, umgeben von einer unabsehbaren Kolonne von Wagen, die teils zur Armee gehörten, teils aus Dörfern requiriert waren, um Nahrungsmittel in großen Mengen für das Korps mitzuführen. Am 3. August kamen wir wieder nach einem überaus anstrengenden Marsch nach Ulmet, einem lieblichen Dorf in Rheinbaiern. Ich habe mich hier sehr wohl befunden und ein Erlebnis gehabt, das ich seiner Freundlichkeit wegen erzählen will. Mein Quartierwirt war ein Tischler, ein biederer Mann, der mir viel von der Angst und Not erzählte, die sie hier zu Lande ausgestanden, bevor die ersten Truppen aus dem inneren Deutschland angekommen wären. Jetzt sei nun alles gut; seit er die preußischen Soldaten gesehen, sei er ganz fest davon überzeugt, daß die Franzosen, die er auch von Augenschein kenne, verloren wären. Er fragte mich, wohin unser Weg ginge? Ich sagte ihm, daß wir meines Wissens nach Saarbrücken marschierten. Er beschrieb mir die Stadt, in der er oft gewesen war, mit ihren sie umkränzenden steilen Höhen und befürchtete, daß wir dort einen harten Strauß haben könnten. Dann entschuldigte er sich; sagte, daß er für meine Verpflegung sorgen würde, und verließ, nachdem er mir noch kräftig die Hand geschüttelt, das Zimmer. Ich hatte mich indessen meines Tornisters entledigt und war etwas erschöpft auf einen alten Polsterstuhl gesunken. Erst jetzt bemerkte ich, daß ich nicht allein im Zimmer war. Mir gegenüber stand, auf das Fensterbrett gelehnt, ein reizendes Mädchen, die mich schweigend und ernst beobachtete, als wollte sie hinter meiner Stirne meine Gedanken lesen. Sie mochte höchstens siebzehn Jahre zählen; sie war einfach, aber sauber gekleidet und zeigte eine solche Lieblichkeit in ihren Zügen, daß es mir eine wahre Freude war, sie anzuschaun. Lange wagte sie nicht, mit mir zu sprechen; ich bemerkte es, daß

sie mit einer sichtlichen Verlegenheit kämpfte, aber ich ließ sie gewähren und wartete ab, was sie wohl beginnen würde. Endlich faßte sie sich ein Herz und kam auf mich zu, indem ihr die Röte in die Wangen schoß.

„Der Herr sieht so staubig aus," sagte sie mit einer angenehmen Stimme im rheinischen Dialekt, „darf ich ihm nit ein bissel Wasser zur Kühlung und Reinigung holen?"

„Wenn Sie mir die Güte anthun wollen, mein liebes Kind," antwortete ich, „würde ich Ihnen sehr dankbar sein."

Sie eilte aus dem Zimmer und kam bald mit einem Handtuch, das blendend weiß war, und einem Waschbecken zurück. Ich sollte mich nur nicht genieren, meinte sie, und mir ruhig den Rock ausziehn, den sie mir zu reinigen versprach.

Ich that, wie sie mir gesagt hatte, und wusch mich mit einem wahren Wohlbehagen, während sie mir die Uniform abbürstete. Inzwischen war eine reichliche Mahlzeit aufgetragen worden, und sie forderte mich auf, nur wacker zuzusprechen. Es machte ihr eine sichtliche Freude, als sie mich so recht nach Herzenslust essen sah. Nachdem ich meinen Hunger gestillt und ihrem Weine fleißig zugesprochen hatte, führte sie mich eine Treppe hinauf in ein freundliches Zimmer, in welchem ein großes Himmelbett stand.

„Hier wird der Herr schlafen," sagte sie, „es ist eigentlich mein Bett, doch der Vater hat mir erlaubt, Sie darin schlafen zu lassen; ich komme schon so noch unter!"

„Sie sollten sich nicht aus Ihrer Ordnung bringen," antwortete ich, „ein Krieger, mein liebes Kind, darf sich nicht verwöhnen und hat das Stroh zu seinem Lager ebenso gern, als die Federn." Sie wurde etwas verlegen, dann schlug sie ihre schönen, tiefen Augen auf und sah mich groß an.

„Bitte, bitte," sagte sie, „bringen Sie mich nit um meine Freud, nehmen Sie mein Bett an! Ich möchte doch auch gern etwas für mein Vaterland thun, ihm wenigstens ein kleines Opfer bringen!"

Sie bat so inständig, daß ich es nicht über mich vermochte, ihr diese Bitte abzuschlagen.

„So inständigen Bitten vermag ich nicht zu widerstehn," entgegnete ich, „gern nehme ich Ihr Bett an, liebes Mädchen!" Ich reichte ihr die Hand, in die sie ohne Zwang einschlug, und bat sie, sich zu mir zu setzen und mir ein wenig zu erzählen. Sie folgte und spielte verlegen mit ihrem Rocke. Ich sah es ihr an, es war ihr peinlich, mit mir allein zu sein, und doch wagte sie nicht fort zu gehn. Endlich faßte sie sich ein Herz und sprach:

„Sie werden gewiß recht schlecht von mir denken, daß ich hier noch bei Ihnen sitze, es kommt mir selbst so seltsam vor, und doch ist mirs, als müßte ich noch hier bleiben. O, erlauben Sie, daß ich mir Ihr Gesicht recht einpräge!" Ich war etwas erstaunt über diese Bitte, und doch klang dieselbe aus dem Munde des schönen Mädchens so harmlos und naiv, daß ich nichts dabei finden konnte.

„Wenn Ihnen daran etwas liegt," sagte ich daher lachend, „so schauen Sie mich nur immer an, ich habe nichts dagegen. Aber was haben Sie eigentlich davon?"

Sie zögerte wieder mit der Antwort, als ich fragend mit meiner Rede innehielt, dann sagte sie:

„O, ich habe viel davon, sehr viel! Sehen Sie, ich habe keinen Bruder, keinen Angehörigen, keinen meinem Herzen Nahestehenden, der mit in den Krieg zieht. Und das kommt mir so arm vor. Es ist mir, als müßte ich diese ganze große Zeit viel tiefer empfinden, könnte ich mit meinen Gedanken, mit meinen Sorgen einem mir lieben Menschen in die Schrecken des Krieges hinausfolgen und für ihn beten."

„Und warum sehnen Sie sich gerade nach solcher Unruhe und Pein?" fragte ich erstaunt über das reiche Gemütsleben dieses einfachen Landkindes.

„Weil ich muß," sagte sie schnell, „und sehen Sie, da führt mir der Zufall Sie in den Weg, Sie sollen mir nun der bekannte liebe Mensch sein, für den ich mich bangen, für den ich beten kann."

Es lag etwas so Rührendes und Inniges, etwas so jeder Verstellung Fremdes in diesen Worten, daß ich das Mädchen recht freundlich anschauen und mit warmem Händedruck ihr danken mußte.

Auf ihren Wunsch nannte ich ihr meinen Namen, meine Herkunft und den Stand meiner Eltern; erzählte ihr, daß ich Student wäre und in der großen Hauptstadt Preußens gelebt hätte. Sie merkte alles genau.

„Student?" fragte sie darauf, „dann sind Sie wohl ein sehr gelehrter Mann?"

„Nun, so sehr gelehrt pflegen die meisten Studenten eben nicht zu sein," entgegnete ich lächelnd, „aber ein lustiges Völkchen sind sie, das Witz und Laune hat."

„O, ich habe auch schon viel von den Studenten gehört," meinte sie, „mein Vater hat mir mancherlei davon erzählt. Ich habe immer einen ungeheuren Respekt vor ihnen gehabt, weil sie so sehr gelehrte Sachen betreiben sollen, von denen unser eins nichts versteht."

Ich mußte herzlich über diese naive Aeußerung lachen und unwillkürlich an meine eigene Unwissenheit denken.

„Nun, so sehr gelehrtes Zeug treiben wir gerade nicht," sagte ich, „freilich sitzen wir zuweilen hinter Büchern, von denen nicht jeder etwas versteht, aber wir lernen auch leben und auch fechten, auf daß wir in Zeiten wie die jetzigen auch unser Vaterland verteidigen können."

„Jetzt kenn' ich mich schon besser auf die Studenten aus," meinte sie, „es müssen doch recht gute Menschen sein. Haben Sie eine Braut daheim?" fragte sie mich dann plötzlich.

„Nein, noch nicht, mein liebes Kind; ich bin noch so ein Springinsfeld, der eine Braut nicht gebrauchen kann."

„Es ist schade darum," sagte sie, „ein wie schönes Gefühl müßte das für Sie sein, wüßten Sie, daß eine Braut sich um Sie sorgen würde. Doch nun muß ich fort, sonst wird der Vater böse, ich habe mich schon zu lange bei Ihnen verweilt.

Sie werden auch müde sein, ich hätte so lange gar nicht hier bleiben sollen, verzeihen Sie nur! Schlafen Sie jetzt recht schön und träumen Sie von Ihrer Heimat, nach einigen Stunden wecke ich Sie!"

Sie nickte mir freundlich zu und eilte hinaus. Ich sah ihr mit Teilnahme nach, es lag ein eigentümlicher Zauber in dem Geplauder dieses Mädchens. Doch ich war in der That sehr müde und legte mich auf das Bett meines freundlichen Schutzgeistes. Eine Zeit lang waren meine Gedanken noch mit ihr beschäftigt, hatte ich doch kaum denken können, hier in den Bergen einen solchen Reichtum der Seele zu finden. Endlich schlief ich ein und that einen langen festen Schlaf. Sie weckte mich nicht, der Vater hätte es ihr verboten, sagte sie mir nachher, da mir der Schlaf jetzt das Nötigste wäre. Es war wohl 6 Uhr abends, als ich erwachte; ich stand auf und kleidete mich an; dann ging ich hinunter, suchte meinen Schutzgeist auf und sagte ihm, daß ich schön geschlafen hätte. Ein reichliches Abendbrot wartete schon meiner. Ein herrlicher Abend beglückte uns, die Luft war lind und rein, süßer Duft strömte von der Baumflut her, die rebenbedeckten Berge lagen freundlich im Glanze der scheidenden Sonne da; es war, als ob ein süßer Friede die ganze Landschaft durchzog. Es lockte mich zu einem kleinen Spaziergange, mein Schutzgeist begleitete mich trotz der Dorfbewohner, die gewiß über sie reden würden, und plauderte mit mir von ihrem stillen Leben im Dorf, ließ sich von mir von dem großen Berlin erzählen, von unserem studentischen Treiben, bis sie mit der einbrechenden Dunkelheit ängstlich wurde und mir sagte, daß sie nun nach Hause müsse, sonst würden die Leute sie bereden und der Vater sie schelten. Sie sagte mir gute Nacht und wünschte mir einen ruhigen Schlaf, in der Hoffnung, daß sie mich morgen noch sehen würde. Ich gab ihr die Hand, dankte ihr für ihre Freundlichkeit, schaute mir das schöne Mädchen noch einmal mit innigem Interesse an und suchte dann meine Lagerstatt auf.

Ich habe sie leider nicht wiedergesehen, denn am nächsten Morgen wurden wir schon vor Tagesgraun alarmiert, aber

deutlich im Gedächtnis ist mir dieses angenehme Erlebnis geblieben, und habe ich auch meinem Schutzgeist nicht geschrieben, daß sein Gebet geholfen hat, so habe ich ihm doch ein dankbares Andenken bewahrt und hoffe zuversichtlich, daß er im Leben glücklich geworden.

Schon um 4 Uhr rückten wir aus Ulmet aus; mir that es weh, daß ich meinen Wirten und vor allem dem lieben Mädchen nicht wenigstens noch hatte Lebewohl sagen können, aber unsere Eile war zu groß gewesen, und völlig nüchtern hatte ich mich auf den Marsch begeben müssen. Meine Gedanken, noch mit meinem kleinen Erlebnis beschäftigt, stimmten angenehm mit der schönen Landschaft zusammen, die wir durchzogen. Die Luft war kühl, ein kurzer nächtlicher Regen hatte den Staub von den Wegen fortgespült und die hohen Laubbäume, die unseren Pfad begleiteten, erfrischt. Die Höhen waren sanfter, als wir sie bisher passiert hatten, aber auch hier überall mit dichten Reben bedeckt. Nach fünfstündigem Marsch gelangten wir in das bairische Städtchen Kusel, welches zum teil auf dem Berge gelegen und außerdem noch von Höhen rings umschlossen, eine sehr trauliche Lage hat. Hier kamen wir ins Quartier und zwar zum ersten Male das ganze Regiment vereinigt. Mein Quartierwirt war wiederum ein Tischler, welcher mich und meine ganze Korporalschaft gut aufnahm und reichlich bewirtete. Den Vormittag benutzte ich zur Ruhe, nach Tische begab ich mich zu meinem Bruder, der bei einem Großgrundbesitzer wohnte. Ein herrlicher Garten mit lauschigen Ruheplätzen schloß sich an das herrschaftliche Haus; unser Freund vom alten Roland hatte hier auch Quartier gefunden, ebenso ein Verwandter von mir, der als Reserveoffizier bei unserem Füsilier-Bataillon stand. Wir spielten einen anregenden Feldzugsskat in einer Laube und tranken recht guten Pfälzer Wein dazu. Es war das letzte Mal, daß ich diesen Verwandten sah, zwölf Tage später lag er erschossen auf dem Schlachtfelde von Vionville. Nach dem Skat unterhielten wir uns über die Lage der Dinge, dann begaben

wir uns auf einen großen, von Bäumen umrahmten Platz zum Regimentsappell. Hier erfuhren wir, daß der König das eiserne Kreuz wieder ins Leben gerufen habe, jenen Ehrenschmuck aus der glorreichen Zeit der Befreiungskriege. Mit wahrer Begeisterung erfüllte uns diese Nachricht und mit dem sehnlichen Verlangen, dieser höchsten soldatischen Zierde teilhaftig zu werden.

Wir waren jetzt der bedrohten Grenze schon ganz nahe, und noch immer hatten wir vom Feinde nichts gesehn. Die erste Gefahr für unser Vaterland war vorüber, die Franzosen hatten den richtigen Augenblick verpaßt und waren auf deutschen Boden nicht gedrungen, so lange unsere Grenze noch unbewacht war. Jetzt war die ganze Rheinpfalz mit deutschen Truppen angefüllt, jetzt mußte auch der Kronprinz mit seiner Armee schon aufmarschiert und im Vorgehen begriffen sein, wie viel schwerer war es da für unseren Gegner geworden, sich durch einen Wall von Leibern in das Herz Deutschlands den Weg zu bahnen. Wir waren daher gutes Muts; zwar war die Grenze selbst bis jetzt nur durch einen dünnen Schleier der Vorposten gedeckt, vorsichtig wurde das Gros der Armee zurückgehalten, bis es vollständig konzentriert war. Die Franzosen hatten indessen ihre Truppen gegen Saarbrücken zusammengezogen, und schon lange hatten wir munkeln hören, daß sie nun wohl nächstens darangehen würden, diese offene Stadt wegzunehmen. Heute wurde uns die gewisse Nachricht zu teil, daß sie mit drei entwickelten Divisionen, ihren Kaiser und seinen Sohn an der Spitze, gegen die kleine Besatzung der Stadt am 2. August einen Massenangriff gemacht hätten. Unsere Vierziger hatten sich tapfer gewehrt und so heftig das feindliche Feuer erwidert, daß der Gegner, wie wir später erfuhren, in dem Glauben gewesen war, er hätte einen beträchtlichen Teil der preußischen Armee gegen sich gehabt. Nach längerem heftigen Gefecht hatten endlich unsere Vorposten Saarbrücken geräumt und eine Beobachtungsstellung nördlich der Stadt eingenommen, während die Franzosen, in dem Wahne, einen großen Sieg gewonnen zu haben, in die

nun unbewachte Stadt einrückten und dieselbe vorübergehend in Besitz nahmen. Uns erfüllte diese Nachricht nicht eben mit großer Besorgnis, wußten wir doch, daß unsere Gegner des ungestörten Besitzes dieser Stadt sich nicht lange erfreuen würden, denn während dies bei unseren Vorposten vorging, war die 2. Armee aufmarschiert und zum Schlagen bereit.

Wir rückten vom 5. August an in starken Verbänden vor, immer enger wurde die Konzentration der Truppen, immer dichter die Dislozierung. Wir brachen früh von Kusel auf, um auf der Straße über St. Wendel nach Neunkirchen vorzugehn. Es war ein ziemlich kalter Morgen, und das anhaltende Marschieren that uns wohl. Die Straße zog sich wieder zwischen Bergen dahin, aber sie war nicht beschwerlich. Fröhliche Lieder ertönten aus unseren Reihen, die Stimmung war frisch wie der Morgenwind, der über die Berge strich. Auf dem Rendezvous wurde uns mitgeteilt, daß der Kronprinz die Offensive ergriffen, gestern bei Weißenburg einen glänzenden Sieg über die Franzosen davongetragen, den Geisberg erstürmt und im siegreichen Vorgehn die französische Grenze überschritten habe. Mit lautem Hurra begrüßten wir diese Nachricht, die uns um so wichtiger erschien, als in diesem Gefecht die Waffenbrüderschaft zwischen Nord- und Süddeutschland mit Blut besiegelt war. Für den nächsten Tag war uns Ruhe versprochen, wir sollten sie in Hangard, einem preußischen Dorf nicht weit von Neunkirchen genießen und kamen am 6. August morgens 10 Uhr dort an. Es war ein elendes, armes Nest, und das Gejammer der Einwohner stimmte auch uns mißmutig. Das ganze Regiment lag in dem Dorf, dazu noch Artillerie. Ich kam zu einem armen Weibe ins Quartier, die mir kaum ein Stück Brot anzubieten vermochte. Mit Mühe und Not erstand ich mir für hohen Preis eine Gans, sie war dürr und mager, dennoch ließ ich sie schlachten und versuchte sie zu braten. Ich hatte die Butter nicht gespart, da sie eigenen Fetts ermangelte, aber zum Weichwerden brachte ich sie nicht. Unter diesen Verrichtungen war es 2 Uhr ge-

worden; inzwischen war von der Intendantur ein Stück Rind ins Dorf geschafft, das soeben geschlachtet wurde, denn auch die meisten übrigen Leute hatten von ihren Quartierwirten nichts zum Essen erhalten. Um 3 Uhr nachmittags sollten wir Kompagnieappell mit Stiefeln haben; die mir noch bleibende Stunde benutzte ich zu einem kleinen Spaziergang um das Dorf herum, das eine ganz freundliche Lage hatte. Mein Bruder begleitete mich; als wir aus dem Dorfe heraus auf das freie Feld traten, hörten wir ganz deutlich ein dumpfes Rummeln, bald konnten wir auch einzelne Schläge ganz vernehmbar unterscheiden. Es war kein Zweifel, das war dunkler Geschützdonner, nicht in allzu großer Ferne vor uns wütete also eine Schlacht. Nach dieser Bemerkung ahnten wir wohl, daß es mit unserem Ruhetage nichts werden würde. Wir kehrten eilig ins Dorf zurück und brachten hierher die erste Kunde von dem nicht allzufernen Gefecht. Unser Bataillonsadjutant, den ich gut kannte und von dem, was ich gehört hatte, in Kenntnis setzte, ließ das Bataillonsbureau einpacken und die Offizierskoffer auf den Equipagewagen bringen mit Einwilligung des Majors, der auf jeden Fall bereit sein wollte. Ich begab mich indessen mit meinem Bruder zum Dienst auf unseren Appellplatz, der in unmittelbarer Nähe des Geschützparkes sich befand. Eine freie Ebene rings um uns herum, deutlich vernahmen wir hier wiederum Geschützfeuer, die Schlacht konnte nicht unbedeutend sein, denn das dumpfe Getöse war anhaltend und schwer. Plötzlich sprengte eine reitende Ordonnanz an uns vorbei ins Dorf hinein. Erwartungsvoll schaute ich ihr nach, und ich leugne nicht, daß mein Herz etwas zu schlagen begann.

„Heute gehts los, Herr Unteroffizier!“ sagte mein Nachbar zu mir.

„Ja, der Spaß ist nun vorbei,“ entgegnete ich, „nun heißts die Ohren steif halten.“

Das Artilleriealarmsignal ertönte im Dorf, die Mannschaften stürzten herbei, die Pferde wurden vorgespannt, die Kanonen aufgeprotzt, mit einer unglaublichen Schnelligkeit stand alles fertig

da, der Trompeter blies zum Abmarsch, und fort ging es in rasender Eile dem Geschützdonner entgegen.

„Kommt bald nach!" rief ein Kanonier uns zu, als er eben durch einen Stoß, den die über einen hohen Stein hinüberspringende Protze ihm gab, unsanft in die Höhe geschnellt wurde.

„Wir holen Euch doch nicht ein," antwortete einer aus unserer Mitte. „Ihr faulen Jungen habt klug reden da von Eurem Protzkasten herunter!" Der Kanonier hörte nicht mehr, denn längst schon war er mit seiner Batterie davon.

Eine neue Ordonnanz flog herbei.

„Das gilt uns, Kinder," sagte unser Hauptmann, „macht, daß Ihr ins Dorf kommt, mir scheint, es ist keine Zeit mehr zu verlieren!" Wir liefen auseinander, spornstreichs dem Dorfe zu, aber noch ehe wir es erreichen konnten, erklangen die Alarmtrompeten durch alle Gassen.

„Hurtig, Kinder!" rief unser Oberst uns zu, der sich soeben sein Pferd vorführen ließ, „heute giebts vielleicht noch tüchtige Arbeit!"

Im Dorf war ein Rennen und Laufen, ein Drängen und Jagen, wie ich es bisher noch nicht gesehn. Die Leute eilten herbei, einen guten Teil ihrer Montierungsstücke noch über dem Arm, die brodelnde Suppe, das noch nicht gargekochte Fleisch waren verlassen, die Einwohner machten entsetzte Gesichter, die Frauen standen händeringend vor den Thüren, denn sie glaubten nicht anders, als der Feind käme schon heran; die berittenen Offiziere eilten im Galopp durch die Dorfstraßen, die Kolonnenwagen rasselten; überall war eine fast fieberhafte Aufregung, wie sie dem Beginn einer Schlacht vorauszugehen pflegt.

Fast atemlos kam ich in meinem Quartier an, noch briet meine Gans lustig in ihrem Topfe, ich konnte sie nicht mehr genießen. Eilig suchte ich meine Siebensachen zusammen und lief auf den Sammelplatz. Bald stand unser Bataillon unter dem Gewehr, und hier erfuhren wir nun, daß sich bei Saarbrücken ein heftiges Gefecht entsponnen und daß die unsrigen einen harten

Stand hätten. Wir brachen auf und marschierten dem Kanonendonner entgegen, von dem wir doch noch entfernter waren, als wir dachten. Die Stimmung war eine gehobene, selbst der Hunger wurde totgesungen. „Die Wacht am Rhein," „ich bin ein Preuße," „es kann ja nicht immer so bleiben" ertönten aus den Reihen heraus durch die stille Nacht. Sehr spät kamen wir in Neunkirchen an. Hier hatte sich alles verstopft; ganze Artillerie-Abteilungen suchten sich ihren Weg durch eine ungeheure Masse von Wagenkolonnen, die sich verfahren hatten, während Infanteriemassen sich mühsam durch all dies Gewirr hindurchzuarbeiten suchten. Ein Zug nach dem andern rasselte in den überfüllten Bahnhof, immer neue Truppen mit Windeseile heranführend. Es war nicht möglich, in diesem Augenblicke die Stadt zu passieren, wir mußten vor derselben Halt machen. Ein Arzt, der früher bei unserem Bataillon gestanden und dann versetzt, aber gerade in Neunkirchen anwesend war und auf uns traf, erzählte uns, daß die Schlacht, wenn sie auch zuweilen recht bedenklich für uns gestanden, bereits zu unseren Gunsten entschieden sei, wie er soeben von einem Depeschenreiter erfahren. Der südlich von Saarbrücken gelegene Spichernberg habe erstürmt werden müssen, aber nun wären auch die Franzosen bereits in voller Flucht auf St. Avold. Ein freudiges „Gott lob!" begrüßte diese frohe Botschaft, also auch bei uns ein Sieg! —

Nachdem wir etwa eine Stunde lang vor der Stadt, die Gewehre im Arm, gestanden hatten, das große Ereignis mit freudiger Begeisterung besprechend, war der Weg für uns frei geworden, und wir setzten uns in Bewegung. Unsere Magen knurrten, denn wir waren ja fast noch nüchtern, und mit Befriedigung begrüßten wir daher die Nachricht, daß wir in Neunkirchen Alarmquartiere beziehen sollten. Doch plötzlich kam telegraphisch Gegenbefehl; die Division sollte noch durch einen Nachtmarsch nach den Höhen von Saarbrücken abrücken und jeden Augenblick den Befehl zum sofortigen Aufbruch erwarten. So machten wir denn auf der Dorfstraße Halt und setzten die Gewehre

zusammen. Die Einwohner der Stadt waren in dieser Nacht sämtlich munter, in Angst und Schrecken hatten sie den ganzen Tag zugebracht; mit fieberhafter Spannung hatten sie den Kanonendonner vorn verfolgt, eilend neue und immer neue Truppen nach der Grenze abfahren sehn; die Geschütze, die zum Gefechte flogen, vorbeirasseln hören, und wie mögen sie aufgeatmet und dem Herrn der Heerscharen gedankt haben, als endlich spät am Abend die hehre Siegeskunde kam, welche ihre Stadt vor den Schrecken einer französischen Invasion bewahrte. Aus der Unruhe sollten sie aber auch in der Nacht nicht herauskommen, denn nun gab es für die neu angekommenen Krieger zu sorgen, die unten auf der Dorfstraße ermüdet und von der Nachtluft erkältet lagen und dringend der Stärkung zum weiteren Vormarsch bedurften. Auch mir wurde der Auftrag zu teil, mich in eins der Häuser zu begeben und die Bewohner zum Kaffeekochen zu veranlassen. Ich fand bereite Herzen; zwei Damen, wohl dem guten Bürgerstande angehörig, empfingen mich freundlich, holten, nachdem sie meine Bitte vernommen, herbei, was sie noch an Kaffee im Hause hatten, und nun gingen wir in die Küche. Die eine Dame machte Feuer im Ofen, ich mahlte die Bohnen, rief mir zu gleichem Geschäft noch zwei Soldaten herauf; die andere Dame schaffte Mehl herbei, um schnell eine Suppe zu kochen, und es dauerte bei einer solchen Rührigkeit denn wirklich auch nicht lange, und eine bedeutende Menge Kaffee und ein Kessel mit Mehlsuppe waren fertig. Die Soldaten meiner Korporalschaft wurden heraufgerufen, und ein jeder empfing in seinem Kessel ein ganz hübsches Quantum Kaffee oder Suppe. Ich dankte den freundlichen Damen für ihre Bemühung, sie wünschten mir viel Glück auf unseren gefahrvollen Weg und schüttelten mir warmherzig zum Abschied die Hand. Als ich wieder hinunter auf die Straße kam, fand ich ein ganz verändertes Bild vor. Die Leute hatten sich in die Ecken der Häuser gedrückt oder auf die offenen Flure begeben und waren trotz der scharfen Nachtluft fest eingeschlafen; nur ein kleines Weinlokal auf der anderen Seite der Straße schien noch

belebt. Ich drängte mich durch eine ganze Menge Soldaten, die von dem etwas aufgeregten Wirt Cognak begehrten, hindurch in die eigentliche Gaststube. Hier war ein fliegendes Bataillonsstabsquartier aufgeschlagen, die Offiziere waren auf den Stühlen eingenickt, nur der Major ging unruhigen Schrittes im Zimmer auf und ab; er mochte nicht schlafen, er erwartete seinen Adjutanten, der zum Befehlsempfang zum Obersten geritten war. Ich begab mich wieder hinaus auf die Straße, welche durch an die Fenster gestellte Lampen spärlich erleuchtet war. Auf dem nahen Bahnhof war noch reges Leben, immer noch rasselten die Züge in denselben hinein, schrill pfiffen die Lokomotiven durch die Nacht. Um mich herum lag noch alles im Schlaf; zum teil hatten sich die Leute über die Rinnsteine gelegt und schnarchten, als ob sie in den weichesten Betten sich befänden. Vergebens suchte ich unter den dunklen Gestalten nach meinem Bruder, ihm mochte wohl auch der freundliche Mohngott in die Augen gekommen sein. Ich fühlte mich zu angestrengt, um Müdigkeit zu spüren, suchte mir indessen einen nahen Thorweg auf, setzte mich in eine noch freie Ecke und schloß die Augen. Doch der Schlaf kam mir nicht, der Wind zog mir zu heftig um die Nase, die nächtliche Kühle durchschauerte mich. In diesem Zustande sehnte ich mich nach meinem warmen Bette zu Haus. Die Zugluft wurde unerträglich, ich hatte mich fest in die Ecke gekauert und wünschte so den Befehl zum Abmarsch herbei. Um 3 Uhr in der Nacht kam derselbe, die Mannschaften waren schleunig geweckt und traten unter die Gewehre. Es war alles froh über den Aufbruch, denn das erste Biwak auf dem Straßendamme hatte keinem so recht gefallen. So ging es denn in schnellem Tempo dem Schlachtfelde von Spichern entgegen.

VII.

Auf dem Schlachtfelde von Spichern.

Die Sonne ging herrlich am unbewölkten Himmel auf, sie versprach einen schönen, aber heißen Tag. Die Gegend war hübsch, von bergigem Charakter. Um uns herum entfaltete sich ein belebtes Bild, man sah es, daß größere Truppenmassen in Bewegung waren. Denn nicht nur hörte man mitunter aus der Ferne munteren Marschgesang, sondern man sah auch Gewehre im Sonnenscheine blitzen und vernahm das Rollen und Rasseln von Wagen. Die ganze 6. Division war auf dem Marsche, wir an der Tete des Gros, vor uns als Avantgarde das 35. Regiment. Es war inzwischen glühend heiß geworden, und der Marsch fing an, recht beschwerlich zu werden, aber trotz Hitze, trotz Durst, trotz Hunger und Mattigkeit ging es fröhlich vorwärts, der Gedanke, daß gestern ein Sieg erfochten sei, erfüllte jeden mit Zuversicht. Auf einem großen Felde wurde Rendezvous gemacht; zum ersten Male im Kriege sah ich die ganze Division versammelt, sie nahm einen breiten Raum ein und gewährte einen imposanten Anblick. Zahllose Gewehre blitzten in der Sonne, die Pferde der Kavallerie standen zusammengekoppelt da, und so weit das Auge reichen konnte, erblickte es lagernde Soldaten. Starke Kommandos wurden mit Kochkesseln zum Wasserholen ausgesendet, wie die Schlangen zogen sie durch die Felder dahin. Endlich kam der Befehl zum Aufbruch, und bewegter wurde das Bild vor uns. Wir merkten, daß wir uns der Oertlichkeit der gestrigen Schlacht näherten, zahlreiche Verwundete der 5. und 14. Division hemmten den Vormarsch, auf Leiterwagen schwankten sie an uns vorüber. Bald entwickelte sich vor uns das Bild der Stadt, ein mächtiger Eisenbahndamm zog sich zu unserer Rechten hin, weite Steinbrüche waren rings umher zu sehn. Fußgänger, die an uns vorüberkamen, erzählten sich von dem heftigen Kampfe, betrachteten die Chassepotpatronen, die sie auf dem Schlachtfelde

aufgelesen hatten, oder die Kasten der Mitrailleusenhülsen; alle gestikulierten lebhaft und besprachen den gestrigen Kampf, dem sie so nahe gewesen waren. Ehe wir es dachten, standen wir vor St. Johann. Hier entrollte sich vor uns das erste Bild der Verwüstung. Zerbrochene Wagen, losgelöste Wagenräder, zertrümmerte Protzkasten lagen unter zerschlagenen Gewehren gleich am Eingange der Stadt umher. Ganze Züge französischer Gefangener begegneten uns, während preußische und französische Leichtverwundete, die beschädigten Glieder verbunden, sich in der wohlthuenden Sonne ergingen. Einen derselben fragte ich, wie es abgelaufen wäre; es war ein Musketier vom 12. Regiment.

„Nun," sagte er, „es ging etwas hart her da hinten am roten Berge, aber schließlich haben wir sie doch gefaßt."

Ein Turco saß auf einem Stein mit stumpfem Gesicht und glotzte uns mit dummen Augen an, während ein französischer Offizier großprahlerisch mit den Händen um sich schlug. Ich konnte nicht verstehn, was er erzählte, denn seine Worte überschlugen sich förmlich, aber die Heftigkeit seiner Sprache zeigte mir, daß er in höchster Erregung war. Die ganze Damenbevölkerung der Stadt war auf den Beinen und schaffte Lebensmittel und Erfrischungen herbei für die Verwundeten und die neu ankommenden Truppen, die sich in großen Massen mühsam durch das Menschengewirr und die langen Wagenkolonnen hindurchschleppten, die vom Schlachtfelde her mit Verwundeten oder mit zum Teil blutigen Montierungsstücken und Bewaffnungsgegenständen hereinschwankten. Ich erhielt dort manchen Trunk Wein, der mir bei der glühenden Hitze gut zu statten kam. Eine bedeutsame Artillerie hemmte die Passage, und es ging nur langsam Schritt um Schritt vorwärts. Fast aus allen Häusern wehte das Genfer Kreuz, und Aerzte und Gehilfen lagen geschäftig ihrem traurigen Amte ob. Auf dem Marktplatze standen wiederum zahlreiche französische Gefangene, einzelne von echt militärischem Aeußeren, aber selbstbewußt, wie alle Franzosen, geschmückt mit den Medaillen von Sebastopol, von Magenta und Solferino,

oder mit den Erinnerungszeichen für die Kampagne von China oder Mexiko, sturmverwitterte Gesichter, viele darunter mit langen Knebelbärten, andere wie die Kinder schwächlich und klein, einen merkwürdigen Gegensatz zu ihren Kameraden bildend. Wir mußten auf dem Marktplatze halten, denn jetzt war das Gedränge so groß geworden, daß ein Weiterkommen geradezu unmöglich war. Eine lange Wagenreihe wälzte sich vom Schlachtfelde her langsam in die Stadt hinein. Lauter Schwerverwundete, Preußen und Franzosen brüderlich zusammengebettet, lagen darauf, mancher Arme stöhnte, mancher schwere Seufzer aus zerschossener Brust drang herzzerreißend an mein Ohr. Zerschmetterte Arme hingen schlaff aus den Wagen heraus, und manches von schwerer Wunde unkenntliche Gesicht sah einem Menschenantlitz nicht mehr ähnlich.

Von dem eigentlichen Schlachtfelde konnten wir noch nichts erblicken, denn in unmittelbarer Nähe der Stadt erhebt sich ein bewaldeter Höhenrücken, der oben in einem Plateau endigt. Auf dem Plateau befindet sich der große Exerzierplatz von Saarbrücken, auf ihm hatten vor der Schlacht die französischen Vorposten gestanden und durch das Blätterwerk hindurch in die Stadt hinabgelugt. In einzelnen Patrouillen hatten dann unsere Feinde sich in die Stadt begeben, um Lebensmittel zu requirieren, dauernd hatten sie sich hier nicht aufzuhalten gewagt, es war ja sicherer auf der steilen Höhe.

Ohne Aufenthalt rückten wir nun an zahlreichen Verbandsplätzen vorbei auf den Exerzierplatz. Inzwischen war die Hitze eine fast unerträgliche geworden, auf den weißen Sand brannte die Sonne sengend hernieder, und in unseren Füßen stach es wie mit Messerstichen. Der Kopf war mir von der Hitze und dem grausigen Schauspiel um mich her ganz wirr geworden, ich schleppte mich nur noch so weiter, meinen Tornister auf dem Rücken, der mir in diesem Augenblick zentnerschwer erschien. Mühsam zogen wir die ausgefahrene Straße zum Plateau hinauf, endlich waren wir oben, machten Halt und setzten die Gewehre

zusammen. Vergebens suchte ich nach einem Fleckchen Schatten auf dem weiten, sandbedeckten Raum; endlich erspähte ich einen kleinen Erdaufwurf, ich kroch hinauf und legte mich totmüde in die grelle Sonne, zum Schutze mir meinen Helm über das Gesicht deckend.

Auf diesem Exerzierplatz hatte die große gestrige Schlacht begonnen, von hier aus hatte unsere Artillerie ihre verheerenden Geschosse hinüber gesendet auf die Spichernhöhen, welche südlich von der Stadt in weiter Ausdehnung vor meinen Blicken lagen. Getrennt von dem Saarbrücker Plateau durch ein weites, wohl 3000 Schritt breites Thal, erheben sie sich mehrere hundert Fuß hoch ziemlich steil aus der übersichtlichen Ebene, zum teil mit dichtem Wald besetzt. Wie Bastionen springen aus dem Höhenkranz einzelne Stücke hervor, die unbewaldet und mit tiefem Sande bedeckt sind. Es war eine natürliche Festung, welche ich hier vor mir sah, noch vom Feinde durch Schützengräben und Geschützstände furchtbar verstärkt. So lag es denn vor mir, das blutige Schlachtfeld, ziemlich in seiner ganzen Ausdehnung. Zahllose dunkle Punkte, die sich vom Grün der Ebene deutlich abhoben, bezeichneten den Weg, den unsere braven Jungen genommen, als sie durch das lange unbeschützte Thal anstürmten gegen den furchtbaren Wall. Der kurze Ruf an die Gewehre ließ mich plötzlich emporschnellen. Die ganze Division war inzwischen auf dem Exerzierplatze aufmarschiert, und nun rückten wir, unsere Fahnen an der Spitze, unter den Klängen der Regimentsmusiken in die blutgetränkte Ebene hinab, um dort ein Biwak zu beziehn. Welch ein Gegensatz! — Der Tod in weiter Runde um uns her, und bei uns fröhlicher Trompetenklang und lustiger Paukenschlag! — Doch Musik frischt die Lebensgeister an, besonders auf dem Marsch; auch heute verfehlte sie ihre Wirkung nicht. In einem in anbetracht der außergewöhnlichen Anstrengungen tadellosen Schritt rückten wir in unser Biwak ein. Der Platz war nicht besonders vorteilhaft gewählt, übergroßer Staub, Mangel an Schatten und brennbarem Holz, sowie

die bedeutende Entfernung zum Wasserholen waren unserer augenblicklichen Disposition wenig günstig. Von einigen Reisern machte ich mir ein Schirmdach gegen die brennende Sonne, dann legte ich mich darunter und schlief etwa eine Stunde wie ein Toter. Als ich erwachte, waren die Wasserholer bereits zurück; ich nahm einen stärkenden Trunk zu mir und fühlte mich wieder leidlich erfrischt. Die Kochlöcher waren in nicht allzugroßer Ferne von der Stelle, auf der meine Korporalschaft biwakierte, gegraben, ich brachte das mir gelieferte Fleisch zu den bereits angezündeten Feuern und setzte es mit Reis bei. Es war mein erster Versuch in der hohen Biwaks-Kochkunst, und er gelang mir nach meiner Ueberzeugung vortrefflich; wenigstens schmeckte mir nachher das selbstbereitete Essen ausgezeichnet, wenn ihm auch manche Würze fehlte, die mein Gaumen von Friedenszeiten her gewöhnt war. Nach diesen Verrichtungen, und nachdem ich mir Gesicht und Hände in kühlem Wasser gewaschen, meine Füße mit Fett eingerieben und mit trockenen Strümpfen bekleidet hatte, begab ich mich, nun wieder vollständig munter, zu meinem Bruder; auch er hatte die Strapazen gut überstanden, und beide konnten wir mit bestem Gewissen durch eine auf dem Tornister geschriebene Korrespondenzkarte in die Heimat berichten, daß wir bis heute geistig und körperlich völlig gesund geblieben wären. Nunmehr hatte ich Muße und Kraft, mir das weite Schlachtfeld, welches sich vor mir aufthat, näher anzusehn. Hinter mir der Saarbrücker Exerzierplatz, von dem endlich 80 preußische Kanonen Verderben in die feindlichen Reihen geschleudert hatten, vor mir die Spichernhöhen, welche unsere braven Soldaten so todesmutig erstürmt. Die nach und nach eintreffenden Truppen der 14., 16. und 5. Division hatten zum teil frei über die unter dem furchtbaren feindlichen Feuer liegende Ebene eilend, eine der festesten Stellungen, die überhaupt denkbar ist, mit dem Bajonnet genommen und behauptet. Zwar hatte der Kampf oft bedenklich geschwankt, und oft waren die Braven der großen Gefahr ausgesetzt gewesen, von dem unter so ungeheuren Opfern errungenen Höhenkranz durch

den übergewaltigen Druck des Feindes wieder hinabgeschleudert zu werden, und mancher Tapfere war, den Tod in der Brust, den blutgetränkten Berg wieder hinabgerollt, um am Fuße desselben sein Leben auszuhauchen. Zahllose schwarze Punkte, sichtbar, soweit das Auge reichte, bezeichneten den blutigen Siegessturm unserer Truppen, sie setzten sich fort den ganzen Berg hinauf, sie waren besonders sichtbar an einer vorspringenden kahlen Bergnase, der rote Berg genannt, wo die Schlacht am fürchterlichsten gewütet haben mußte. Alle diese schwarzen Punkte, die weit und breit Ebene und Höhe bedeckten, waren die noch unbegrabenen Toten. Die blutigen Kleidungsstücke, Tornister, Taschen und Säbel der Toten, die Ueberreste zerschossener und zertrümmerter Wagen waren schon in einzelne Haufen zusammengetragen, während die mit dem Bajonnet in die Erde gesteckten Gewehre den Weg bezeichneten, den die furchtbare Schlacht genommen. Pferdekadaver, alle mit aufgeschwollenen Leibern und gen Himmel gerichteten Beinen lagen auf dem flachen Felde in Massen umher, während lange Krankenträgerkompagnien die Leichen der Gefallenen zusammentrugen, um sie in weite Gräber zu legen, welche sie eben geschaufelt hatten. Langsam brachten sie auf den wohlbekannten Bahren diese Ueberreste einstigen Lebens heran, während andere die Gruben abmaßen, in denen sie ruhen sollten.

Inzwischen war es im weiten Biwak lebendig geworden, die Leute hatten sich durch Schlaf gestärkt, Hunger und Durst gestillt und waren nun trotz des Verderbens um sie her heiter und wohlgemut. Einzelne tanzten, andere sangen, noch andere betrachteten sich neugierig die französischen Montierungsstücke und machten darüber ihre Witze, die tüchtig belacht wurden. Die französischen Feldflaschen, die tentes-abri — wie man die kleinen Lagerzelte der Franzosen nennt — und die wollenen Decken wurden sehr gesucht, das Chassepotgewehr ging von Hand zu Hand, von einigen wurde es bewundert, von den meisten bespöttelt. Es war ein buntes, fröhliches Lagerbild inmitten von Tod und Elend; auch mich riß dieses Treiben mit fort, und ich brachte die Stunden

bis zum Abend in Frohsinn und Sorglosigkeit zu. Gewärmter Wein regte meine Nerven an, und als meine Uhr 10 zeigte, legte ich mich nach einem überaus erhebenden Zapfenstreich und nach den hehren Tönen unseres schönen Abendgebetes unter mein kleines Laubdach, deckte mich mit meinem Mantel zu und schlief fest ein. Doch nach einigen Stunden schon weckte mich die empfindliche Kälte der Nacht, und ich konnte bis zum anbrechenden Morgen keinen rechten Schlaf mehr finden. Nichtsdestoweniger stand ich frisch und gestärkt vom Boden auf, wusch mir Gesicht und Hände und kochte mir dann am hellen Feuer meinen Biwakskaffee. Heute besaß ich schon mehr Ruhe, das Bild um mich her zu betrachten, und war imstande, schon mit gewissem Gleichmut die näheren Berichte von dem Gefecht zu hören. Unser 12. Regiment hatte allein 22 Offiziere verloren, für damalige Begriffe eine unheimliche Zahl; wir wußten ja nicht, daß es uns selbst bald noch schlimmer ergehen sollte.

Ich erwirkte mir von meinem Hauptmann die Erlaubnis, mit einem Holzkommando die Spichernberge erklettern zu dürfen. Langsam ging ich durch die weite Ebene hin, auf die vorher erwähnte Bergnase zu, weil an derselben allem Anscheine nach der Kampf am wildesten getobt hatte. Zuerst kam ich an vielen Pferdeleichen, zusammengetragenen Waffenstücken und blutigen Röcken vorüber, dann erreichte ich den ersten Toten; er war vom 12. Regiment, das jugendliche Antlitz war friedlich, fast heiter; die Kugel hatte den Anstürmenden in den Kopf getroffen und jedenfalls sofort getötet. Anfangs, noch auf der Ebene lagen die Toten sehr vereinzelt; es waren die ersten Opfer der Angreifer; doch je näher ich der Höhe selber kam, um so dichter lagen sie. Schon auf halbem Wege von unserem Biwak aus mußten die Reihen der Unsrigen durch das aus bewaldeter Höhe auf sie gerichtete Chassepotfeuer stark gelichtet worden sein, denn hier fand ich schon ganze Gruppen preußischer Gefallener, oft in den seltsamsten Stellungen und mit den verschiedensten Gesichtsausdrücken. Manchen hatte der Tod überrascht, ohne daß er

es geahnt, manchem Armen war es nicht so leicht geworden, er hatte mit dem Leben noch einen schweren Kampf gerungen, und erst dann hatte ihn der Tod von seiner Qual befreit.

Schon waren die Krankenträger wieder geschäftig; nicht weit vor dem roten Berge gelangte ich an ein weites offenes Grab, wohl schon zwanzig Tote lagen darin, dicht nebeneinander gebettet, und eben brachten sie auf der Bahre zwei neue hinzu. Auf meinem weiteren Wege mehrten sich die Toten in grauenerregender Weise, ganze Reihen hatte das Chassepot niedergestreckt. Wahrhaft fürchterlich war es an dem Fuße des roten Berges. Tiefe Furchen, die sich den ganzen Berg hinaufzogen, zeigten mir den Weg, den im Augenblick der äußersten Not unsere Geschütze genommen. Ohne Protzkasten waren sie mit der größten Anstrengung in die Höhe gewuchtet worden, indem die Soldaten selbst in die Räder griffen und mit der letzten Körperkraft diese Verderbenbringer auf das Plateau hinaufwälzten. Eine wahre Herkulesarbeit muß es gewesen sein, aber des Schweißes der Braven wert. Bisher hatte ich nur deutsche Tote gesehn, keinen einzigen Franzosen. Diese hatten oben in dem dichten Gestrüpp versteckt gesessen, gesichert durch tiefe Schützengräben, und hatten so bequem die Angreifer niederstrecken können. Aber die Rache kam und fiel furchtbar auf unsere Gegner nieder. Oben an dem Rande der Höhe, auf dem Plateau der kahlen Bergnase schimmerte es überall rot, das waren französische Tote. Ich wendete mich vom roten Berge links und stieg den bis zur halben Höhe bewaldeten Berg hinan. Es war ein beschwerliches Wandern, denn es ging steil aufwärts, und öfter mußte ich ermüdet Halt machen, um mich auszuruhn. Endlich kam ich an einen kleinen Vorsprung. Neben mir lag die Leiche eines jungen Franzosen mit blondem Schnurrbart; er hatte zwei Schüsse durch die Brust, die nicht mehr atmete, sein gebrochenes Auge schaute in die Sonne. Ich öffnete ihm seine Uniform, ein Brief steckte in seiner Seitentasche; er war am Tage vor der Schlacht an seine Mutter geschrieben. Trübe Ahnung und Mißtrauen in die

französische Sache sprach aus den Zeilen, wie waren beide zur Wahrheit geworden! Ich setzte mich in seiner Nähe nieder und versenkte mich in ernste Gedanken. Um mich herum war Schweigen und Tod, tief zu meinen Füßen ein Bild frischen, lebendigen Treibens, das Biwak von 12000 Menschen. Die zu sorgfältigen Pyramiden vereinigten Gewehre blitzten in der Sonne, darauf standen die Helme, vor ihnen, in die Erde gegraben, die Wahrzeichen unserer Kämpfe, die Fahnen, sorgsam unter der schützenden Umhüllung verborgen. Da zog eine ganze Abteilung mit klappernden Kochkesseln nach dem durch die grüne Ebene geschwätzig rieselnden Bach, während eine andere mit Reisern und Strauchwerk auf dem Rücken zurückkam, um diese Bündel zu den schon lodernden Feuern zu tragen. Um diese standen dichte Gruppen von Soldaten und kochten sich lachend und schwatzend ihre Menage, während andere sich um den Fourier drängten, der soeben einen ganzen Viertelochsen verteilte. Einige Offizierszelte mit ihren schwarzweißen Fähnlein, einige tentes-abri standen vereinsamt unter all den Laubhütten, welche zum Schutz gegen die Sonne und den Wind nach praktischem Soldatensinn schnell hergestellt waren; unter diesen schliefen einige, während andere frohe Lieder anstimmten. Ich hatte lange gesessen und das Bild unter mir mit Staunen angeschaut, es war imposant, so ernst und furchtbar auch seine Umgebung war. Dann stand ich auf, erkletterte den Berg ganz und machte mir mit Mühe Bahn durch das fast undurchdringliche Gestrüpp. Hier lagen in dem wirren Geäste, die Hände oft krampfhaft um die Zweige gepreßt, französische Tote in großer Zahl, immer dichter und dichter, schließlich massenweis. Erbittert mußte der Waldkampf gewesen sein, Franzosen und Preußen lagen fast aufeinander, Mann gegen Mann hatten sie gekämpft, in wilder Verzweiflung hatten sie miteinander gerungen; zwei Gefallene beider Nationen waren darniedergesunken und hielten sich noch im Tode umschlungen. Weiter stieg ich den Berg hinauf, immer grauenvoller wurde das Bild. Jetzt fand ich keinen Preußen mehr,

lauter Franzosen, reihenweise hingestreckt. Endlich kam ich auf einen freien Platz. Hier hatte ein französisches Lager gestanden, hier zeigten noch deutlich die verlassenen Zelte, die vergessenen Kochkessel und Lebensmittel die Eile der Flucht, hier verkündeten die blutigen Haufen französischer Toter die furchtbare Wirkung unserer Geschosse; das Geäste der Bäume war durch Granaten zerrissen, selbst die Stämme zersplittert. Ich wandte mich rechts nach dem Plateau des roten Berges, er war mit niedergeschmetterten Franzosen bedeckt. Eine französische Protze lag zertrümmert auf dem Boden, deren ganze Bespannung, vier stattliche Schimmel, durch eine einzige Granate getötet und förmlich zerrissen waren. Dieser Anblick erfüllte mich mit neuem Entsetzen, ich hatte genug gesehn, langsam stieg ich den Berg hinab und begab mich zu meiner Kompagnie zurück, um hier an dem von meinen Kochkameraden bereiteten Essen teilzunehmen. Von neuem fühlte sich meine ganze Seele in Begeisterung emporgehoben, als sich in unserem Lager die Kunde von dem großen Siege bei Wörth verbreitete; Jubel und Freudigkeit herrschte überall, jeder war stolz auf die herrlichen Siege, die der Anfang waren zu ganz unvergleichlichen Thaten.

Die Spichernhöh' bildet die Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiete; um ihre Lehne herum sah ich nun in drei Stunden langem Zuge die ganze Armee Steinmetz vorüberziehen. „Nach Frankreich hinein!" schallte es jetzt auch in meiner Brust, auch uns sollte noch heute die Erfüllung dieses Wunsches werden.

VIII.

Die Ueberschreitung der Grenze und der Vormarsch gegen Metz.

Am Spätnachmittag erschien uns die Stunde des Aufbruchs. Es mochte 5 Uhr sein, als das Alarmsignal ertönte. Lebendig wurde es im weiten Biwak, schnell wurden die Tornister gepackt und zugeschnürt, und eilig ging es an die Gewehre. Die 11. In-

fanteriebrigade rückte als Avantgarde zuerst ab, sie sollte mit ihrer Spitze Forbach erreichen, dann folgten wir. Der Marsch war nicht beschwerlich, denn wir marschierten die große Straße, die von Saarbrücken nach Forbach führt, eine schöngebaute Chaussee, deren wir später noch viele in gleicher Vollkommenheit in Frankreich antreffen sollten. Die Stimmung war eine kriegerisch ausgelassene; sehr viel mochte der Eindruck dazu beitragen, den die weithin sichtbaren Spuren der Flucht der Franzosen auf uns machten. Der Weg führte dicht am bewaldeten Höhenrande entlang, noch viele unbegrabene Tote lagen zwischen den Bäumen, an den roten Hosen als Franzosen kenntlich; weithin war der Weg bedeckt mit Pferdekadavern, zerbrochenen Protzen, zertrümmerten Wagenrädern; Chassepotgewehre, französische Feldflaschen, Kochkessel, ganze Tornister, Zeltstücke lagen bunt durcheinander, wahrscheinlich von den Fliehenden fortgeworfen, um die Flucht zu erleichtern; in den Aesten der Bäume hingen französische Käppis, kurz überall noch grauenvolle Verwüstung. Es fing schon an zu dunkeln, als wir die goldene Bremm erreichten, ein ganz gewöhnliches, aber durch den Uebergang der deutschen Truppen historisch merkwürdig gewordenes Wirtshaus an der Grenze. Vor uns prangte in weit sichtbarer Schrift auf großem Sandstein: „L'empire français!“ Für uns ein bedeutungsvolles Wort. Hier also schieden sich die beiden großen Reiche, die zum verderblichen Vernichtungskampf gegen einander das Schwert gezogen hatten, von hier aus dachten unsere Gegner sich einem wütenden Lavastrome gleich über das offene deutsche Land zu ergießen. Wie so anders war es innerhalb weniger Tage gekommen! Nun schickten wir uns an, nach glänzendem Siege in die französischen Gauen einzurücken, und hinter uns lag gerettet das liebe Vaterland.

Der Himmel hatte sich umwölkt, schwere Regentropfen fielen hernieder, aber in unserem Herzen war Sonnenschein. Die Regimentsmusik spielte die Preußenhymne, der Oberst rief: „Es lebe der König, hurra!“ und jubelnd stimmte das ganze Regi-

ment in diesen alten Schlachtruf mit ein, und noch einmal „hurra" und noch einmal „hurra," so hallte es fort von Kompagnie zu Kompagnie. Die Glieder hatten sich geschlossen zu festem Tritt, der Boden dröhnte fast unter den Füßen der Krieger, so gingen wir über die Grenze ins feindliche Land hinein. Zuerst zogen wir durch ein von Granaten vollständig zerschossenes Dorf, allmählich ließ der Regen nach und hatte, als wir unser Biwak bezogen, völlig aufgehört. Die Gehöfte, in deren unmittelbarer Nähe wir zur Nachtruhe aufmarschierten, führten den Gesamtnamen Eßling. Es waren ziemlich ärmliche Hütten, und höchst erschreckte Gesichter lugten furchtsam aus denselben heraus. Die Eingänge waren meistens verschlossen, was Wunder! Hatten doch namentlich die französischen Curés ihren Pfarrkindern uns Deutsche als lauter Diebe und Räuber hingestellt! — Bald hatten wir uns in unserem Biwak eingerichtet; etwa um 9 Uhr traten wir zum Appell und Zapfenstreich zusammen. Hier wurde uns mitgeteilt, daß in Frankreich eine Landesverteidigung organisiert werde, die es auf einzelne Versprengte und Zurückgebliebene abgesehen hätte und welcher mit größter Energie entgegengetreten werden müßte. Der eigentliche Feind stände in zweimeiliger Entfernung vor uns auf den Höhen von St. Avold. Nachdem die Regimentsmusik noch das Gebet gespielt hatte, dessen feierliche Klänge während dieses Krieges zum zweiten Mal mein Herz seltsam bewegten, begaben wir uns auf unsere Lagerplätze zurück. Es war ein ausgedehntes Biwak, die ganze Brigade lag hier zusammen. Schon waren die Feuer im Verglimmen, und nur noch spärlich beleuchteten sie die dürftigen Laubhütten, welche zum Schutz gegen Nässe und nächtliche Kühle die Truppen sich erbaut hatten. Der Boden war vom Regen feucht geworden, ich bedeckte ihn deshalb mit trockenem Reisig, schlug zusammen mit einigen Leuten meiner Korporalschaft Pfähle ein und lehnte Bretter, die ich mir aufgesucht hatte, schräg an einen über die Pfähle gelegten Querbalken und bedeckte sie ebenfalls mit Reisig. So schuf ich mir ein wenigstens

einigermaßen gegen Wind und Wetter geschütztes Plätzchen. Mein Bruder und unser Freund vom alten Roland besuchten mich, wir krochen alle drei unter das Schutzdach und plauderten, die Marschpfeifen im Munde, wohl noch eine gute Stunde miteinander. Den Hauptgegenstand des Gesprächs bildete die Spichernschlacht, über deren Entstehung und Gang wir inzwischen Näheres erfahren hatten. Zuerst hatte nur die 14. Division dem Feinde gegenübergestanden und mit wahrem Heldenmut gefochten. Der Beginn des Gefechts war ein völlig unvorhergesehener gewesen, und es hätte uns leicht übel ergehen können, wenn unsere Truppen nicht so bewundernswert standgehalten hätten. Mein Bruder erzählte, daß er von einem Augenzeugen gehört habe, daß dieser einen Soldaten vom 40. Regiment gesehn, der allein auf dem Schlachtfelde, entfernt von jeder Hilfe gestanden und immer und immer gefeuert habe, bis er endlich, von vielen Kugeln durchbohrt, niedergesunken sei. Ja, schlimm hatte die Schlacht überhaupt gestanden, glücklicherweise aber waren die Spitzen unserer sämtlichen Armeen nicht weit voneinander entfernt gewesen und konnten vermittelst der Eisenbahn auf das Schlachtfeld geschafft werden. Unser Freund vom alten Roland wollte von Leuten, die die Schlacht mitgeschlagen hatten, gehört haben, daß in weiterer Entfernung die Wirkung des Chassepotgewehrs eine geradezu furchtbare sei, daß es aber an Bedeutung und Trefffähigkeit verlöre, je mehr man sich dem Feinde nähere. Auch schössen die Franzosen glücklicherweise sehr leichtfertig und meistens zu hoch.

„Da heißt es also immer vorwärts," meinte mein Bruder, „früher war die Lebensversicherung hinten, jetzt ist sie vorn, das hat auch sein Gutes."

Wir erinnerten uns daran, daß der Feind auf den Höhen von St. Avold stehen sollte, da konnten wir morgen leicht mit dem Chassepot nähere Bekanntschaft machen, ziemlich ernst sagten wir uns daher einander gute Nacht, mein Bruder und der Kamerad vom steinernen Roland suchten ihre Lagerstätten auf, ich hüllte

mich völlig in meinen Mantel und kroch unter mein Schutzdach. Es herrschte tiefe Stille im ganzen weiten Biwak, die nur durch den eintönigen Schritt der Posten oder der Patrouillen, die zwischen den einzelnen Wachen Verbindung hielten, unterbrochen wurde. Alles schlief, und auch ich befand mich bald in Morpheus Armen. Aber unangenehm wurde ich aus denselben aufgeschreckt. Ein Rieseln und Prasseln und Rauschen weckte mich auf; als ich zu mir selbst kam, bemerkte ich, daß ich im Wasser lag. Das Reisig von meinem Schutzdach war weggeschwemmt, die Bretter hatten sich auseinandergethan, und ungehindert fiel der Regen, der in Strömen vom Himmel goß, auf mich nieder. Der lehmige Boden unter mir war aufgeweicht und hatte sich in eine schmutzige Sauce verwandelt, in der ich nun lag. Meines Bleibens war hier nicht länger, naß wie eine Katze kroch ich unter meinem in Trümmer gegangenen Schutzdach hervor und begab mich zu den noch leise glimmenden Feuerstellen. Triefende Gestalten begegneten mir, die ein gleiches Schicksal von ihrem wenig beneidenswerten Lager aufgetrieben hatte. Vergebens wühlten wir unter der Asche umher, um ihr lebendige Funken zu entlocken, das Holz war zu naß und der Regen zu gewaltig, auch das letzte Glimmen hielt den schweren Tropfen nicht stand und erlosch. So standen wir denn da, den regenschweren Mantel auf dem Leib, die Arme vom Körper haltend, von denen das Wasser niedertroff. Ueberall im Biwak wurde es lebendig, die Nacht war kühl, und die Nässe des Körpers erzeugte in uns doppelten Frost. Es war wahrlich keine beneidenswerte Situation, aber gerade in solchen Augenblicken hilft über alle Unbequemlichkeiten der soldatische Humor hinweg, der sich auch hier sofort in possierlicher Laune und unverwüstlichem Witz Luft machte. Gegen 6 Uhr morgens endlich legte sich der Regen, und nun gelang es uns, das Holz auf den Feuerstellen wieder zum Brennen zu bringen. Ein jeder trug seinen Kochkessel hinzu, und bald war der Biwakskaffee fertig, der die völlig durchfrorenen Glieder wenigstens wieder einigermaßen erwärmte.

Um 8 Uhr ertönte das Signal zum Aufbruch. Die Division sollte nach St. Avold rücken. Erst auf dem Marsche wurden die erstarrten Glieder wieder geschmeidig, und als die Sonne endlich durchbrach und uns die lachenden Fluren des schönen Lothringens im rosigsten Lichte zeigte, war alles wieder in fröhlicher Stimmung. Bis Forbach hin konnte man die Spuren des Gefechts verfolgen, hie und da lag noch in den Schluchten links vor uns ein Toter. Forbach selbst glich einem großen Lazarett; überall wehte die Genfer Fahne von den Dächern, auf der Straße standen Ambulanzen, Aerzte und Lazarettgehilfen liefen hin und wieder, und vor den Thüren sonnten sich Leichtverwundete, meist Franzosen, die uns mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Selbst noch hinter Forbach fanden wir weggeworfene französische Zelte, Tornister und Kopfbedeckungen, alles noch Zeichen einer eiligen Flucht. Die 11. Infanteriebrigade wurde jenseits St. Avold als Avantgarde nach Longeville vorgeschoben, an den Punkt, wo sich die Straße Faulquemont-Nancy von der großen Chaussee Metz-St. Avold abzweigt. Die französische Armee war also auch von hier schon wieder auf dem Rückzuge. Wohl hatte der Feind überall Posto zu fassen versucht, das sah man an verschiedenen Barrikaden und Verschanzungen und an den Schießscharten, die an allen Gehöften in der Eile angebracht waren. Bald hatten wir St. Avold erreicht. In östlicher Richtung ist der Ort von nicht unbedeutenden, wenig bewaldeten Höhen umgeben, deren sichtbarste der Kreuzberg ist. Hier hatten schon unsere Väter dereinst gegen des großen Napoleon kriegsgeübte Scharen gefochten, besonders wußte der Kreuzberg von einer Ruhmesthat meines Regiments zu erzählen: Oben hatte der Feind in bedeutender Stärke gestanden, das 2. Bataillon des 24. Regiments hatte, nur 350 Köpfe stark, am 11. Januar 1814 den weit überlegenen Gegner angegriffen, ihn den Berg hinuntergejagt und ihm eine Kanone und zahlreiche Gefangene abgenommen. Man kann sich denken, daß hohe Freude uns erfüllte, als wir vernahmen, daß

wir gerade auf diesem Berge ein Biwak beziehen sollten. Eine andere Höhe steht ihm gegenüber, zwischen beiden zieht sich eine Thalschlucht voller lehmigen Bodens hin. Diese rückten wir, schwere Lehmballen an den Füßen, entlang. Vom Feinde fanden wir nichts mehr, er war schon in der Richtung auf Metz abgezogen. Aber in der Schlucht und an den Bergen selbst zeigten sich deutliche Spuren eines unlängst verlassenen französischen Biwaks. Wir sahen es an den kleinen Feuerstellen, die jedes feindliche Lager kennzeichneten, an den winzigen, aus Steinen gebauten Kochherden, auf die gerade ein französischer Kessel paßt. Auch wir sollten hier ein Biwak beziehn. Unser Füsilierbataillon wurde auf das Plateau des Berges vorgeschoben, in ein kleines Gehölz mehr nach unserer linken Flanke hin, von wo aus man einen weiten Blick ins Vorterrain hatte. Eine kleinere Abteilung sendete dasselbe in den Bahnhof der Stadt St. Avold als Besatzung. Diese nahm hier Beschlag von zwölf stehen gebliebenen französischen Krankenwagen und einigen französischen Packkarren, welche letztere von uns annektiert und mit den Packpferden der Kompagnie bespannt wurden, weil die Einrichtung der Packpferde sich nicht sonderlich bewährte. Die beiden anderen Bataillone schlugen ihr Lager am Abhang des Berges auf. Es war ein schlechter Lagerplatz; der Boden war von dem Regen des vorigen Tages ausgewaschen und schlüpfrig, auch von manchen Spalten durchrissen. Ich machte mir wieder eine Laubhütte und fertigte mir eine Unterlage von Reisig, dann kochte ich mir mein Fleisch, stillte meinen Hunger und erfreute mich an dem bunten Lagerbild um mich her. Zum Schlafen hatte ich keine Lust, ich erstieg daher das Plateau des Berges und hielt Umschau. Ein freundliches welliges Land, mit vielen Weilern und Dörfern bedeckt, breitete sich vor mir aus, der Segen Gottes schien darauf zu ruhn, denn in Ueppigkeit prangten Felder und Fluren. Ich stieg den Berg wieder hinab und benutzte den Nachmittag, um Briefe in die Heimat zu schreiben und meine bisherigen Erlebnisse in mein Merkbüchlein einzutragen. Es hieß, wir sollten

auch am nächsten Tage noch hier bleiben, da man über die Absichten des Feindes noch keine genaueren Nachrichten hatte. Es konnte sein, daß derselbe, gestützt auf die französische Nied, der 1. und 2. Armee noch diesseits Metz eine Schlacht anzubieten entschlossen war. In anbetracht seiner Stärke hätte er es wohl gekonnt, denn vier Korps und die kaiserliche Garde standen uns, wie durch umfangreiche Rekognoszierungen festgestellt war, gegenüber. So traf uns denn der 10. August noch auf demselben Fleck, weil sich die beiden in dieser Gegend konzentrierten deutschen Armeen in Rücksicht auf einen etwaigen Widerstand des Feindes erst genauer konzentrieren sollten. Wir erfuhren an diesem Tage, daß der König am 9. August sein Hauptquartier nach Saarbrücken verlegt habe, und daß noch am heutigen Tage sein Aufbruch nach St. Avold erfolgen sollte. Ein Aufruf unseres obersten Kriegsherrn wurde uns vorgelesen, in welchem er uns befahl, auch in Feindesland gute Mannszucht zu halten und nicht gegen die friedlichen Bewohner des Landes uns feindlich zu zeigen, vielmehr, wie es ehrliebenden Soldaten zukäme, das Privateigentum zu schützen.

Nach dem Gefecht von Spichern waren infolge der eiligen Flucht des Feindes in Forbach bedeutende Verpflegungsgegenstände aller Art aufgefunden worden; deshalb erhielten die Bataillone am heutigen Tage als außergewöhnliche Ration Zwieback, der, in Wasser aufgekocht, eine sehr gute Suppe abgab, und außerdem jeder Mann eine Portion Wein. Namentlich der letztere kam uns sehr gut zu statten.

Gegen 6 Uhr nachmittags versammelte sich die Brigade zum ersten Feldgottesdienst auf dem Plateau des Kreuzberges. Ich muß sagen, daß derselbe mich in eine überaus feierliche Stimmung versetzte. Waren es die Eindrücke, die das Schlachtfeld von Spichern in mir hervorgerufen, waren es die Gedanken an die ungewisse Zukunft, die mein Herz lebhafter anregten, kurz, ich fühlte mein ganzes Innere innig zu Gott erhoben, als die Töne des Feldchorals an mein Ohr schlugen, als die würdigen Worte

des Feldgeistlichen meine Seele trafen. Man fühlt sich der Gottheit näher da, wo man sich anschickt, unter ihrem freien, grenzenlosen Himmel sie anzubeten, als da, wo das abgegrenzte Gewölbe der Kirche den engen Kreis des Endlichen um den Menschen zieht.

Wenn es schon in der ersten Nacht nach dem Ueberschreiten der Grenze stark geregnet hatte, so war doch dieser Regen ein Kinderspiel gegen den, der sich in der Nacht zum 11. August wolkenbruchartig auf unsere müden Häupter ergoß. Das teilweise auf dem Abhang des Kreuzberges liegende Biwak wurde im wahren Sinne des Wortes fortgespült. Wie Gießbäche stürzten von dem Plateau die mit Lehm gemischten Wassermassen herunter und bildeten sich mitten in unserem Lager ihre Gerinne. Als ich aufwachte, war ich schon ganz durchnäßt, und unter mir rieselte ein vollständiger Bach. Ich fing an, mich vor Frost zu schütteln; um mich zu erwärmen, erhob ich mich und schlug kreuzweis mit den Armen, dann wankte ich triefend über den schlüpfrigen Boden zu unseren ausgelöschten Kochlöchern. Eine triefende Gestalt, ebenfalls in den über und über nassen Mantel gehüllt, kam mir entgegen. Es war mein Bruder, den ein Sturzbach von seiner Lagerstätte gleichfalls aufgejagt hatte. Wir mußten gegenseitig über unser klägliches Aussehen lächeln, machten überhaupt gute Miene zum bösen Spiel, riefen noch mehrere triefende Gestalten zu uns heran und gaben so, sämtlich die Arme weit von uns streckend, damit das Wasser ablaufen konnte, ein treffliches Genrebild ab. Jeder schimpfte auf das miserable Wetter im miserablen Frankreich in keineswegs schmeichelhaften Ausdrücken, endlich brach der Humor durch, Späße wurden gemacht, einer witzelte und spöttelte über den andern, und alles lachte, wenn einer gefunden war, der in dieser seltsamen Situation eine besonders komische Figur spielte. Die Nacht verging uns langsam, endlich graute der Tag, noch immer standen wir, diesmal wirklich einer Schafherde gleichend, zusammengedrängt mit ineinander gesteckten Köpfen da und gingen erst auseinander,

als der Himmel seine Schleusen zu schließen begann. Mancher arme Kumpan suchte seinen Tornister, der bei Nacht ihm durch die Wasserbäche weit entführt war. Wir froren vor Nässe, denn die Kleider klebten uns ordentlich an den Gliedern. An ein Kaffeekochen war nicht zu denken, denn das vollständig durchnäßte Holz wollte nicht brennen. Endlich gleich nach 7 Uhr erfolgte der Befehl zum Abmarsch. Wenn wir auch alle noch nüchtern waren, dennoch wurde derselbe mit wahrem Jubel begrüßt, verschaffte er uns doch wenigstens die Aussicht, warm zu werden. Freilich anfangs marschierte es sich überaus unbequem, die Beine blieben uns fast im Lehme stecken, und hatten wir sie mühsam herausgezogen, hingen an ihnen große Erdklumpen, die gar nicht loszulösen waren. So zogen wir uns nur so weiter, bei jedem Schritt wieder versinkend. Dazu klebten die nassen Kleider an den Rippen fest, und der Mantel klatschte zwischen den Beinen hin und her. So waren wir denn froh, als wir endlich die chaussierte Straße erreichten; schleppten uns auch die Lehmballen noch einige Zeit lang nach, so wurden sie doch endlich abgetreten, und es ging ungehinderter vorwärts. Der Regen hatte ganz nachgelassen, ja gegen 9 Uhr brach sogar die Sonne durch die Wolken und sandte ihre erwärmenden Strahlen auf unseren Pelz. So kam wieder Frische und Lebendigkeit in unsere Glieder, die Witzbolde erhoben von neuem ihre Stimme, die Kehle stimmte sich zu Marschliedern, nur der nüchterne Magen war ungehalten. Doch er wurde auf ein gutes Mittagsmahl vertröstet und gab sich wohl oder übel zufrieden.

Wir hatten die große Straße Saarbrücken-Metz verlassen und uns in südwestlicher Richtung auf Pont à Mousson abgezogen. Auf dieser Route liegt Faulquemont oder eigentlich auf deutsch Falkenberg geheißen, welchen Ort wir gegen Mittag in bester Stimmung erreichten. Bei hellem Sonnenschein zogen wir mit klingendem Spiel in die freundliche Stadt. Viele Truppen hatten hier schon gelegen, erst Franzosen, in den letzten Tagen Deutsche. Noch am 8. August hatte Napoleon hier sein

Quartier gehabt, bis ihn die Kunde von der verlorenen Schlacht von Spichern und dem Anrücken der Deutschen eilends rückwärts trieb. Für die deutschen Armeen war Falkenberg ein ungemein wichtiger Etappenort, denn bis hierher war bereits die Eisenbahn in Betrieb gesetzt und führte den Feldtruppen die so wichtigen Lebensmittel zu. Die Intendantur hatte hier ein gewaltiges Depot errichtet, der kleine Bahnhof wimmelte von Beamten und glich einer Vorrathskammer, in welcher die Speckstücke, die Reis- und Kaffeesäcke bis an die Decken aufgespeichert lagen. Große Proviantkolonnen, nach hunderten von Wagen zählend, warteten auf der ziemlich engen Bahnhofstraße ihrer Abfertigung, um den schon nach vorwärts dirigierten Truppen ihre Lebensbedürfnisse nachzuführen. Den armen Intendanturbeamten brummte der Kopf ordentlich von aller Arbeit, sie stießen in ihrem Eifer jeden fort, der ihnen in den Weg kam, und wußten, trotzdem von hunderten behelligt, nicht mehr aus und ein. Auf dem Markte der Stadt machten wir endlich Halt und empfingen unsere Quartierzettel. Fast die ganze 6. Division mit dem Kommando der 12. Infanteriebrigade und des Armeekorps hatten in Faulquemont und Umgegend Alarmquartiere bezogen, während unsere Avantgarde, bei der sich der Divisionsstab befand, auf Mainvillers vorgeschoben war. Die Stadt selbst hatte das 1. und 2. Bataillon unseres Regiments besetzt, auch der Korpskommandeur in derselben sein Quartier genommen; zum Kommandanten der Stadt war unser etatsmäßiger Major von Hülleßem ernannt worden. Mein Quartier lag etwas abseits von der Hauptstraße an einem schönen, mit Bäumen bepflanzten Platz. Es war ein eigentümliches Logis, wie ich es während des ganzen Feldzuges ähnlich nicht wieder gehabt habe. Das Haus, in welchem ich wohnen sollte, war nämlich eine Art Diakonissenanstalt. Fromme Schwestern, noch meist in jugendlichem Alter, hatten darin ihr freiwilliges Asyl gefunden. Das Gebäude war groß, und in der oberen Etage mit vergitterten Fenstern versehen; hinter denselben lugten

neugierig jugendfrische Gesichter, das Haar unter einer grauen Haube verborgen, das Antlitz mit leichtem weißen Schleier bedeckt, neugierig hinunter auf die Straße und betrachteten die ihnen ungewöhnlichen Erscheinungen der deutschen Soldaten. Mit etwa fünfzehn Mann aus meiner Korporalschaft kam ich vor dem Hause an und schellte unten an der großen Eingangsthür. Nach einer Weile erschien eine schon ältliche Dame von angenehmem Aeußern. Sie trug ein langes, schwarzes Gewand, von dem sich die blendendweiße Kopfbedeckung angenehm abhob. Von dem Halse herab hing ein kleines, goldenes Kreuz, von der Hüfte ein Rosenkranz. Ihre Gesichtszüge waren ernst, verrieten jedoch eine wohlwollende Gesinnung. Sie fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihr auf Französisch, daß ich mit fünfzehn Mann hierhergewiesen wäre, um Quartier zu nehmen, und händigte ihr darauf meinen und meiner Leute Quartierzettel ein. Das schien sie nicht erwartet zu haben, denn sie machte ein sehr entsetztes Gesicht und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

„Das ist doch kaum möglich," entgegnete sie dann mit einer recht sonoren Stimme in gutem Französisch, „dieses Stift ist bis heute von Einquartierung verschont geblieben. Mein Herr, wir sind lauter weibliche Wesen hier, mein ganzes Haus ist auf die Unterbringung von Männern nicht eingerichtet, auch ist es wider Gottes Gebot und unser Gelübde, Männer bei uns einzulassen. Noch nie hat ein Mann ohne priesterliche Weihe die Schwelle dieses Hauses übertreten."

Ich war einigermaßen in Verlegenheit; die Würde, mit der die Frau mir entgegentrat, mit der sie sprach, bewies mir, daß sie aus Ueberzeugung zu mir redete. Sie wollte mich nicht verletzen, aber ihre Pflicht als Oberin gab ihr die abwehrenden Worte in den Mund.

„So gern ich Ihren Wunsch erfüllen möchte," entgegnete ich ihr, „ich kann es nicht, ich folge selbst nur einem höheren Befehl. Meine Leute bedürfen der Ruhe, sie haben eine schwere Nacht gehabt, ich muß für ihre angemessene Unterkunft sorgen,

die gemessene Weisung meiner Vorgesetzten hat mir dies Quartier angewiesen; Sie werden selbst einsehen, daß ich dagegen nichts machen kann; ich muß gehorchen gleich Ihnen!"

Die Oberin bedachte sich lange.

„Ich sehe ein," sagte sie dann, „daß ich der Gewalt der Umstände weichen muß, Gott wird es mir vergeben. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich bin sofort wieder da!"

Sie verschloß die Thür wieder sorgfältig, nach einigen Minuten kam sie zurück, sie ließ uns ein und führte uns linker Hand in zwei geräumige Säle.

„Hier können Sie wohnen," sagte sie, „diese Räume sind zwar noch nie zu ähnlichem Dienst benutzt worden; Gottes Geißel ruht schwer auf uns!"

Sie wendete sich zur Thür und ließ uns allein. Der erste Saal war überaus sauber, er hatte nur einen einfachen weißen Anstrich, aber die vielen Betstühle, die Heiligenbilder und ein kleiner Hausaltar gaben ihm ein religiöses Aussehn. Vor den Heiligenbildern waren lange Polster ausgebreitet, „wie oft", dachte ich mir, „werden auf ihnen gläubige Mädchen auf den Knieen gelegen haben, nun können sie auch einmal dem müden Krieger zur Ruhestatt dienen."

Meine Leute hatten inzwischen ihre Tornister abgelegt und ihre nassen Sachen ausgezogen, die sie über die Betstühle zum Trocknen hingen. Allerdings ein seltsamer Kontrast, ein Lagerleben in einem Betsaale! An die Heiligenbilder gelehnt standen die Gewehre, ringsumher auf der Erde lagen ermüdete Soldaten; triefende Uniformen, nasse Hemden, Fußlappen und Strümpfe hingen überall umher.

An meine eigene Bequemlichkeit durfte ich jetzt noch nicht denken, zuerst mußte für eine Lagerstätte der Leute gesorgt werden, für das nötige Feuer zum Trocknen der Sachen und zum Kochen des Essens. Ich suchte also zunächst die Oberin wieder auf, um mit ihr über alle diese Dinge Rücksprache zu nehmen und das Nötige zu ordnen. Sie kam eben aus dem oberen Stock.

„Gut, daß ich Sie finde!“ redete sie mich an, „ich habe noch so manches mit Ihnen zu bereden. Zunächst bitte ich Sie, sprechen Sie deutsch mit mir, ich merke, das ist Ihnen bequemer, und ich bin Ihrer Sprache mächtig. Ich war in meiner Jugend Erzieherin in einer deutschen Familie am Rhein, und sehen Sie, das kommt mir heute in schwerer Zeit zu statten.“

Sie hatte dies deutsch gesprochen, sie lächelte und hatte in diesem Augenblick wirklich einen herzgewinnenden Ausdruck.

„Es ist mir lieb,“ antwortete ich, „daß ich mich Ihnen gegenüber der deutschen Sprache bedienen kann, wir werden uns so gewiß besser verständigen. Zuerst wollte ich Sie bitten, mir zu sagen, in welcher Weise Sie für meine Leute das Nachtlager einzurichten gedenken!“

„Betten habe ich leider nicht,“ entgegnete sie, „Sie müssen sich schon mit Stroh behelfen, für die Herbeischaffung desselben werde ich sorgen, und dann müssen Ihre Leute in dem unteren Betsaal des Hauses schlafen, so weh mir dies auch thut, ich habe keinen anderen Raum.“

Kochen sollten wir auf dem Hofe, das dazu nötige Holz würde sie liefern, mit Geschirr könnte sie uns aber nicht dienen. Ich fragte sie, mit welchen Lebensmitteln sie aufwarten könnte, sie gab mir zur Antwort, daß sie nur Brot und Milch im Hause hätte, das wollte sie gern geben. So hatte ich alles mit ihr ausgemacht und wollte das Gespräch beendigen, um mich zu meinen Leuten zurückzubegeben, doch sie hielt mich zurück.

„Noch eine Bitte,“ sagte sie, „und zwar eine für mich sehr wichtige. Ich weiß, die Preußen halten gute Mannszucht, bessere als die Franzosen; ich habe ja nun beide in diesem Orte kennen gelernt. Oben im Hause leben dreißig unverheiratete Mädchen, durch ein Gelübde Gott verlobt. Es wäre gegen die heilige Regel des Ordens, wenn sie auch nur ein Wort mit einem Manne wechselten, der nicht die priesterlichen Weihen empfangen hat. Tragen Sie daher freundlich dafür Sorge, daß Ihre Leute, wenn sie zufällig einer jener Schwestern begegnen sollten, sich nicht an

sie wenden, sondern bei allen Anliegen nur mit mir in Verbindung treten, ich werde nichts verweigern, was zu geben in meiner Macht steht."

„Das will ich Ihnen gern versprechen, die Ordnung Ihres Stiftes soll nicht gestört werden. Es thut mir ohnehin schon leid, daß die Verhältnisse mich gezwungen haben, dieses religiösen Zwecken geweihte Haus mit meinen Leuten zu betreten; denn wenn ich auch Protestant bin, so ehre ich doch den Glauben anderer."

„Ich weiß wohl," entgegnete die Oberin, „Sie können nichts dafür, überhaupt alle Ihre Leute nicht. Glauben Sie mir, ich achte die Deutschen, es wohnt ein ernster Charakterzug in ihnen, der den Franzosen fehlt. Solche Ordnung, wie jetzt hier in der Stadt herrscht, war vor einigen Tagen, als noch die französischen Soldaten hier herumlagen, nicht zu finden. Nur die Obrigkeit und die Anwesenheit des Kaisers hat dieses Haus geschützt, sonst hätten die zügellosen Soldaten es sich mit Gewalt erschlossen."

„Also der Kaiser ist wirklich in dieser Stadt gewesen?" fragte ich.

„Noch vorgestern, im Hause des Advokaten Toussaint hat er gewohnt, hier hat er dem Marschall Bazaine den Oberbefehl über die Armee übertragen, dann ist er abgereist, ich weiß nicht wohin. Gott mag ihm das schwere Elend verzeihen, das er über uns gebracht; ich will ihn nicht verdammen, denn er ist mein Kaiser, und er hat den Krieg nicht gewollt, man hat ihn zur Kriegserklärung gezwungen."

Sie hatte ruhig und besonnen gesprochen, jetzt wendete sie sich ernst von mir ab und schritt langsam die Treppe hinauf, in die oberen Gemächer. Ich kann nicht leugnen, daß das ganze Wesen der Oberin mir imponierte, in dem Milde, Würde und Umsicht die Grundzüge bildeten.

Ich ging in den Betsaal zurück, sagte meinen Leuten an, was ich mit der Oberin abgemacht, bat sie, deren Wünschen nachzukommen, und mit Genugthuung kann ich berichten, daß die einsichtige und kluge Frau keinen Grund zur Klage über uns

erhielt, daß sie sogar Gelegenheit fand, sich an der Gutmütigkeit und Anspruchslosigkeit deutscher Krieger herzlich zu erfreuen. Sie besorgte pünktlich, was sie versprochen hatte, und bald loderte draußen auf dem Hofe ein großes Feuer, an dem in Kochkesseln das eben empfangene Fleisch lustig brodelte. Der Betsaal wurde in ein großes Strohlager umgewandelt; ich legte mich, nachdem ich mich meiner Stiefel und meiner nassen Uniform entledigt hatte, auf eines der vorher genannten Polster unter ein Marienbild. Das mochte wundersam genug auf die bewegte bunte Scene um sich her schauen und auf den Träumer zu seinen Füßen. Ob die himmlische Jungfrau uns und unseren Beschäftigungen gezürnt haben mag? Ich weiß es nicht, es hat mich dieser Gedanke auch nicht sonderlich bekümmert, selbst auf die Gefahr hin, recht gottlos zu erscheinen. Ich hatte für den Augenblick Wichtigeres zu thun; trockene Kleider und eine gesunde Ration für den Magen sind dem Krieger zu Zeiten mehr wert, als ein Marienbild, und das werden wohl auch unsere katholischen Kampfgenossen oft genug empfunden haben. Das Vaterland zu retten ist auch ein frommes Geschäft, und mit diesem dient man unserem Gotte mehr, als mit einem bloßen Aufschauen zu einem Heiligenbild, das schließlich doch nichts weiter ist, als ein Werk von Menschenhand. Nach einer Stunde etwa erhob ich mich wieder, zog meine wenigstens einigermaßen getrockneten Sachen an und machte mich auf, meinen Bruder aufzusuchen. Derselbe hatte in der Hauptstraße im Hotel Carpe d'or ein recht hübsches Quartier gefunden, er lag dort mit einem Fähnrich unseres Regiments zusammen. Ich beneidete dieselben ordentlich um ihr schönes Zimmer, welches sie allein bewohnten, und um die herrlichen Betten, welche mir entgegenlachten; so gut hatte ich es bei meinen Nonnen doch nicht. Ich stärkte mich sofort mit einem Glase prächtigen französischen Weines und ließ mir die Einladung zum Mittagessen gern gefallen. Dasselbe wurde uns auf obengenanntem Zimmer serviert, es bestand in einer guten Bouillonsuppe, Kalbsbraten mit Gemüse und französischen Früchten. Unerwartet erhielten wir

noch einen vierten und zwar recht ausgehungerten Gast, dessen Erscheinen uns aber eine große Freude machte. Es war ein Schulkamerad und Studienfreund von mir, der als Mediziner im siebenten Semester eingezogen war und die Stelle eines Unterarztes im Kriege versehen sollte. Er war soeben frisch aus Deutschland angekommen, hatte einen Bärenhunger und war so auf das einzige Hotel in der Stadt verfallen; hier traf er uns, und es gab ein freudiges Wiedersehn. Wie etwas Heimatliches kam mir dieser Besuch vor und stimmte mich ungemein zufrieden. Wir saßen ziemlich lange bei Tische, uns die Zeit mit mannigfachen Plaudereien vertreibend, und ließen uns auch den starken französischen Kaffee trefflich munden. Drüben im eigentlichen Hotelzimmer speisten einige von unseren Offizieren, auch unser Bataillonsadjutant. Ich ging hinüber, um über den Stand der Dinge noch einige Erkundigungen einzuziehn. Hier erfuhr ich denn, daß die Vermutung, der Feind könne doch vielleicht noch wagen, sich vor Metz zu stellen, das Armeekommando bestimmt habe, die Spitzen der 1. und 2. Armee zu noch besserem Insichaufschließen am nächsten Tage in ihren bisherigen Kantonnements stehn zu lassen. Unterdessen sollte die 6. Kavalleriedivision zur Rekognoszierung vorgeschickt werden, um nähere und bestimmte Nachrichten über den Feind zu bringen. Zur Unterstützung dieser Rekognoszierung und eventuellen Aufnahme der Kavalleriedivision sollte das 3. Armeekorps für den 12. August von morgens $7\frac{1}{2}$ Uhr an sich in seinen Quartieren zum Abmarsch bereit halten.

Es war also darnach möglich, daß wir am 12. August noch in Falkenberg blieben; wir bestellten uns deshalb für den folgenden Tag, selbst auf die Gefahr hin, keinen Gebrauch davon machen zu können, bei dem Hotelwirt ein Dejeuner und Diner. Demnächst kehrte ich in mein Quartier zurück. Wieder waren an den vergitterten Fenstern einige reizende Nonnengesichter bemerkbar. Ich bedauerte fast mein Versprechen, welches meine Enthaltsamkeit auf eine harte Probe stellte. Ich hätte mich für mein Leben gern

mit einigen der jungen Nonnen unterhalten, und sie hätten auch wohl nicht nein dazu gesagt, denn sie schienen sehr neugierig zu sein und sandten mir von ihrem Fenster oben manchen verstohlenen Blick hinunter. Doch ich hatte einmal versprochen, jede Begegnung zu meiden, und ein Mann ein Wort. Als ich in den Betsaal trat, fand ich alles in bester Ordnung, die Leute hatten gegessen und waren jetzt mit dem Reinigen ihrer Gewehre und mit dem Einnähen der Patronen beschäftigt. Letztere hatten durch die starken Regengüsse gelitten und mußten teilweise durch neue ersetzt werden. Die Oberin des Stifts kam nicht lange darauf wieder zu mir und konnte mir nicht genug Schmeichelhaftes über meine Leute sagen; sie erklärte schließlich, daß sie nunmehr vor den deutschen Soldaten und ihrer Aufführung einen wirklichen Respekt habe.

Gegen Abend spielte die Regimentsmusik vor der Wohnung des Korpskommandeurs; auch ich begab mich dorthin. Eine große Zahl von Offizieren hatte sich hier versammelt, sich gegenseitig Neuigkeiten aus der Heimat und Vermutungen über die Kriegslage mitteilend. Man hoffte allgemein auf ein baldiges Ende des Krieges, da man den Mut der Franzosen für erschüttert hielt. Aber auch viele Einwohner der französischen Stadt hatte die Musik angelockt, sie tanzten lustig um dieselbe herum, und hätte man nicht gewußt, in welchem Lande und in welchen Zeiten man lebte, man hätte glauben können, man befände sich im tiefsten Frieden in der Heimat und hörte zur Parolezeit nach beendeter Wachtparade den freundlichen Klängen eines Konzertes zu, mit welchem bei solcher Gelegenheit den Offizieren die Zeit verkürzt zu werden pflegt. Der Korpskommandeur ging in dem Kreise der versammelten Offiziere umher und sprach freundlich mit jedem; den Abend brachte ich wieder in dem schon erwähnten Hotel zu. Zwei Töchter waren in dem Hause, nicht sehr hübsch, aber liebenswürdig und von klaren Begriffen. Wir hatten uns mit ihnen bekannt gemacht, sie waren sehr zuvorkommend und bemitleideten uns.

„Sie werden bei Metz eine blutige Arbeit haben, die Festung ist furchtbar stark und nicht zu erstürmen, und die französische

Armee wird ihre ganze Kraft daransetzen, dieses Bollwerk zu verteidigen."

„Wir werden in wenigen Tagen in Metz sein," sagte ich zu einem dieser Mädchen, und ich lachte darüber, als sie ungläubig den Kopf schüttelte.

Noch spät abends gingen wir in eine Brasserie und tranken ganz leidliches Bier, ein Getränk, das wir nachher lange entbehren sollten.

Der nächste Tag verging ohne bemerkenswerte Vorgänge, die Leute beschäftigten sich mit dem Instandsetzen ihrer Sachen und ruhten sich dann von den bisher erlittenen Strapazen aus. Am Abend lief die Nachricht ein, daß die Rekognoszierungen der Kavallerie ein Abziehen des Feindes auf Metz ergeben hätten, infolgedessen habe das Oberkommando den Weitermarsch befohlen. Das Regiment rückte um 7 Uhr morgens aus Faulquemont aus. Ich mußte mit einem kleinen Kommando auf der Bahnhofswache zurückbleiben, um die dortigen Speicher und zwei französische Gefangene, welche von einer Rekognoszierungspatrouille aufgefangen waren, zu bewachen. Ich kann nicht sagen, daß dieser Auftrag mir sonderlich angenehm war, zumal man mir lauter Fußkranke als Wachmannschaften gab, indem man sagte, daß ich nach meiner Ablösung, die in wenigen Stunden erfolgen sollte, mit meinen Leuten dem Regiment nachgefahren werden würde.

Etwas mißmutig zog ich mit meinem Kommando an den nahen Bahnhof gerade in dem Augenblicke, als das Regiment mit klingendem Spiel aus der Stadt rückte. Ich hielt noch auf der Bahnhofsstraße, um mich nach meinem Wachlokal umzusehn, als der bisherige Kommandant von Falkenberg zu mir herausgeritten kam.

„Sie werden in etwa zwei Stunden," sagte er zu mir, „durch hessische Infanterie abgelöst werden, dann haben Sie auf der an die Mosel führenden Chaussee dem Regiment zu folgen. Der Weg geht über die französische Nied, das ist ein Fluß, verstehen Sie wohl?"

„Zu Befehl, Herr Major!“ war meine pflichtschuldige Antwort.

„Ich kann Ihnen nur eine ungefähre Marschroute geben,“ fuhr er fort, „langen Sie Ihr Notizbuch vor und machen Sie sich zum Schreiben fertig.“

Ich that, wie mir befohlen war. Jetzt buchstabierte er mir die Namen von sechs französischen Dörfern vor, die ich zu passieren hatte. Ich mußte sie nachbuchstabieren und ihm Silbe für Silbe nachsprechen, dann mußte ich sie ihm noch zweimal hintereinander aufsagen, und schließlich fragte er noch:

„Werden Sie es auch nun behalten? Was sollen Sie also thun?“

Ich mußte unwillkürlich lächeln. „Was lachen Sie?“ fuhr er mich an.

„Ich habe den Befehl vollkommen verstanden, Herr Major,“ entgegnete ich, „ich bin der französischen Sprache mächtig.“

„Nun, dann ist das Ding etwas anders, das hätten Sie mir auch gleich sagen können,“ brummte er in gutmütig barschem Tone, „dann werden Sie also das Regiment zu erreichen wissen; in zwei Stunden werden Sie abgelöst, verstehn Sie wohl?“

Und damit ritt er davon. Mir kam diese Lehrstunde ungemein komisch vor; freilich konnte der Herr Major nicht wissen, daß ich in der französischen Sprache leidlich Bescheid wußte, denn in der Uniform sieht ein Unteroffizier wie der andere aus, und bei manchem wäre ein solches Einbläuen wohl notwendig gewesen. Ich habe in späterer Zeit dem Herrn Major diese von ihm genossene französische Lektion noch manchmal im Scherze vorgehalten, mich für guten Unterricht bedankt, und wir beide haben noch oft recht herzlich darüber lachen müssen. —

Nachdem mir so genügende Instruktion erteilt war, hielt ich ein wenig Umschau. Es war ein ungemein reges Leben auf dem Bahnhofe, Offiziere aller Truppengattungen waren dort beschäftigt, und die Intendanturbeamten hatten alle Hände voll zu thun. Fast alle halbe Stunde kam ein Zug mit Proviantmassen für die Armee im Felde an, welche alle dort ausgeladen

wurden. Noch hielten ganze Kolonnen auf der Straße, um noch heute mit schwerer Fracht den Truppen zu folgen.

Meine Wachtstube war in einem ganz freundlichen Hause, dessen Besitzer geflohen war; aber ein alter Diener fühlte sich als Herr eines reichen Weinkellers. Ich schloß mit ihm gute Freundschaft und hatte dies nicht zu bereuen, denn er gab mir reichlich Wein und darunter vorzügliche Sorten. Meine beiden Kriegsgefangenen, der eine jung, der andere ein schon alt gedienter Musikant, saßen apathisch auf einem Bündel Stroh, sie schauten aber auf, sobald ich mich mit ihnen zu unterhalten begann und sie merkten, daß ich es gut mit ihnen meinte. Da sie bedeutenden Hunger hatten, gab ich ihnen von meinem bescheidenen Mahle, das aus Kartoffeln und Speck bestand, etwas ab, und ich habe selten von jemand einen aufrichtigeren Dank eingeerntet, als von diesen beiden armen Schluckern. Sie hatten keine großen Hoffnungen mehr auf den Erfolg ihrer Waffen, sie hatten die preußische Armee bei Spichern kennen gelernt und gestanden offen ein, daß sie sich uns nicht gewachsen fühlten. Ich unterhielt mich mit ihnen lange Zeit über diesen Gegenstand und fand auch hier endlich die Besorgnis der beiden jungen Damen wiederholt, daß wir, um Metz zu gewinnen, noch schwere Tage durchzumachen haben würden.

Schon längst waren unter diesen Gesprächen zwei Stunden verstrichen, meine Ablösung kam nicht; es wurde Mittag, es wurde 4 Uhr, meine Ablösung kam noch immer nicht. Ich fing an, besorgt zu werden, ich ging hinaus und spähte die vor meinem Hause vorüberführende Chaussee entlang, woher die Hessen kommen sollten. Endlich stieg Staub auf, es waren marschierende Truppen, aber meine Ablösung erschien noch immer nicht. Hessische Kavallerie zog bei mir vorüber, von einer Infanterieabteilung war keine Spur zu sehn. Endlich um 7 Uhr abends rückte der ersehnte Ersatz heran, ein hübscher hessischer Unteroffizier befreite mich aus meiner Lage; Wache und Gefangene waren schnell übergeben, und nun zog ich mit meinem Häuflein Fußkranker in den herein-

brechenden Abend hinein. Die richtige Chaussee fand ich wohl, sie war mit einer unabsehbaren Reihe von Kolonnen bedeckt, aber niemand wußte mir zu sagen, wo mein Regiment geblieben war. Die französische Nied hatte ich überschritten, da wollte es mit meinen Lahmen absolut nicht mehr weiter gehn. Sie hatten sich schon den ganzen Weg her auf das Entsetzlichste gequält, langauseinandergezogen humpelten sie daher, wie richtige Invaliden. Wer uns so ankommen sah, mußte einen wunderbaren Begriff von uns bekommen, denn meine Schar glich mehr einem Haufen von Leierkastenmännern, die sich mühsam mit ihrer Drehorgel auf dem Rücken daherschleppten, als Kriegern, die an Strapazen und Ausdauer gewöhnt, ein physisches Hindernis, wenn es auch schmerzt, zu überwinden die Fähigkeit haben. Die Besten der Kompagnie hatte der Feldwebel eben nicht bei mir zurückgelassen. Anfangs versuchte ich durch öftere kleinere Rendezvous ihnen Erleichterung zu verschaffen und sie so zum Weiterkommen zu bringen; schließlich wollte auch das nicht mehr ziehn, ich sah mich genötigt, die drei Maladesten auf irgend einen Kolonnenwagen zu packen und sie ihrem Schicksale zu überlassen; die übrigen mußten mit, so sehr sie auch murrten. Ich hatte schon mehrere Dörfer passiert, ihre Namen stimmten mit den mir angegebenen. Alle waren dicht mit Truppen belegt, aber vom 3. Korps hatte ich noch nichts entdecken können. Endlich gelangte ich in ein Dorf, in dem ich Offiziere von meinem Korps fand, die noch beim Abendessen saßen. Ein Licht, welches durch die Fenster schien, hatte mich in ihr Quartier gelockt, während ich meine sehr ermüdeten Leute draußen an einer kleinen Brücke lagern ließ. Ich erkundigte mich nach meinem Regiment, sie wußten mir über dasselbe keine genaue Auskunft zu geben, nur so viel sagten sie mir sicher, daß dasselbe noch viel weiter vorn wahrscheinlich in Biwak liege. Die Herren waren sehr freundlich zu mir, baten mich, bei ihnen Platz zu nehmen und bewirteten mich mit Wein, auch meine Leute draußen wurden mit dem gleichen Getränk bedacht. Ich blieb ungefähr eine Viertelstunde in ihrem

Quartier und erfuhr einiges über den Stand der Dinge. Unsere Armee hatte die Front gegen Metz und stand mit den Spitzen des 3. Korps bei den Dörfern Silly, Ancy les Solgne, Luppy; die Offiziere wußten bestimmt, daß letztgenannter Ort der Alarmplatz der 5. Division sei. Man hielt es für möglich, daß Bazaine, der als ein unternehmender Soldat bekannt war, dem es auf die Wiederbelebung des stark gesunkenen Mutes seiner Soldaten sicher ankam, gestützt auf Metz, einen Vorstoß wagen könnte, deshalb seien die 2. und die 1. Armee in breiter Linie gegen das diesseitige Moselufer vorgerückt. Es wurde mir schließlich noch gesagt, daß etwa eine Meile vorwärts in einem Dorfe, dessen Name mir entfallen ist, das Korpskommando des 3. Armeekorps läge, dort könnte ich über die Stellung meines Regiments leicht nähere Erkundigung einziehn. Ich dankte den freundlichen Offizieren für ihre bereitwillige Auskunft, setzte meinen Weitermarsch fort und gelangte auch wirklich in das mir genannte Dorf. Hier lag alles in tiefem Schlafe; ich fand vor einem größeren Hause einen Posten, der mir mitteilte, daß hier in der That das Kommando des 3. Armeekorps Quartier hätte; sprechen könne ich indessen niemand, er hätte strenge Weisung, keinen Menschen einzulassen. Eine nähere Auskunft war also auch hier nicht zu erlangen; Mitternacht war bereits vorüber, und meine Leute waren totmüde. Da ich die Unmöglichkeit einsah, sie noch weiter zu bringen, beschloß ich, in einem der letzten Häuser des Dorfes ohne weiteres Quartier zu nehmen; ich war doch wenigstens im Bereiche des 3. Armeekorps, konnte also nicht verloren gehn, und meinen Entschluß glaubte ich vor meinen Vorgesetzten rechtfertigen zu können. Eins der letzten Häuser war eine Scheune, die mir nicht belegt zu sein schien, sie war bis oben an mit Stroh gefüllt. Nichts ahnend, ging ich mit meinen Leuten hinein und wollte mich eben in das weiche Stroh legen, als ich ein Rascheln und Fluchen und Schimpfen vernahm.

„Donnerwetter, was soll denn das heißen?“ klang es in gutem märkischen Dialekt aus dem Stroh heraus. Die Scheune

war dicht mit Soldaten besetzt, die durch uns unangenehm in ihrem Schlaf gestört wurden. Es waren dritte Jäger, also Korpskameraden, und so sehr sie auch anfangs knurrten und schimpften, schließlich ließen sie doch mit sich reden, rückten zusammen und schafften uns Raum. Wir haben uns in der Nacht ganz gut miteinander vertragen und prächtig geschlafen. Am nächsten Morgen früh um 5 Uhr ließ ich Kaffee kochen, dann setzte ich meinen Marsch fort, und das Suchen nach meinem Regiment ging von neuem los. Ich ward vielfach falsch gewiesen und marschierte kreuz und quer. Singend zogen an uns die auf dem Marsch befindlichen Bataillone vorbei und spotteten über meine lahme Garde; ich ließ sie reden und verlor den Mut nicht. Weit in der Ferne glaubte ich ein großes Biwak zu bemerken, es lag ab von der großen Straße, aber es mußte das 3. Korps sein; deshalb verließ ich den gebahnten Weg und ging querfeldein dem in der Ferne aufsteigenden Biwaksrauch entgegen. Nicht lange nachher begegneten mir zwei Unteroffiziere meiner Kompagnie, sie waren schon von Saarbrücken aus auf Kommando geschickt gewesen und kamen jetzt zurück, um ebenfalls ihr Regiment wieder aufzusuchen. Mir war dieses Zusammentreffen nicht unangenehm, zumal ich in den beiden Kameraden ein paar Leute gefunden hatte, die sich gut auf die Suche verstanden. Mit ihrer Hilfe entdeckten wir bald den Fuhrpark des 3. Armeekorps. Bei den Kolonnenwagen meines Regiments, die ohne große Mühe ausfindig gemacht wurden, gestattete ich mir wieder eine kleine Rast, ließ mir für meine halb verhungerten Leute Speck und Brot geben und brach dann zum Biwak des 3. Korps auf, welches in großem räumlichen Umfang sich vor mir ausdehnte. Nun hielt es nicht mehr schwer, mein Regiment aufzufinden, welches ziemlich an der Front des weiten Lagerraumes biwakierte. Mein Hauptmann empfing mich anfangs recht ungnädig, besonders deshalb, weil ich nicht alle Leute mit zur Stelle brachte, er beruhigte sich aber, als ich ihm sowohl die Gründe für mein langes Ausbleiben, als auch die schlechte Fuß-

beschaffenheit meiner Leute auseinandersetzte, und fand endlich, daß ich meinen Auftrag in anbetracht der schwierigen Verhältnisse recht gut ausgeführt hätte.

Auch ich war mit meiner Leistung zufrieden, ich war mir bewußt, mit meinen lahmen und eigentlich völlig marschunfähigen Leuten das Menschenmögliche erreicht zu haben. Der Tag war schwül gewesen, und der Marsch hatte mich tüchtig angestrengt, so war denn auch das erste, daß ich bei meinem Bruder, den ich aufsuchte, einen gehörigen Schlaf that. Nachher ließ ich mir erzählen, wie es ihm seither ergangen sei. Gestern hatte das Regiment in der Nähe von Silly biwakiert, heute in aller Frühe wäre es weiter vorgerückt und stünde jetzt nicht weit von der Mosel, die höchstens eine Stunde entfernt sein könnte.

Noch an demselben Nachmittag erfuhren wir, daß Bazaine im Begriffe stände, seine feste Stellung bei Metz aufzugeben und rückwärtig in der Gegend von Chalons eine Verbindung mit dem Mac Mahonschen Heer zu suchen; ihn aufzuhalten, beschleunige der General Steinmetz, der im direkten Vorgehn auf der Straße von St. Avold-Metz sich befinde, den Marsch, und man hoffe, daß er wenigstens die Nachhut der Franzosen diesseits der Mosel noch antreffen und zum Schlagen zwingen würde. Daß diese Nachrichten nicht unbegründet waren, das sahen wir bald in dem plötzlichen Abrücken aus unserem Biwak. Es hieß, unser Korps hätte den Flankenmarsch der 2. Armee in Richtung auf Pont à Mousson zu decken und zwar mit der Front gegen Metz. Die 6. Division marschierte deshalb bis an die Höhen von Louvigny und stellte sich hinter denselben in Rendezvous-Formation auf. Der Marsch längs eines kleinen Baches war auf dem einzig und allein zur Verfügung stehenden Kolonnenwege ein sehr anstrengender, zumal da der Boden entweder aufgeweicht oder übermäßig steinig war; selbst die Artillerie blieb stecken, so daß häufig acht bis zehn Pferde einzelne Munitionswagen wieder herausziehen mußten. Während wir mit der ganzen Division nördlich des Ortes St. Juve ein Biwak bezogen,

übernahm das 20. Regiment auf den Höhen von Louvigny die Vorposten.

Wir mochten noch nicht lange im Biwak gelegen haben, als ganz deutlich Kanonendonner aus der Richtung von Metz zu uns herüberschallte. General Steinmetz mußte also noch zur rechten Zeit gekommen und mit den Feinden zusammengetroffen sein. So konnten wir jeden Augenblick das Alarmsignal erwarten, jedoch blieb bei uns alles ruhig, ein Beweis, daß das Gefecht, das wir aus der Ferne hörten, einen für uns günstigen Verlauf nahm. Schon am nächsten Morgen lief bei uns die Nachricht ein, daß General Steinmetz die Nachhut der abziehenden Feinde unter den Wällen der Metzer Forts mit größter Energie angegriffen habe; der Marschall Bazaine sei dadurch gezwungen worden, seine wankenden Truppen durch bereits in Abmarsch begriffene Korps zu unterstützen. Dadurch war der Rückzug, der durch die damals stark angeschwollene Mosel und durch das Durcheinanderkommen der Truppen noch erschwert wurde, um reichlich vierundzwanzig Stunden verzögert worden. Wir hörten, daß General Steinmetz bis in die Glacis von Metz vorgedrungen sei und dem Feinde starke Verluste beigebracht habe. So war also wieder ein neuer Sieg erfochten worden, und wenn wir auch wußten, daß derselbe nur der Anfang zu den eigentlich entscheidenden Schlägen sei, bei welchen auch wir aller Wahrscheinlichkeit nach mitzuwirken hatten, so erfüllte uns diese Kunde dennoch mit großem Jubel.

Seit zwei Tagen bereits hatte die 6. Kavalleriedivision auf dem jenseitigen Moselufer umhergeschwärmt und festgestellt, daß die ganze Macht des Feindes in der That nach Westen abziehe und nur noch die Moselbrücken bei Pont à Mousson und Novéant besetzt halte, die Mosel war aber gerade damals so tief, daß an ein Durchwaten derselben nicht zu denken war. Es wurde daher beschlossen, auf Schiffbrücken so schnell als möglich die Mosel zu überschreiten und jedenfalls einem Teil der Franzosen den Rückzug nach Verdun zu verlegen.

So brach denn das Armeekorps am 15. August um 10 Uhr früh aus seinen Biwaks wieder auf. Unsere Stimmung war trotz der uns mit Sicherheit bevorstehenden Kämpfe eine heitere, zum teil überaus belebte. Die Bagage, mit Ausnahme der Packpferde und eines Fleischwagens, des Patronenwagens und des Medizinkarrens, war zurückgeblieben, so passierten wir die Seille bei Cheminot und bezogen gegen Mittag südlich des Bois de Fourope-Bouxières ein Biwak, um hier auf das Schlagen der Brücke bei Champey, bei welchem Ort wir die Mosel überschreiten sollten, zu warten. Unsere Leute kochten ab, plötzlich hörten wir in der Ferne lebhaftes Hurrarufen, das immer mächtiger wurde, und bald darauf erschien unser Armeekommandeur Prinz Friedrich Carl. Wir sahen ihn zum ersten Male in diesem Kriege. Für das 3. Korps hatte er wohl noch besonderes Interesse, war er doch lange Zeit Kommandeur desselben gewesen und hatte es besonders oben in Schleswig zu manchem Sieg geführt. Nur von wenigen Offizieren seines Stabes begleitet, sprengte er daher; er ritt die Front der zusammengetretenen Mannschaft ab; vor den Offizieren des Regiments machte er Halt, reichte unserem Obersten, dem Grafen zu Dohna, die Hand, und sagte laut, so daß wir es alle deutlich vernehmen konnten: „Nun, wenn Ihr heute und morgen noch gut marschiert, dann werdet Ihr sie vielleicht erreichen."

Ja, wir haben sie erreicht, wir haben sie auch festgehalten, aber banger würde uns doch das Herz geschlagen haben, hätten wir heute schon geahnt, in welcher gefahrvollen Lage wir uns morgen um dieselbe Stunde befinden würden.

Der Prinz war fortgeritten, und uns war die Stunde der Entscheidung genaht.

Mit einem Leutnant und einem Fähnrich hatte ich mich in ein nahes Dorf auf Requisition begeben; ich hatte einen Weinkeller mit gutem Wein entdeckt und einem widerspenstigen Bauern zwei allerdings herzlich magere Gänse aus dem Stall gezogen. Man lernt auch dieses Geschäft mit der Zeit, wenn es sein muß. Doch mit

den Gänsen sollte ich in diesem Feldzug kein Glück haben, ich mußte sie auch diesmal im Stich lassen, denn durch das ganze weite Biwak ertönten plötzlich die Alarmtrompeten. Sporn-streichs rannten wir zu unserem Regimentslagerplatze zurück und hörten noch das laute Grinsen des Bauern hinter uns, dem wir seine Gänse wohl oder übel lassen mußten. Es war eine tüchtige Strecke, die wir zurückzulegen hatten, und wir kamen gerade noch zur rechten Zeit, um in die Reihen des bereits an die Ge-wehre getretenen Regiments uns hinein zu begeben. Es war 6 Uhr abends, noch in dieser Nacht sollten wir die Mosel über-schreiten, und vertrauensvollen Herzens marschierten wir in den Abend hinein — der blutigen Entscheidung entgegen.

IX.

Die Schlacht bei Vionville-Mars la Tour.

Die Schiffbrücke bei Champey war fertig geworden, ohne daß die Arbeit der Pioniere von den Franzosen gestört worden wäre. Wir zogen über die steilen Höhen, welche das rechte Mosel-ufer umrahmen, langsam dahin, und es dauerte nicht allzulange, so kündete das Stocken in der ungeheuren Kolonne an, daß unsere Spitze an der Mosel angekommen war. Bald ging es nicht einen Schritt mehr vorwärts, wir mußten Halt machen und das Gewehr bei Fuß nehmen. Es war ein bedeutungsvoller Augenblick nicht nur für jeden einzelnen von uns, sondern auch für das ganze Kriegsdrama, dessen fernere Entwicklung von dem Erfolge dieses Flußüberganges abhing; galt es doch, die Ver-einigung Bazaines mit Mac Mahon in jedem Fall zu verhindern, also des ersteren Abzug von der Moselfeste zu durchkreuzen und ihn im Rücken von Metz zu einer Schlacht zu zwingen; sollte dies indessen nicht mehr möglich sein, ihm wenigstens seine Kolonnen abzuschneiden. Wir erfuhren, daß das 3. und 10. Korps dazu bestimmt sei, diese ehrenvolle Aufgabe zu lösen. So sahen wir denn voraus, daß der nächste Tag für uns ein Tag blutiger

Ereignisse werden würde. Wohl hatten wir auch für uns eine solche Stunde herbeigesehnt, unsere Waffenbrüder beneidet, die schon so herrliche Lorbeeren über das übermütige französische Heer davongetragen hatten, und wir waren auch jetzt würdiger Begeisterung voll und entschlossen, an die hohe Aufgabe, die uns zuerteilt, die ganze Manneskraft zu setzen, aber der Mensch bleibt Mensch! — Wohl tönte in uns die Treue bis zum Tode als ein erhebender Mahnruf zum bevorstehenden Kampf, aber gerade diese Stimme trieb uns dazu, den Kreislauf unseres Lebens noch einmal zu überblicken, unsere Rechnung mit dieser Welt abzuschließen, noch einmal an die Heimat und an die Lieben, die wir dort zurückgelassen, zu denken, und dann uns auf alles gefaßt zu machen, was da kommen würde. Wohl stemmte sich die Lebenslust unserer Jugendkraft gegen unsere Todesentschlossenheit, wohl traten noch einmal die Reize dieses Lebens mit verführerischem Zauber vor uns hin, aber mächtiger sprachen das Pflichtgefühl und die Begeisterung in uns, beredter die Entrüstung über die uns von Frankreich angethane Schmach und das felsenfeste Gelübde, nicht das Geschenk des Lebens einkaufen zu wollen mit einer Entweihung unserer Ehre. Und wenn auch kein Gesang, wie sonst wohl, aus unserer Mitte ertönte, wenn auch Ernst und Schweigen in den fest geschlossenen Truppengliedern herrschte, wir waren darum doch nicht weniger mutvoll, nicht minder unverzagt und sahen mit vollem Vertrauen auf unsere Waffen und auf unsere Führer den kommenden Ereignissen entgegen.

Eine Stunde mochten wir wohl auf einem Flecke gestanden haben, da bewegte sich die lange Kolonne der 6. Division langsam vorwärts, doch nur, um schon nach etwa hundert Schritten wieder Halt zu machen. Inzwischen war es Nacht geworden, nur die Sterne blinkten oben in heller Pracht. Noch öfter wiederholte sich das langsame Vorrücken von hundert zu hundert Schritt; drei Stunden mochten wohl darüber vergangen sein, da plötzlich leuchtete die Mosel vor uns auf. Der Fluß war von den Regengüssen der vorhergehenden Tage immer

noch angeschwollen und stark bewegt; mit heftigem Geräusch schlugen seine Wellen an die leichte Brücke, die in aller Eile von den Pionieren geschlagen war; es war dies eine sehr beschwerliche Arbeit gewesen; bei der Breite des Stromes hatte der leichte Feldbrückentrain kaum ausgereicht, die über die Pontons gelegten Streckbalken hatten ungewöhnlich angespannt und auch die Plankenbretter schräg gelegt werden müssen; so war die Brücke so schmal geworden, daß nur immer zwei Mann nebeneinander gehend sie passieren konnten. Fast völlige Dunkelheit herrschte um uns her, nur hinter uns loderte in ziemlicher Ferne ein weiter Kranz von Wachtfeuern, welche von Biwaks einzelner Truppen des 8. Korps herrühren sollten; so waren doch wenigstens auch noch andere Truppen in der Nähe und gut, daß dem so war, denn wir sollten sie am nächsten Tage dringend nötig haben. In tiefer Stille überschritten wir die Brücke; es war uns verboten zu singen und zu rauchen, ein Beweis, daß der Feind nicht weit entfernt war. Die Brücke schwankte eigentümlich; einige Pferde unserer berittenen Offiziere, obwohl am Zügel geführt, bäumten sich ängstlich auf, und eins setzte in den Fluß, aus dem es nur mit vieler Mühe wieder herausgeholt werden konnte. Bis an das jenseitige Ufer heran erstreckte sich ein weiter Wiesenfleck; hier sammelte sich bei düsterem Feuerschein, der von dem kleinen Signalfeuer der Pioniere am Ufer herrührte, unser Regiment, das durch den Reihenmarsch über die Brücke sehr lang geworden war. Unser Regimentsadjutant wurde vorausgeschickt, um an der großen Straße über Vaudières-Pagny nach Arnaville in der Nähe des letztgenannten Ortes, wo über Nacht geblieben werden sollte, einen Biwaksplatz ausfindig zu machen. Der Auftrag war nicht ganz ohne Gefahr; ein Ritt bei Nacht, allein im feindlichen Land und in der Nähe des Feindes hat jedesmal seine Bedenken, und die Vorgänge dieses Krieges haben gezeigt, wie viel Brave auf so einsamem Ritt ihr Leben eingebüßt haben. Mit gespanntem Revolver ritt der Offizier ab in die Nacht hinein, etwa eine halbe Stunde später brachen auch wir auf. Der Marsch

führte uns längs der von Nancy nach Metz laufenden Eisenbahn hin. Unterwegs holte uns eine Schwadron Dragoner ein, welche dieselbe Straße zogen wie wir. Dadurch wurde unser Marsch sehr erschwert; da die Chaussee nicht sehr breit war, mußten wir uns ziemlich eng aneinander drücken, dazu hinderte der von den Pferden aufgewirbelte Staub das freie Atmen. Ich war entsetzlich müde und schleppte mich nur noch so weiter, indessen eine stärkende Nachtruhe war mir nicht beschieden. Lange nach Mitternacht trafen wir bei Arnaville ein; das Dorf war von einem Detachement des 10. Korps unter dem Kommando des Obersten von Lynker besetzt, dort konnten wir also in keinem Falle Unterkunft finden. Unser Regimentsadjutant, der uns hier erwartete, meldete, daß ein passender Biwaksplatz in der ganzen Gegend nicht anzutreffen sei, da das Terrain westlich der Chaussee durch steile Weinberge, östlich durch die Eisenbahn und nasse Wiesen eingeengt wäre; so mußten wir denn wohl oder übel auf der Chaussee und dem Eisenbahndamm in Sektionskolonnen kampieren. Die Nacht war kalt, unsere Lebensmittel waren ausgegangen und konnten durch neue nicht ersetzt werden, da unsere Kolonnen einen anderen Weg eingeschlagen hatten, um auf der großen Brücke bei Pont à Mousson ihren Uebergang über die Mosel zu bewerkstelligen. Ein bischen Kaffee war alles, was wir bei uns hatten. Ein mir befreundeter Fähnrich meiner Kompagnie ließ durch seinen Burschen für mich Kaffee mitkochen; wir beide legten uns an das auf dem Eisenbahndamm angezündete Feuer, den Kopf auf die Schienen gestützt, deckten uns mit unseren Mänteln zu und besprachen unsere Lage. Es war nur eine Rast, die wir hielten, kein Biwak, in dem wir lagen. Die Gewehre waren auf der Chaussee zusammengesetzt; die Leute lagen auf den Haufen kleingeschlagener Chausseesteine umher oder hatten sich wie wir auf dem Eisenbahndamm ausgestreckt; viele kochten Kaffee, um ihren Leib zu erwärmen, die Offiziere gingen, die Aussichten des morgenden Tages besprechend, die Chaussee auf und nieder. Für viele war es der letzte Tag, aber wer von uns

wird es sein, der die morgende Sonne nicht wieder niedersinken sieht? Ich war nach kurzen, träumerischen Gedanken fest eingeschlafen; als mich der befreundete Fähnrich weckte und mir sagte, daß der Kaffee fertig sei, graute der Tag, jener 16. August, der allen wohl, die ihn an dieser Stelle miterlebt, für ihr ganzes Leben im Gedächtnis bleiben wird. Ich erhob mich schnell, rollte meinen Mantel zusammen und trank eine gehörige Portion des feldzugsmäßigen Getränks; dann begab ich mich auf die Chaussee und versuchte meine starr gewordenen Glieder durch Auf- und Niedergehn wieder zu beleben. Hier traf ich auf meinen Bruder, der mit mir bei derselben Kompagnie stand. Er war eben von einer Heurequisition zurückgekommen, die nur geringen Erfolg gehabt, sah etwas übernächtig aus und fror. Kaffee hatten gute Kameraden indessen für ihn bereitet; eine Pfeife wurde angezündet, und so wandelten wir beide die Straße auf und ab, für den Fall des Todes die letzten Wünsche, den letzten Willen miteinander austauschend. Etwa um $5^1/_2$ Uhr morgens brachen wir aus unserer Rendezvous-Stellung auf; unterwegs hörten wir, daß die 5. Infanteriedivision mit ihrer Avantgarde ebenfalls die Mosel überschreitend über die Kettenbrücke von Novéant gegangen sei. In Arnaville war es bereits lebendig geworden, als wir die Dorfstraße passierten. Die Leute des Detachements Lynker riefen uns einen fröhlichen guten Morgen zu; wir erwiderten ihren Gruß warm und munter, waren überhaupt ganz guter Dinge. In den Thüren standen französische Bauern mit ihren Frauen und Töchtern, meist stupide Gesichter, die uns mit verwunderten Augen anstarrten. Ein noch ganz junger Bauernbursche nahm eine herausfordernde Miene an; aus dem dunklen Auge eines halbwüchsigen Bauernmädchens, des einzigen interessanten Gesichts, das mir hier begegnete, blickte höhnisches Selbstbewußtsein; ich merkte mir diesen Blick wohl, er war bezeichnend für die in dieser Gegend herrschende Stimmung. Bald hatten wir Bayonville passiert und Onville erreicht und befanden uns nun auf der steilen Bergstraße, die

von Südosten her auf Mars la Tour führt. Dieses letztere, ein nicht unbedeutendes Dorf, an der direkten Straße Metz-Verdun gelegen, war, wie wir hörten, das vorläufige Ziel unseres Marsches. Ich hatte noch keine Schlacht mitgemacht und fing schon an, an eine solche für den heutigen Tag nicht mehr so recht zu glauben, denn nirgends vermochte ich größere Truppenbewegungen zu bemerken, auch war in weiter Runde kein Schuß zu hören; es war nach der kühlen Nacht ein schon glühend heißer Morgen, der einen noch glühenderen Tag versprach. Der Weg stieg steil an, so daß das Marschieren ungemein beschwerlich wurde. Etwa um 8 Uhr erreichten wir das Bois de Harl; hier wurde Rendezvous gemacht. Ein mitleidiger Offizier gab mir einen Bissen trockenen Brotes, dazu trank ich kalten Kaffee aus meiner Feldflasche, das war meine Nahrung für den ganzen Tag. Nicht besser erging es meinem Bruder, der mit mir auf einem kleinen Rasenfleck am Rande des Wäldchens sich gelagert hatte. Von der nahen Gefahr hatten wir jetzt kaum noch eine Ahnung; da plötzlich ertönten von Nordwesten her vereinzelte Gewehrschüsse, die bald heftiger und immer heftiger wurden; alles horchte gespannt auf.

„Kinder," sagte unser Hauptmann zu uns, „laßt mich heute nicht in Stich; nehmt Euch zusammen, denn heute giebts etwas ab." Es folgte das Kommando an die Gewehre, lautlos wurden sie in die Hand genommen, und der Oberst Graf zu Dohna befahl: „Regiment soll chargieren, mit Patronen geladen!" Auf rasselten die Kammern unserer Gewehre und die Kugel flog in den Lauf.

„Wie ist Euch denn nun, da Ihr die blauen Bohnen im Laufe habt?" fragte unser Hauptmann.

„Ganz gut, Herr Hauptmann!" antwortete die Kompagnie.

„Nun, dann brennt den Franzosen nur tüchtig eins auf den Pelz!" meinte er und bestieg sein Pferd.

Wir rückten ab, das Gewehrfeuer war wieder verstummt. Der Weg führte durch freundliches Gehölz in einen Wiesengrund hinab, der von der Mad durchflossen wird. Hier trafen wir die

Musik vom 64. Regiment, die hier zurückgeblieben war, das Regiment sahen wir vor uns an die vorwärtsgelegene Höhe von Bouxières rücken; ich wußte nicht, wo es hergekommen war, jedenfalls hatte es in unserer unmittelbaren Nähe sein Nacht-Rendezvous gehalten. Auch unsere Musik schwenkte nun ab und ließ uns vorbeimarschieren der Höhe zu.

Auf derselben hielt unser Divisionskommandeur von Buddenbrock mit seinem Stabe; mit seinem Fernrohre schaute er in die Runde, die Offiziere um ihn her lauschten mit Aufmerksamkeit auf seine Bemerkungen, sie gestikulierten heftig und nickten zuweilen zustimmend mit dem Kopfe. Indessen war unsere Brigade bis dicht an den Rand der Höhe gelangt; sie stellte sich, das 64. Regiment an der Spitze, in Rendezvous-Stellung auf, dann wurden die Gewehre zusammengesetzt, nachdem uns auf das strengste untersagt war, uns auf das Plateau der Höhe zu begeben. Ich hatte meinen Platz an der Fahne meines Bataillons gefunden, damals noch nicht ahnend, wie verantwortlich dieser Posten war. Wir sollten hier das Gros der Division erwarten, welches eben hinten am Rande des Gehölzes mit seinen Spitzen sichtbar wurde. So versprach das Ganze eine regelrechte Schlacht zu werden, doch war dieselbe noch nicht beschlossen. Ich stand nicht allzufern von dem Stabe unserer Division und hörte ganz deutlich, was die Herren miteinander sprachen.

„Sie können sich darauf verlassen, Excellenz," sagte ein Generalstabsoffizier, „die weißen Punkte dort drüben sind französische Zeltlager; nach der Karte ist es die Gegend von Vionville, und das weiter ostwärts gelegene Dorf ist Rezonville. Der Feind scheint dort, aus der Ausdehnung der Zeltlager zu schließen, in bedeutender Stärke zu stehn."

„Es wird die Nachhut der auf Verdun abziehenden französischen Armee sein," sagte der Divisionskommandeur, „wir müssen eilen, daß wir sie noch treffen."

Inzwischen war das Bild um uns herum immer kriegerischer geworden; die 6. und 5. Kavalleriedivision hatten östlich von

uns ebenfalls das Plateau erreicht, unser Gros war aus dem Walde debouchiert; inzwischen war auch der Korpskommandeur von Alvensleben mit seinem Stabe auf dem Plateau angekommen; er überzeugte sich davon, daß die von der Division gemachten Beobachtungen richtig seien; eine Ordonnanz von der Kavalleriedivision meldete, daß auch von dort aus in der Gegend von Vionville und Rezonville bedeutende feindliche Truppenmassen entdeckt seien durch Rekognoszierungen, die vom 2. Gardedragoner-Regiment und anderen Abteilungen der 5. Kavalleriedivision unternommen waren.

Eine Entscheidung mußte getroffen werden, das fühlte jeder, und General von Alvensleben besann sich auch nicht einen Augenblick. Immer noch in dem Glauben, daß wir es nur mit der Nachhut der feindlichen Armee zu thun hätten, beschloß er, sofort den Feind mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Wohl war dieser Entschluß ein kühnes Wagnis, aber durch die Notwendigkeit geboten. Es setzte die Bravour und die Todesentschlossenheit jedes einzelnen voraus, denn der die Schlacht gebietende Führer hatte im Augenblick nur über höchstens 30000 Mann zu verfügen. Aber frische Truppen waren im Anmarsch, und auch vom rechten Moselufer konnte allmählich Unterstützung herbeigezogen werden. Also frisch ans Werk! In keinem Falle durfte der völlige Abmarsch des Feindes auf Verdun gelingen, wäre doch sonst eine Vereinigung desselben mit der Mac Mahon'schen Armee nicht mehr zu verhindern gewesen. So wurde denn der Befehl zum umfassenden Angriff gegeben. Als sich das Gros unserer Division aus dem Bois de Harl vollständig entwickelt hatte, gingen wir etwa um $9^1/_4$ Uhr in Rendezvous-Stellung längs der Chaussee Bouxières-Mars la Tour vor. Bald ertönte das Kommando unseres Regimentskommandeurs: „Die Fahnen entfalten". Herunter flog der Ueberzug, und vor uns flatterten die alten Ehrenzeichen unseres Regiments, erworben in jenen hehren Tagen der Befreiungskämpfe und seitdem mit Ehren bei manchem harten Strauß geführt; von den Düppeler Schanzen hatten sie nach blutigem Sieges-

sturm hinabgeweht, durch Böhmens blutgetränkte Gefilde waren sie dem Regiment vorangetragen worden, und heute sollten sie, wenn Gott es also wollte, sich einen frischen Lorbeerkranz gewinnen zu den alten. Nur einige unscheinbare Fetzen ließen noch das alte Fahnentuch ahnen, aber von der Spitze herab flatterten die Fahnenbänder, die ihres Regimentes Ruhm und Ehre verkündeten. Wir fühlten uns wunderbar erhoben, als wir diese Wahrzeichen vor uns herwehen sahen; „o, möchte ein neues Ruhmesblatt sie zieren, wenn heute Abend die Sonne hinter die Berge sinkt", so dachten wir alle in jenem Augenblick, da wir ruhig und gefaßt dem Feind entgegenschritten.

In weiter Runde waren die preußischen Regimenter von Süden her im ernsten Vormarsch gegen den kriegsgeübten Gegner begriffen, der die von Rezonville nach Verdun führende Straße von dem erstgenannten Orte bis über Vionville und die südlich vorgelagerten Waldungen, das Bois de St. Arnould und das Bois de Vionville, sowie die Ferme Flavigny mit dichten Massen besetzt hatte. Bis jetzt verhielt der Feind sich noch ruhig, es war die Stille vor dem Sturm. Es war etwa 10 Uhr, als wir in der Höhe ost-süd-östlich des Dorfes Tronville angekommen waren. Vor uns in der Ferne im Nordwesten bei Vionville winkten uns die weißen Zelte der Franzosen entgegen, die Feinde schienen unser Vorhaben nicht zu ahnen. Da plötzlich blitzte es auf, mächtiger Donner rollte langsam durch die Luft und noch ein Blitz und noch ein Klang, dem ersten gleich. Und Blitz auf Blitz und Donnerton auf Donnerton folgte und schlug betäubend gegen unser Ohr. Die weißen Zelte der Franzosen verschwanden; aber auch drüben fuhrs auf, ein Zucken und Donnern von der feindlichen Seite her, und nun hallte die ganze Gegend von gewaltigem Getöse wieder, schwarz kräuselte sich der Pulverdampf empor, und sich dehnend zog er über unsere Häupter dahin. Das war der Anfang der Schlacht. Vier reitende Batterien unserer 5. Kavalleriedivision waren südwestlich von Vionville aufgefahren und hatten das Feuer auf die französischen Zeltlager

eröffnet. Es war die französische Dragonerbrigade Murat, die dort, wohl nichts ahnend, im Biwak lag, sie empfing diesen donnervollen Morgengruß mit Entsetzen und stob auseinander. Unsere Divisionsartillerie rasselte heran, eilends fuhr sie neben den reitenden Batterieen auf, verstärkte die großartige Schlachtmusik, die tausendstimmiges Echo rings in Bergen und Wäldern fand, und zum Himmel wälzten sich die Rauchwolken, jene gefährlichen Atemzüge der Verderbenbringer unserer Schlachten. Auch der Feind raffte sich auf und sendete mit immer größerer Heftigkeit seine donnernden Grüße zu unserer Artillerielinie hinüber. Es war dieser Geschützkampf für mich, der ich ähnliches noch nicht gesehn, ein überaus erhabener Anblick; das Zucken der Blitze, das Aufsteigen unzähliger Dampfwolken, das unaufhörliche Getöse um mich her wirkten auf mich wie der Zauberbann einer ungewöhnlichen Naturerscheinung, der gegenüber der Mensch machtlos und zugleich bewundernd steht.

Noch waren wir, wenn auch in immerwährendem Vorwärtsrücken begriffen, außer dem Bereich der feindlichen Granaten; hoch in den Lüften sahen wir die feindlichen Geschosse platzen, sie bildeten luftige Pulverringe in der Höhe, die sich langsam ausdehnten und schließlich im Aether verschwammen. Unsere Leute, als wenn sie von der Gefahr nichts ahnten, hatten ihre Freude daran, sie folgten ihnen mit den Augen und begrüßten jeden neuen Ring mit fröhlichem Zuruf. Als sich allgemach diese Ringe immer weiter von uns zu entfernen schienen, glaubten wir in unserer Unkenntnis der ganzen Sachlage für uns schon an einen leichten Sieg.

„Wir sind heute einmal wieder umsonst ausgerückt," sagte ein Offizier in meiner Nähe, „die Franzosen reißen schon aus."

Der Arme lag noch an demselben Tage mit zerschmettertem Schädel unter den Rädern feindlicher Geschütze, gegen die er heldenmütig seine braven Truppen herangeführt. Und als sollte er schon jetzt aus seinem Irrtum gerissen werden, plötzlich begann rechts vor uns in den Wäldern von St. Arnould und Vionville ein betäubender Schlachtenlärm, ein unaufhörliches Knattern und

Rollen der Gewehre, das sich mit dem Tosen der Kanonen, dem Schnarren der Mitrailleusen und den Kommandorufen der Offiziere zu einer ebenso gewaltigen, wie erhabenen Schlachtmusik vereinigte. Die Infanteriemassen der 5. Division hatten den Feind erreicht; sie fanden denselben in bedeutender Ueberzahl vor ihrer Front und eingenistet in eine Position, aus der er nur unter Strömen von Blut vertrieben werden konnte. Ein mörderischer Kampf entspann sich hier, in den in kurzer Zeit alle Regimenter der 5. Division hineingerissen wurden. Unter ungeheurem Verlust dringen die Braven in den dichten Waldungen vor, mit dem zähen Feind fast um jeden Baum kämpfend, und gelangen so endlich an den nördlichen Rand der heißumstrittenen Gehölze. Eine kahle Hochebene liegt vor ihnen, hinweg über ihren Rücken flutet der Kampf, unterstützt von der Artillerie, die an der Nordwestecke des Vionviller Gehölzes Aufstellung nimmt und die von nun an gegen des Feindes ungeheure Massen eine unerschütterliche Burg der deutschen Schlachtenstellung bildet. Aller Heldenmut der romanischen Streiter scheitert hier an der Ruhe und der Zähigkeit des im tobenden Ungewitter entschlossen aushaltenden deutschen Mannes.

Als wenn die Valküren durch die Lüfte jagten, so hallte das Rollen der Geschütze zorndrohend und unheilbringend durch den wolkenlosen Aether, des Tages Glut mit ihrer Glut verdoppelnd. Was hilft es, daß der ergrimmte Gegner Batterieen auf Batterieen auffahren läßt, deren tausendfache Geschosse den Boden zerpflügen, was hilft es, daß die französische Infanterie ihre unerschöpflichen Massen von Blei über sie ausschüttet, daß die feindlichen Schützenschwärme, ermuntert durch das en avant ihrer berittenen Offiziere, immer von neuem herandrängen? Die preußische Artillerielinie wankt nicht und schmettert mit unerschütterlichem Gleichmut und unheimlicher Präzision in den vor ihren Granatstücken- und Splittern auseinanderwirbelnden Feind.

Die deutsche Artillerie in der Schlacht bei Vionville, welch ein großartig erhebendes Bild! Dieser unbezwingbare Wall,

der es den dünnen Linien der deutschen Infanterie allerdings unter fast beispiellosen Verlusten ermöglicht, das blutig erstrittene Terrain gegen ganze feindliche Divisionen dauernd zu behaupten. Freilich, weiteren Boden zu gewinnen, ist der gelichteten Infanterie unmöglich, denn jeder Versuch, über das schutzlose Plateau weiter vorzudringen, wird durch einen wahren Feuerwirbel, unter dem die Andringenden zu Hunderten zusammenbrechen, vom Feinde zurückgewiesen, aber dennoch hatte sich die 5. Division ihren Ehrenplatz erstritten, um ihn nicht wieder zu verlieren; freilich war die weite Hochebene zum Leichenfelde geworden.

Inzwischen war die 6. Division an der südlichen Peripherie des Schlachtfeldes noch in Rendezvous-Formation entlang marschiert, die Front nach Nordwesten, zu ihrer rechten Seite das chaotische Getöse der nun ganz entfesselten Schlacht, aber selbst noch außerhalb des Bannkreises des feindlichen Feuers. Als wir den linken Flügel der fechtenden 5. Division erreicht hatten, sahen wir plötzlich, wie unser Gros, die 11. Infanteriebrigade, nach Norden abbog und direkt auf Flavigny los zum Angriff vorging, auf diese Weise den linken Flügel der 5. Division nach Frankreich zu verlängernd. Nördlich des Dorfes Tronville schwenkte nun auch unsere Brigade rechts ein. Vor uns lag ein mit Hecken reich durchsetztes Feld; mit dem Faschinenmesser wurden die Hindernisse hinweggeräumt, und fort gings, Vionville zu unserer Rechten, Mars la Tour zu unserer Linken, über die nach Verdun führende Chaussee. So verlegten wir dem Feinde die südliche Straße nach Chalons; nicht lange konnte es mehr dauern, so mußte auch der Infanteriekampf der 6. Division mit aller Heftigkeit entbrennen. Inzwischen hatte auch unsere Kavalleriedivision, die 6., unter dem Befehl des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg das Plateau erreicht, um gegebenen Falls in den Kampf einzugreifen. So war der Angriff, den das 3. Korps gegen die französische Armee richtete, ein überaus energischer. Freilich waren, wie auch wir schon damals wissen konnten und sehr bald fühlen sollten, die Kräfte der beiden kämpfenden Heere sehr ungleich.

Ist die Offensive ohnehin schon schwieriger als die Defensive, so wurde durch die Schwierigkeit einerseits, welche das Terrain bot, andererseits durch die überaus große Minderzahl, mit der wir anzugreifen genötigt waren, die Aussicht auf Erfolg noch vollends in Frage gestellt; ja, es lag die Gefahr nicht ferne, daß wir von dem übermächtigen Feinde bis zur völligen Vernichtung aufgerieben werden konnten. Friedrich der Große hatte in seiner glänzendsten Schlacht bei Leuthen nicht mit ungleicheren Faktoren zu rechnen, als der Befehlshaber des 3. Korps bei Vionville, der da geglaubt hatte, auf die Nachhut des Feindes zu stoßen, statt dessen aber die gesamte Armee des Marschalls Bazaine vor seiner Front in fester Position fand.

Ehe ich den Leser nun bitte, mit mir im Geiste dem Angriffssturm der 6. Division und insbesondere des 24. Regiments zu folgen, möge er mir gestatten, ihm eine kurze Beschreibung des Schlachtfeldes zu geben. An der von Metz nach Verdun führenden Chaussee liegen, wie ich schon gesagt, von Osten nach Westen gezählt, die drei Dörfer Rezonville, Vionville, Mars la Tour; südlich dieser Straße zwischen Rezonville und Vionville das Dörfchen Flavigny, und fast in gleicher Höhe mit diesem zwischen Vionville und Mars la Tour das Dorf Tronville, südlich von Tronville die Ferme du Saulcy. Die Straße selbst zieht sich über ein weites, nach Norden sanft ansteigendes Plateau hinweg, dessen Südrand zwischen Vionville und Rezonville von dem Bois de St. Arnould und dem Bois de Vionville begrenzt wird. Den Nordrand des ganzen Plateaus bildet die sogenannte alte Römerstraße, jetzt nur noch ein einfacher Feldweg, früher gewiß eine große Heerstraße von Bedeutung. Nördlich dieses Weges breitet sich ein ziemlich ausgedehnter Wald aus, hinter welchem in nordwestlicher Richtung das Dorf St. Marcel liegt. Der Wald ist von der Römerstraße durch einen etwa 40 Schritt breiten Wiesenstreifen getrennt; da aber der Rand der Straße zu demselben dammartig abfällt, so gewährt er dahinter stehenden Truppen vollkommene Deckung. Das von Vionville bis zu dem

Walde hinter der Römerstraße in leisen Wellen ansteigende Plateau bietet anrückenden Truppen so gut wie gar keinen Schutz, da es gänzlich ohne Baumbestand ist. Im Westen ist dieses Plateau abgeschlossen durch einen kleinen Wald, der sich von der Verdunerstraße und zwar genau zwischen Vionville und Mars la Tour direkt nach Norden bis zur alten Römerstraße zieht, den Tronviller Busch, dessen östliche Lisière an eine Thalsenkung grenzt, die sich an den westlichen Rand des Hauptplateaus lehnt und etwa eine Breite von einem Kilometer hat. Die Franzosen hatten nun mit dem 8. Korps Frossard die Dörfer Vionville und Flavigny und die Stellung südlich der Chaussee Vionville mit der Front nach Süden besetzt, das 6. Korps Canrobert stand in Rezonville und nahm eine in nordwestlicher Richtung laufende Linie von letztgenanntem Dorf bis nach St. Marcel ein, vor sich zur Bestreichung der Hochfläche von Vionville eine bedeutende Artillerie mit der Front nach Südwesten. Als Reserve hatte der Feind unmittelbar zur Verfügung die französischen Garden bei Gravelotte und das 3. Korps Le Boeuf zwischen St. Marcel und Verneville, während sich das Ladmirauld'sche Korps bereits im Anmarsche von Verdun her befand. Die Position, die der Feind inne hatte, war eine vorzügliche, denn die besetzten Dörfer waren, wie dies in Frankreich meist der Fall, festungsähnlich. In günstigem Terrain gelegen und vor sich ein unbedecktes, sanft ansteigendes Feld, boten sie durch ihre starken Steinmauern, welche die Gehöfte, Gärten und Weideplätze umgaben, ganz vorzügliche Verteidigungspunkte dar. Zudem konnten sich, wenn wirklich die Dörfer genommen wurden, die Franzosen auf die wallähnliche alte Römerstraße stützen, von welcher aus das ganze freie, nördlich von Vionville gelegene Plateau unter dem vernichtendsten Feuer gehalten werden konnte; einen neuen Stützpunkt bot dann der hinter der Römerstraße gelegene Wald. Nur von Nordwesten her war es möglich, gedeckt durch die Tronviller Büsche, näher an den Feind heranzukommen, aber diese Büsche waren, wie die meisten französischen Wälder, von größeren Truppenmassen

nur mit größter Schwierigkeit zu durchschreiten. Denn die Buchen, Erlen und Eichen, aus denen diese Wälder meist bestehn, sind nicht hochstämmig, wie bei uns, sondern krüppelhaft niedrig und von unten auf mit wild sich verschlingendem Geäste versehn; dazwischen wuchert urwaldartig mannigfaches dorniges Gestrüpp.

Das war das Terrain, in dem das 3. preußische Armeekorps mit vier französischen Korps in wildem Kampfe sich zu messen hatte.

Die 5. Division hatten wir schon nach blutigem Vordringen durch die Wälder von St. Arnould und Vionville sich auf dem kahlen Plateau an den von feindlichen Kugeln überschütteten Stellen festsetzen sehen, von denen aus jedes weitere Vorbrechen ganz unmöglich war; auch die preußische Artillerie hatte sich ihre Positionen erobert, von denen aus sie Tod und Verderben in die feindlichen Reihen schmetterte, und schon war auch die 11. Infanteriebrigade abgebogen, um Flavigny zu nehmen und sich neben der 5. Division ihren Platz zu erkämpfen. Und nicht lange, so ertönte aus der Gegend von Flavigny her heftiges Gewehrfeuer, welches mit jeder Minute an Ausdehnung und Energie zu wachsen schien; also auch die 11. Brigade war bereits in das Gefecht getreten, jetzt war auch für uns der Augenblick gekommen, in die Aktion mit einzugreifen.

Es mochte etwa $11^1/_2$ Uhr sein, als wir uns noch im Brigadeverbande dem nördlich der großen Chaussee gelegenen Tronviller Busch näherten. Das 64. Regiment erhielt den Befehl, direkt gegen Vionville vorzubrechen und dieses Dorf im Sturm zu nehmen, das Regiment schwenkte ab und ging nunmehr seinen eigenen Weg. Uns wurde der Auftrag erteilt, die vor uns gelegenen Waldparzellen zu besetzen und zur Sicherung unserer linken Flanke eine Kompagnie zu detachieren mit dem ausdrücklichen Befehl, die Tronviller Büsche abzusuchen, etwa bis an die alte Römerstraße vorzudringen und von dort aus festzustellen, ob stärkere feindliche Kräfte bei St. Marcel anwesend seien. Demgemäß nahm die 8. Kompagnie, welche zu

dieser Aufgabe ausersehn war, ihren Schützenzug vor und schlug die Richtung gegen die nordöstliche Spitze des Waldes ein. Das Regiment war indessen in der Lichtung angekommen, welche den größeren Wald südlich der Römerstraße von der Waldparzelle nördlich der großen Chaussee trennt. Auf dem Plateau nördlich von Vionville bemerkten wir deutlich feindliche Batterieen. Noch war uns die Lage, in welcher wir uns im Augenblick befanden, nicht recht zum Bewußtsein gekommen, da blitzte es von drüben her auf; — ein Knall, mit scharfem Zischen kam es herangebraust, instinktmäßig bückten wir uns, hinter uns schlug es ein, ein heller, durchdringender Klang, und mit schauerlichem Gepraſſel fuhren die auseinander gesprengten Eisenstücke durch die knackenden Aeste. Das war der erste Gruß, den der Feind uns sendete, und die weiteren folgten sofort, denn Blitz auf Blitz zuckte drüben auf; ein Zischen und Brausen scharf und grausig um mich herum, und Granate auf Granate schlug in unsere noch in Kolonnen nach der Mitte aufgestellten Bataillone. Unsere Leute stürzten zusammen, mancher lautlos, viele mit furchtbarem Aufschrei. Betäubend war das Getöse, die Donnerschläge jagten sich förmlich, das unaufhörliche Rasseln des Gewehrfeuers vervollständigte die großartige Schlachtmusik. Unter dem Zucken und Zischen der Granaten, die mitten in unseren Bataillonen, eine in meiner unmittelbaren Nähe krepierten, ertönten die Kommandorufe unserer Offiziere:

„Das 2. Bataillon geht links durch den Wald und folgt der 8. Kompagnie; das 1. Bataillon sucht im Walde vor den feindlichen Granaten Schutz, das Füsilierbataillon geht gegen die nordöstlich von Vionville feuernde Batterie zum Angriff vor!“

Ernst und kalt klangen diese mit Entschlossenheit gegebenen Befehle an mein Ohr, sonst hörte man in der ganzen Kolonne keinen Laut; aber fest angeschlossen, Glied an Glied ging es vorwärts. Einen Augenblick schaute ich unserem Füsilierbataillon nach, dann blickte ich hinter mich; auf dem grünen Grunde bemerkte ich in Gruppen schwarze Punkte, unsere ersten Opfer, die

ersten Toten unseres Regiments. Traurig war der Anblick, die ersten Gefallenen bewegen das Herz, das sich allmählich an das Grausen gewöhnt, jedesmal am tiefsten, sie lassen den nachhaltigsten Eindruck zurück. Hinein ging es nun in den durch dichtes Gestrüpp verschlungenen Wald. Schrill fuhren die Granaten durch das ächzende Gezweige, sie sausten über unsere Köpfe hinweg, ohne zu treffen. Stumm standen wir da, das Gewehr bei Fuß; die Offiziere ordneten ihre Züge, soweit es möglich war.

„Sechs Tote und Verwundete in meinem Zuge!“ sagte ein Leutnant der 2. Kompagnie, der dicht an der Fahne neben mir stand. Immerhin schon eine bedeutende Zahl, und noch hatten wir keine Infanterie, kein Chassepot gegen uns gehabt. In unaufhörlichen Klangwellen drang das Kleingewehrfeuer zu uns herüber, denn der Infanterie-Angriff auf sämtliche von den Franzosen besetzte Dörfer und Waldparzellen hatte begonnen. Hinter den Angreifenden, in weitem Bogen aufgestellt, donnerte unsere Artillerie Schuß auf Schuß in die feindliche Position, und der Feind antwortete mit nicht geringer Energie. Der Wald, in welchem wir uns befanden, wurde von Granaten durchrissen, mächtige Sprengstücke flogen uns um die Ohren, zersplitterte Baumäste fielen mit lautem Geräusch auf uns nieder. Dann schien der Feind unsere Spur verloren zu haben oder durch einen anderen Gegenstand von uns abgelenkt zu sein, der Wald wurde nicht mehr beschossen, es trat für uns ein Augenblick der Erholung ein. Und doch war auch diese Lage höchst peinlich; wir vernahmen den wilden Lärm der Schlacht rings um uns herum, aber wir wußten nicht, wie dieselbe stand. War schon ein Vorteil errungen? Hatten wir überhaupt Aussicht auf Sieg? Dazu kam das Gefühl, daß die Pause in dem unheimlichen Walde nur die Ruhe vor dem Sturme war, denn unser Füsilierbataillon, im Anmarsch gegen die feindliche Batterie, konnte jeden Augenblick sein heißes Ringen beginnen, und wir standen dazu da, ihm die notwendige Unterstützung zu gewähren.

Ich ging einige Schritte rückwärts zur 3. Kompagnie, um zu sehn, was aus meinem Bruder geworden war. Ich fand ihn

unversehrt; er steckte eben seine Marschpfeife in die Brust; als er mich sah, reichte er mir die Hand.

„Gott sei Dank, daß Dich kein Granatsplitter getroffen," sagte er, „aber wer weiß, was uns der Abend bringt! — Die Schlacht ist wild, und wir stehn erst im Anfang derselben!"

„Nur erst aus diesem Walde heraus und dann vorwärts!" erwiderte ich.

Mein Bruder war noch im Besitz von zwei Cigarren. „Es sind die letzten," sagte er, „ich will sie brüderlich mit Dir teilen, denn wer kann sagen, ob wir den heutigen Abend noch erleben."

So zündeten wir uns die Cigarren an, mitten im Toben des Gefechtes uns noch dieses materiellen Genusses erfreuend, dann schüttelten wir uns die Hände, ohne ein Wort zu sagen; still wandte ich mich um und kehrte zu meiner Fahne zurück. Ich sollte meinen Bruder auf lange Zeit zum letzten Male gesehn haben, glücklicherweise nicht für immer.

Und plötzlich von neuem flackerte die Wut der Schlacht empor. Wiederum fegten die Granaten durch den Wald mit unheimlichem Getöse, und vor uns in ziemlicher Nähe knatterte das Kleingewehrfeuer mit ungeheurer Heftigkeit, einzelne verlorene Kugeln zischten mit singendem Tone, nicht unähnlich dem Surren einer Wespe, durch die Bäume. Es war das Erwachen des Löwen, den unser Füsilierbataillon geweckt. Heftiger und immer heftiger entspann sich das Gefecht östlich des Waldes, in welchem wir standen; wir horchten gespannt, ob wir nicht ein Hurra vernehmen könnten, das uns die Ankunft unserer Braven bei der feindlichen Batterie meldete, doch wir vernahmen nichts. Da plötzlich kam auch unserem Bataillon der Befehl, aus dem Walde vorzubrechen und sich in der Schlucht, welche sich längs des Waldes in der Richtung Vionville-St. Marcel hinzieht, zu postieren. Es war ein aufregender Augenblick, als wir in breiter Front uns aus dem Walde zu entwickeln begannen. Kaum zeigten wir uns am Saume, als wir mit einem Hagel von Geschossen, wie ich ihn ähnlich kaum jemals wieder im Kriege kennen gelernt, überschüttet wurden.

Es raſſelte, ziſchte, pfiff und ſurrte um mich herum, bei den Ohren vorbei, dicht hin über meinen Kopf; vor mir, neben mir, hinter mir ſchlugs unaufhörlich in den Boden, Kugel auf Kugel, als regneten ſie vom Himmel hernieder. Starr, faſt betäubt von all dem Lärm, ſah und unterſchied ich anfangs nichts. Nun brauſte auch Granate auf Granate heran, fuhr durchs Bataillon und platzte mit ſchrillem Klang; der Boden dröhnte von dem Donner der Geſchütze, der in Wald und Flur in rollendem Echo wiederhallte, dazwiſchen das widerwärtige Schnarren der Mitrailleuſen, der wilde Aufſchrei der Getroffenen. Es war ein grauſiger Anblick und doch erhaben ſchön. Glühend brannte die Sonne vom Himmel hernieder durch den dichten Pulverdampf hindurch, als wollte ſie uns verſengen. Unſere berittenen Offiziere ſtiegen vom Pferde und führten es am Zügel; dicht vor mir ging unſer Major, plötzlich bäumte ſich ſein Pferd mächtig auf, riß ſich los von ſeiner führenden Hand, lief wie raſend einige Schritte querfeldein und brach dann zuſammen.

„Kinder, marſch, marſch, in die Schlucht hinein, und dann werft Euch auf die Erde!“ rief unſer Major von Lüderitz; das ganze Bataillon ſtürmte vorwärts in die Schlucht hinab bis an die nächſte Terrainwelle und warf ſich dann nieder. Alles ging wie der Blitz. Hier lagen wir nun einige Zeit etwas geſichert gegen die feindlichen Kugeln, aber umtoſt von dem Lärm des wilden Kampfes, der noch mit jeder Minute wuchs. Ich kam allmählich wieder einigermaßen zur Klarheit über die Situation. Ich ſchaute hinter mich, etwa 300 Schritt hatten wir uns von dem hinter uns gelegenen Waldſaume entfernt; den Weg, den wir zurückgelegt, bezeichneten viele dunkle Punkte, neue Opfer unſeres Regiments. Verwundete ſchleppten ſich mühſam in den Wald zurück, Krankenträger ſchafften die Schwergetroffenen von dannen. Noch war unſere Fahnenſektion nicht gelichtet, alle ſechs waren wir noch beiſammen, der Fahnenträger hatte die Fahne neben ſich gelegt und forderte uns andere auf, nur immer in ſeiner unmittelbaren Nähe zu bleiben, daß unſer Wahrzeichen nicht verloren ginge. Rechts

neben mir lag der Bataillonsadjutant; er hielt sein Pferd am Zügel, es stand ruhig, aber zitterte heftig. Der Major war vorgegangen, sich von dem Stand des Gefechts zu überzeugen, das rechts vor uns furchtbar wütete. Noch hatten wir keinen Schuß gethan, keinen Franzosen gesehn. Und plötzlich kam es wieder in ganzen Lagen herangebraust, Gewehrkugeln umschwirrten uns, schlugen hinter uns und vor uns ein oder prasselten mit wildem Lärm auf uns nieder; ganz aus der Nähe drang Todesröcheln und das Gewimmer Derer an mein Ohr, die mit zerschmetterten Gliedern ohne Hilfe und Beistand in der blutigen Schlucht lagen, vergebens nach einem Trunk Wasser lechzend, ihre brennende Zunge zu kühlen. Immer verheerender wurde das Feuer von drüben her; zuweilen trat eine Pause ein, die feindlichen Schützen lösten sich ab; frische ersetzten die, welche sich verschossen hatten, und furchtbarer als vorher erneuerte sich die wilde Wut des Kampfes. In diesen Augenblicken schloß ich meine Rechnung mit dem Leben ab; ich hielt es für unmöglich, aus dieser Lage herauszukommen und war gefaßt auf alles. Eine Kugel riß mir den linken Aermel meiner Uniform auf, eine andere fuhr mir gegen den Helm, auch meinen Gewehrschaft traf ein Schuß. Und trotzdem war in mir eine Ruhe, die mich fast erschreckte; so gleichgiltig macht die Größe der Gefahr selbst gegen das eigene Leben. Neben mir lag ein Jugendfreund, er war wie ich als Unteroffizier zur Fahne kommandiert. Plötzlich hörte ich ihn furchtbar aufschreien; ich sah mich nach ihm um, er war leichenblaß.

„Was ist Dir denn?“ fragte ich ihn leise.

„Leb' wohl,“ erwiderte er mit unsicherer Stimme, „mit mir ist es aus!“

„O, nicht doch!“ sagte ich; er wies auf seinen Tornister, ich band ihm denselben ab, knöpfte ihm die Uniform auf und fühlte auf seinen Rücken; da lief mir sein warmes Blut über die Finger, eine Kugel war ihm durch den Tornister in das Rückgrat gedrungen. Ich legte, mit Macht ein eigenes Rieseln

durch meine Glieder niederkämpfend, den Armen auf den Rücken, mit dem Kopf auf den Torniſter. Er wimmerte nur leiſe, nach einer Weile ſagte er: „Ich empfinde keinen Schmerz, der Torniſter ſcheint die Kugel gehemmt zu haben". Wie trügeriſch war dieſe Hoffnung! der nächſte Morgen ſah auch ihn unter den Toten.

Die Schlacht, die ſich in den letzten Minuten verhalten zu haben ſchien, begann plötzlich wieder gewaltiger aufzuzucken, es war, als ob ein neuer Angriff ſich vorbereitete. Jetzt wurde es auch links von mir an dem Waldrande, wohin ſich unſer 2. Bataillon begeben hatte, lebendig, auch dort knatterten plötzlich die Gewehre auf. Das 2. Bataillon war durch den Tronviller Buſch der 8. Kompagnie, welche dazu beſtimmt war, unſere linke Flanke zu decken, faſt auf dem Fuße gefolgt. Nach vieler Anſtrengung hatte ſich die genannte Kompagnie durch den Wald hindurchgearbeitet; das dichte Geſtrüpp hatte den Leuten die Kleider zerriſſen, die Hände und Geſichter verwundet; kein gebahnter Weg war zu entdecken geweſen, trotzdem wurde ſchließlich die nordöſtliche Waldecke gewonnen; man fand den gegenüberliegenden Waldrand dicht mit feindlichen Tirailleuren beſetzt und begann ſofort gegen dieſelben zu feuern. Mittlerweile hatte das noch annähernd geſchloſſene Bataillon ebenfalls die Nordoſt-Liſière erreicht und ſendete ſeine 7. Kompagnie gegen die gegenüberliegende Waldſpitze an der Römerſtraße vor; bald mußte die 6. Kompagnie zur Unterſtützung herbeigezogen werden, um nach der linken Flanke hin die Waldſpitze zu umfaſſen. Mit dem ſchweren Gepäck auf dem Rücken ging es im Laufſchritt vor; auch die 5. Kompagnie wurde vorgenommen, um den linken Flügel zu verlängern und eine feindliche Batterie, die ſüdlich von St. Marcel aufgefahren war, möglichſt zu flankieren. Bis auf 80 Schritt drang man an den Wald heran, dann aber ſchüttete ſich ein ſo gewaltiges Feuer auf die Angreifer aus, daß nur ein ſchleuniges Hinwerfen auf die Erde vor gänzlicher Vernichtung retten konnte. Einzeln, auf dem Bauche kriechend, mußte die Mannſchaft ihre alte Stellung wieder zu gewinnen ſuchen. Inzwiſchen nahm die

Schlacht für unser Regiment einen immer bedrohlicheren Charakter an; denn während auf unserem linken Flügel so das 2. Bataillon in ein furchtbares Gefecht verwickelt wurde, wurde auch unser Füsilierbataillon vom Verderben ereilt. Ich vermochte von meinem Platze aus die drohende Gefechtslage deutlich zu überschaun, ich bemerkte das Höllenfeuer, welches sich über das andringende Füsilierbataillon ausgoß; ich sah die Braven, die anfänglich stutzten, an der Spitze ihren Major, von neuem anstürmen, um die Höhe zu gewinnen, auf der die Verderben speiende Batterie stand. Jetzt wurde auch uns befohlen, durch Schnellfeuer gegen das Plateau diesen Sturm zu unterstützen, und nun begann eine so gewaltige Schlachtmusik, wie ich sie selbst am heutigen Tage noch nicht gehört. Hinter uns warf von guten Positionen unsere Artillerie ihre Projektile in den Feind hinein; das Knattern der Gewehre wurde so ungeheuer, daß es einem ununterbrochenen Rollen glich; es war, als sollte die Erde untergehn. Inzwischen war unser Füsilierbataillon gegen die Batterie weiter angedrungen, zwei Kompagnien mit entwickelten Schützenzügen an der Spitze, zwei Kompagnien geschlossen dahinter; es ging über ein freies Ackerterrain ohne die geringste Deckung. Unter den furchtbarsten Verlusten avancierte das Bataillon gegen die ununterbrochen feuernde Batterie. Der Offizier des Schützenzuges der 10. Kompagnie brach tot zusammen, zwei andere Offiziere wurden schwer verwundet; doch unerschrocken ging es fort über die Gefallenen hinweg, der feindlichen Batterie entgegen. Endlich wurde eine kleine, wenig deckende Terrainwelle erreicht; hier machte das Bataillon Halt, um Atem zu schöpfen. Doch die Batterie mußte in jedem Falle erreicht werden, koste es, was es wolle. Immer heftiger wurde das Feuer des Feindes, es trug fast die Vernichtung in das Füsilierbataillon, doch unbeweglich stand die brave Mannschaft, Erbitterung und die finstere Ruhe der Entschlossenheit in den Mienen; wohl brachen ihre Offiziere zum großen Teil zusammen an dieser grausigen Stelle, und immer tiefere Lücken rissen des Feindes verderbenbringende Geschosse; auch gegen die rechte Flanke

mußte Front gemacht werden, denn auch aus dem noch nicht genommenen Vionville wurde mörderisches Schnellfeuer gegen das brave Bataillon gerichtet. Der Augenblick war kritisch; ein Tapferer nach dem andern sank in den Rasen und starb den Heldentod; aus vielen Wunden triefend schleppten sich ganze Züge von Verwundeten zurück, aber unerschüttert harrte aus der noch unversehrte Rest.

Das alles überschaute im Augenblick der Kommandeur unseres Bataillons; jetzt war es hohe Zeit, unseren Brüdern Hilfe zu bringen, das vernichtende Feuer von ihnen abzulenken, denn sonst war die feindliche Batterie wohl nimmer zu erreichen. So erhielt denn die 1. und 2. Kompagnie den Befehl, gegen die vorliegende Höhe vorzurücken und das Gefecht gegen den Waldsaum an der Römerstraße und gegen die Hochfläche von Vionville aufzunehmen. Die Fahne ging mit der 2. Kompagnie; entschlossen rückten wir mit vorgenommenen Schützenzügen gegen das Plateau. Ich ließ meinen stillgewordenen Freund zurück, ohne mich davon überzeugen zu können, ob er noch am Leben war. Unsere Schützen feuerten heftig, aber auch wir wurden von einer Flut von Geschossen übergossen; rings um mich herum stürzten die Getroffenen zusammen, doch vorwärts, immer vorwärts, hindurch durch das Surren und Sausen, durch das chaotische Gewirre der Schlacht. Zurück schaute ich nicht, ich wollte die Gefallenen und Verwundeten nicht sehn, die unseres Weges Spur bezeichneten. Kaum trugen mich meine Beine noch, die Hitze drückte wie überwältigend auf meine Glieder, und der Mund war mir vor Durst wie ausgebrannt. So erreichten wir unter herben Verlusten eine Schlucht, die sich von der, aus welcher wir gekommen waren, in südöstlicher Richtung abzweigte. Hier fanden wir wenigstens einigermaßen Deckung, wir waren vom Feinde nur etwa noch 500 Schritt entfernt, doch wir sahen ihn nicht. Hinter dem Damm der alten Römerstraße lag er gesichert und hatte sich so unseren Augen fast entzogen, nur Köpfe ragten über den für uns so gefährlichen Weg empor. Die beiden Kompagnieen lösten sich ganz

in Schützenlinien auf und warfen sich nieder; dann begannen wir unser Feuer gegen die Römerstraße zu eröffnen, aber leider konnten wir den Feind mit unserem Zündnadelgewehr nicht erreichen, unsere Kugeln spritzten vor der Römerstraße erfolglos in den Sand. Wir lagen wieder wie gebannt auf der Stelle und konnten weder rückwärts noch vorwärts, denn jedes Andringen wäre in diesem Augenblick offenbares Verderben gewesen. Denn von der Flanke und aus der Front bestrichen die Franzosen aus gesichertem Versteck das vor uns liegende freie Plateau mit vernichtendem Kugelregen; so konnten wir aus unserer Deckung nicht herausgehn und mußten geduldig ausharren, wenn auch unsere Reihen immer mehr und mehr gelichtet wurden. Weitere Hilfe konnten wir unserem armen Füsilierbataillon nicht bringen, wollte Gott, daß wir ihm durch unser Erscheinen wenigstens Luft gemacht, das Feuer einigermaßen von ihm abgelenkt.

Von neuem wurden wir mit ganzen Geschoßlagen überworfen; immer breitere und breitere Lücken riß der Tod. Doch diesmal nahm uns die Begeisterung mit fort; auf ein kurzes Kommando der noch unverwundeten Offiziere sprangen die Kompagnieen auf, stürmten durch den Kugelregen hindurch, bis die nächste geringfügige Deckung unter erneuten schweren Verlusten erreicht war, und nun flog Kugel auf Kugel in den Lauf unserer Gewehre, Schuß auf Schuß sendeten wir dem Feinde hinüber, den wir nunmehr auch mit unseren Geschossen endlich zu erreichen vermochten. Der Pulverdampf vor meinen Augen verhinderte es, die Wirkung unseres gewaltigen Feuers klar zu übersehn, aber so viel konnte ich beobachten, daß unsere Kugeln in ganzen Lagen in die Deckung der alten Römerstraße einschlugen, nun mochte auch denen da drüben wohl unheimlich zu Mute werden.

Mit fieberhafter Spannung folgte ich dem Sturm der Füsiliere, die keine Geschoßflut des Feindes aufzuhalten vermochte, die vielmehr mit mächtig anschwellendem Hurra gegen die furchtbare Höhe herandrangen. Schon hatte der Major des braven

Bataillons von Sellin den schönsten Soldatentod gefunden, zwei Hauptleute hatte das tötliche Blei dahingerafft, und eben sanken wieder zwei brave Offiziere verwundet auf der halben Höhe des Plateaus nieder; und nicht minder wütete unter der Mannschaft das verderbliche Geschoß; mancher Zug spritzte, von der feindlichen Kugel geradezu durchrissen, auseinander, aber immer weiter ging es die Höhe hinauf. Da endlich wich die feindliche Batterie, unter dem vernichtenden Feuer unserer Füsiliere protzte sie auf und fuhr ab, das vollständig demontierte Flügelgeschütz in den Händen der verwegenen Angreifer lassend.

Zwei Offiziere und eine Anzahl Soldaten stürzten sich darauf, aber es war nur ein kurzer Triumph. Schon frohlockten wir, schon jubelten wir auf über den mit zahllosen Opfern erkauften Erfolg, da rückten neue französische Kolonnen in eiligem Laufe heran; die schon stark gelichteten Reihen unserer Füsiliere wurden jetzt förmlich dezimiert, und die beiden jungen Offiziere hauchten auf der Lafette des eroberten Geschützes ihr Leben aus. Zu alledem zeigte sich noch feindliche Kavallerie, in größter Eile mußte Karree formiert werden, doch alle Bravour war umsonst; von den feindlichen Massen fast erdrückt, mußte sich die kleine, schon ganz zusammengeschmolzene Schar endlich zum Rückzug entschließen und das eroberte Geschütz, welches abends von dem 64. Regiment von neuem genommen wurde, stehen lassen. Mit Schrecken sah ich die aufgelösten Trümmer des Bataillons zurückkommen, zersprengte Häuflein, nur mit Mühe wurde ein einigermaßen schützender Ravin erreicht; ohne Offizier kamen die winzigen Reste des Bataillons dort an, nisteten sich sofort ein, lösten sich in eine Tirailleurlinie auf und begannen mit neuer Zähigkeit auf den andringenden Feind zu feuern. Auch wir hatten ununterbrochen geschossen und diesmal mit bedeutendem Erfolg, wenn auch unter beständigen eigenen Verlusten. Der Feind nahm vorläufig von einem weiteren Vordringen Abstand und begnügte sich damit, die verlassene Stelle des Plateaus wieder zu besetzen. Wegen der zu großen Entfernung des Füsilier-

bataillons von uns wurde nun die 4. Kompagnie in den Zwischenraum vorgeschoben und löste sich ebenfalls in Schützenlinien auf, während die 3. Kompagnie links von uns in die Schützenlinie einrückte und die Verbindung mit dem 2. Bataillon, das nun ebenfalls vollständig ausgeschwärmt war, herstellte. So war das ganze Regiment zu einer einzigen dünnen Schützenlinie ausgeschwärmt und hielt ein Terrain von mehreren tausend Schritt Länge besetzt, nunmehr ganz auf die Defensive angewiesen. Und nun begann ein langer, aufreibender Schützenkampf, für uns wiederum reich an Verlusten. Mörderisch wütete die Schlacht; unser Major sank, durch fünf Kugeln schwer verwundet, zu Boden; vier Offiziere in meiner unmittelbaren Nähe wurden nach einander gefechtsunfähig; und nun raste das Verderben auch in unserer Fahnensektion. Der Unteroffizier vor mir erhielt einen tötlichen Schuß und brach lautlos zusammen, den Fahnenträger traf eine Kugel in den Kopf; er wandte sein mit Blut überströmtes Gesicht zu mir und rief mir zu: „Schützen Sie die Fahne, die Fahne nehmen Sie in acht, ich muß zurück!“ Dann kroch er langsam die Schlucht hinab und ließ das Wahrzeichen unseres Bataillons in meinen Händen. Da sprengte ein berittener Offizier mit verhängtem Zügel die Schützenlinie entlang, der Kugeln nicht achtend. „Nur eine Stunde noch, das 10. Korps ist im Anmarsch!“ rief er und jagte weiter nach unserem linken Flügel zu. Auch bei unserem 2. Bataillon hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten, auch hier waren der Major und viele Brave mit ihm von dem tötlichen Geschosse ereilt worden. Immer bedrohlicher wurde hier der Kampf; in das Gehölz an der Römerstraße waren neue französische Regimenter eingerückt; nördlich von St. Marcel sammelte sich anscheinend ein ganzes intaktes Korps, und bereits westlich dieses Ortes ertönte das unheimliche Knarren von Mitrailleusen-Batterieen, welche mit ihren Geschossen flankierend die Schlucht rasierten. Man wollte uns umgehn; in dieser Gewißheit lag eine furchtbare Gefahr für das gesamte 3. Korps, dessen völliger Untergang dann kaum

noch zu vermeiden war. Und jetzt plötzlich unternahm es der Feind, gegen unsere Stellung einen Offensivstoß zu machen. Die Munition war ausgegangen, aber wackere Soldaten krochen zurück nach dem Waldessaum zu und nahmen Patronen von den Gefallenen; im letzten Augenblick kam glücklicherweise auch noch eine Munitionskolonne heran und brachte uns frische Munition, die unter dem immer rasender werdenden Feuer des Feindes ausgegeben wurde. So lagen wir da, die Kammern unserer Gewehre geöffnet, die Patronen neben uns und erwarteten den Feind, ohne einen Schuß abzugeben. In das wüste Gebrüll der Schlacht tönte das Wimmern der Getroffenen schauervoll hinein. Und näher, immer näher kam der Feind, den wir, zum Tode entschlossen, mit festem Auge erwarteten. Mit vorgenommenen Schützen an der Tete drang er lebhaft vor, das Plateau hinunter in dichten, unabsehbaren Kolonnen, die Offiziere vor der Front mit geschwungenem Säbel, ihre Leute mit dem Zuruf: „En avant, mes braves!“ ermunternd. Doch wir rührten uns nicht und warteten auf den Augenblick, wo die feindlichen Schützen sich uns auf 300 Schritt genähert hatten; da plötzlich ertönte bei uns das Kommando: „Schnellfeuer!“ und wie eine wahre Hölle brach es los. Die feindlichen Schützen stutzten sofort; ballten sich verzweifelt zu wirren Haufen zusammen, prallten auf die geschlossenen Kolonnen zurück, die, fast dezimiert, teilweis sich niederwarfen, teilweis sich nach rückwärts zu wälzen begannen. Die dichte Pulverwolke vor unseren Augen verhinderte uns zunächst, weiteres zu schauen; doch als sich der Dampf verzog, da waren die dichten Feindesmassen vor uns wie weggefegt, nur ganze Hügel gefallener und verwundeter Franzosen lagen vor unserer Front, doch wenigstens *eine* Rache für all das edle Blut, das schon bei uns vergossen war. Ein zweiter und dritter Versuch des Feindes, vorzudringen, wurde durch das ruhige Schnellfeuer unserer Leute ebenfalls zurückgewiesen. Freilich, auch bei uns gab es wieder viele Tote und Verwundete, unter den ersteren den Hauptmann der 4. Kompagnie von Brodowsky. Zwei Kugeln waren

in den Fahnenschaft gedrungen, eine hatte mein Beinkleid durchlöchert und mehrere die Spitze meines Helmes krumm gebogen. Ich selbst war auch in diesem Hexensabbat unversehrt geblieben. Das Gefecht nahm nunmehr einen hinhaltenden Charakter an; so wurde es in aufreibendem Schützenkampfe 3 Uhr. Bei unserer Fahne war ich schließlich nur noch allein; weit und breit war das Feld mit Toten und Verwundeten bedeckt; die letzteren fortzuschaffen, war sehr schwierig, da die rückwärts liegende Anhöhe, welche nach dem Walde hinauf unbedingt passiert werden mußte, furchtbar unter Feuer gehalten wurde. Trotz der augenscheinlichen Gefahr schleppten sich viele der Verwundeten dort hinauf, um bei der an dem Südrande eingerichteten Verbandsstelle Hilfe zu suchen.

Bei St. Marcel hatte sich schließlich das anrückende feindliche Armeekorps vollständig versammelt und bedrohte unsere linke Flanke. Minuten furchtbarer Aufregung kamen jetzt über uns, immer schräger und schräger fielen die Geschosse auf uns ein; von einer nahenden Unterstützung durch andere Truppen war nichts zu sehn, nur die Artillerie hinter uns feuerte ununterbrochen in lebhaftester und genauster Weise gegen St. Marcel und die Hochfläche von Vionville und gewährte durch ihr wackeres Ausharren dem Regiment die größte Unterstützung.

Die Schlacht hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der 5. Division auf dem rechten Flügel war es allerdings unter unsäglichen Opfern möglich gewesen, gegen alle erneuten Angriffe des Feindes ihre mit so vielem Blut errungene Stellung zu halten; die Häusergruppe von Flavigny war durch Teile des 35. Regiments genommen, Vionville endlich durch die 64er im Sturm dem Feinde entrissen worden. Ein wütender Vorstoß der Franzosen gegen das Centrum der preußischen Schlachtenstellung war blutig zurückgewiesen, und hierbei hatte das Braunschweiger Husarenregiment unter Oberstleutnant von Rauch Gelegenheit gefunden, in glänzender Attaque den Feind zu werfen und auf dem kühnen Ritte beinahe Bazaine gefangen zu nehmen. Aber dann stockte auch hier der Fortgang des Kampfes, vorwärts Flavigny und

Vionville war trotz aller Anstrengung, auch von Seiten unserer Kavallerie, kein Terrain mehr zu gewinnen.

Wilder und wilder tobte auch hier der Kampf, alle verfügbaren Truppen hatten auch auf diesem Punkte mit in das Gefecht gezogen werden müssen, so daß nur noch ein Bataillon, das 2. vom Regiment Nr. 20, als Reserve übrig war. Von der Front der Division südlich der Ferme Flavigny und Vionville vorbei bis zu den Tronviller Büschen dehnte sich die gesamte Artillerie des Armeekorps unter dem Befehl des Generalmajor von Bülow aus, im Verein mit den Kanonen der Kavalleriedivisionen 120 Geschütze; sie allein hielt noch die Schlacht, doch wie lange konnte das noch dauern? Wieder flogen Adjutanten hin und her von Bataillon zu Bataillon, „nur eine halbe Stunde noch aushalten, das 10. Korps ist in Anmarsch". Es kam also alles darauf an, Zeit zu gewinnen gegen die Sturzlawinen der anschwellenden feindlichen Massen, die jetzt erst zu ahnen begannen, eine an Zahl wie geringe Truppenmacht ihnen gegenüberstand. Keine Reserve deckte unseren Rücken, kein Mann mehr konnte zur Verstärkung herbeigezogen werden. Es war ein schrecklicher und doch erhabener Augenblick! Es war die Stunde des größten Ruhmes des 3. Armeekorps, die in seiner Erinnerung fortleben wird, so lange es besteht. Jener Knabe aus dem Stamme Isais mit der Hirtenschleuder und jener gewaltige Riese im Philisterlager, sie bildeten beide ein herrliches Vorbild dieses Kampfes. Des Philisters Hochmut und Trotz auf seine Stärke und Unüberwindlichkeit, des Knaben felsenfestes Gottvertrauen und das Bewußtsein von seiner gerechten Sache, sie rangen hier nach mehreren tausend Jahren zum zweiten Male miteinander, und wessen Kraft sollte heute mächtiger sein? Schon rückten von allen Seiten zum vernichtenden Offensivstoß von neuem die nunmehr in voller Stärke sich entwickelnden Regimenter des Feindes gegen die dünne Linie des 3. Korps heran, jetzt gabs kein Zaudern mehr; noch stand unsere Kavallerie fast ungebrochen da, auch diese mußte geopfert werden. Das

Magdeburgische Kürassierregiment Nr. 7 unter Schmettau und die altmärkischen Ulanen Nr. 16 unter von der Dollen, geführt vom General von Bredow, erhielten den Befehl zum Todesritt, zu jenem viel besungenen, an Ehren reichen, an Opfern unaussprechlich furchtbaren. Es galt die nordöstlich Vionville auf dem Plateau stehenden feindlichen Batterieen zum Abfahren zu bringen. Wild stürmten die beiden Regimenter an vor die Front unseres Füsilierbataillons, ritten im schärfsten feindlichen Feuer auf, und fort gings wie eine Wetterwolke gegen die verderbenspeienden Geschütze. Gewaltig wirbelte der Staub in die Höhe, dann klärte er sich, unsere Reiter waren in den feindlichen Batterieen, sie schlugen die Bedienungsmannschaften zu Boden oder stachen sie nieder, alles das Werk eines Augenblicks. Wir atmeten auf, wir jubelten, als sie hineinsprengten in die hinter den Geschützen stehende feindliche Infanterie, als diese wie die Spreu auseinander flog. Aber neue feindliche Massen kamen heran, auch Kavallerie; alles ballte sich zu einem dichten Knäul zusammen, in dem es hieb, stach und schoß; plötzlich zerriß das wirre Geflecht, und überschüttet von den feindlichen Kugeln jagten die Trümmer unserer stolzen Reiterschwadronen, vermischt mit französischen Reitern, die, ihre Pferde nicht mehr beherrschend, in die tolle Jagd mit hineingerissen wurden, in weitem Bogen zurück über die Chaussee Rezonville-Vionville. Die Brigade war aufgerieben, ohne Reiter kehrten zum großen Teil die Rosse zurück, dem Rufe der Trompete folgend, die, von einer Kugel durchbohrt, ihre ängstlichen, heiseren Töne zum Sammeln erklingen ließ. Wahrlich ein Todesritt; aber der Zweck war erreicht; der feindliche Offensivstoß erlahmte fast eine Stunde, und diese Stunde wog mehr als hunderte von Menschenleben, sie sollte unsere Rettung sein.

Wir hatten während dieses großartigen Vorganges unbeweglich auf unserem Platze verharrt und ohne Pause geschossen. Schon hatte das letzte verfügbare Bataillon des 3. Korps, das 2. vom Regiment 20, uns verstärken müssen, da endlich kam die erste Hilfe. Gegen $3^1/_2$ Uhr trafen zehn Kompagnien vom

10. Korps und zwar sechs Kompagnien vom oldenburgischen Infanterieregiment Nr. 91 und ein Bataillon vom Regiment 78 auf dem Schlachtfelde ein. Dreimal versuchten diese braven Truppen auf St. Marcel zu Terrain zu gewinnen; auf freier Ebene gingen sie vor; mit lautem Hurra und Schnellfeuer auf die feindlichen Kolonnen unterstützten wir dieses Vorgehn, aber umsonst; sie mußten unter grauenvollen Verlusten jedesmal zurückweichen vor dem übermächtigen Feind, der nun von neuem mit ganzen Brigaden die Offensive ergriff.

Wieder war ein Augenblick gekommen, wo wir keinen Hoffnungsschimmer mehr vor uns sahn; wieder mangelten uns die Patronen, wieder wurden die Tornister der Gefallenen und Verwundeten sorgfältig abgesucht, und so gelang es, wenigstens noch so viele aufzusparen, um den drohenden feindlichen Angriff mit der Kugel im Lauf zu erwarten. Kein Schuß wurde von uns mehr abgegeben, glatt auf der Erde liegend harrten wir auf den abermaligen Vorstoß des Feindes. Endlich gegen 4 Uhr setzte sich das wilde Feindesmeer von St. Marcel her gegen uns in Bewegung. Zwei Armeekorps hatten sich bei diesem Dorfe zum vernichtenden Vorstoß versammelt. Ein rasendes Feuer aus Mitrailleusen und Geschützen bereitete den Angriff vor. Mit düsterer Entschlossenheit sahen wir die langen französischen Kolonnen sich gegen uns heranwälzen, gegen diese Massen war jeder Widerstand nutzlos. So entschloß man sich denn mit schwerem Herzen zum Rückzug. Aber noch einmal wenigstens sollte der Feind die preußische Zähigkeit fühlen. Der überwältigende Stoß richtete sich zuerst gegen unser 2. Bataillon. Bis auf 300 Schritt ließ dasselbe den Gegner herankommen, dann erhielt dieser eine wohlgezielte Salve und stutzte sofort. Einem guten Schützen gelang es, einen feindlichen Führer vom Pferde zu schießen, da stockte der Gegner und schien sich zu besinnen. Diesen Augenblick benutzte das Bataillon und trat seinen Rückzug an. Unter furchtbaren Verlusten ging es zusammen mit den 20ern in den Wald zurück. Auch wir mußten nun unseren Platz verlassen, nur noch Trümmer,

zerrissene Häuflein. Langsam dirigierten wir uns die Schlucht entlang auf die Südostspitze der Tronviller Büsche, von der wir am Vormittag vorgegangen waren. Ich hatte meine Fahne auf dem Rücken und ging in düsterer Stimmung neben dem Hauptmann her, der unser Bataillon führte. In unserer unmittelbaren Nähe schlugen die Geschosse in Massen ein, krepierten die Granaten; noch stand links von uns in ihrer alten Position unsere 3. Kompagnie und sendete mit eiserner Energie ihr Feuer gegen den wachsenden Feind, der in die Schlucht hinabzudringen suchte. Mit geschwungenem Säbel ging der Leutnant des Schützenzuges von Quast dem Feinde entgegen, sein Zug folgte ihm, da sah ich ihn plötzlich zusammenbrechen, der Säbel entsank seiner Hand; ein anderer Offizier, Leutnant Hugo, übernahm die Führung, mit dem Ausrufe: „Ein Hundsfott, wer mir nicht folgt!" stürzte er sich auf den Feind, aber auch ihn ereilte das tötliche Geschoß. Da endlich wich auch die 3. Kompagnie langsam zurück, als sich der Feind schon mit ihr in derselben Schlucht befand. Ich sah ihre Trümmer zurückkommen, als ich mit der Fahne schon in die Nähe des Waldes, der uns schützend aufnehmen sollte, gelangt war. „Wir werden ja geschlagen," sagte ich verzweiflungsvoll zu dem neben mir hergehenden Hauptmann, „ist denn gar nichts mehr zu machen?" Seine Antwort hörte ich nicht mehr, denn in demselben Augenblick schlug eine Granate neben mir ein, und meine Sinne waren fort. Ich weiß nicht, wie lange ich besinnungslos dort in der Schlucht gelegen; als ich wieder zu mir kam, hörte ich das Getöse der wilden Schlacht um mich herum noch mit gleicher Gewalt; neben mir lag mein Helm, er war von einem Granatsplitter zerrissen, und ich fühlte einen dumpfen Druck auf dem Kopf; ich merkte, daß ich blutete, verband mir den Kopf, so gut es gehn wollte, mit meinem Taschentuch, und kroch auf eine kleine Anhöhe, um Umschau zu halten. Die Schlucht war augenblicklich menschenleer, nur Tote und Verwundete lagen in grauenvoller Masse zerstreut auf dem grünen Boden. Wohin sollte ich mich wenden? Wo ist das Regiment? Wo die Fahne? Ich

kroch den Hügel wieder hinab in die Schlucht, denn gehen konnte ich vor Mattigkeit nicht mehr, und kam an eine Gruppe Toter und Verwundeter. Vor mir lag ein leise wimmernder Hauptmann meines Regiments, Hauptmann Siercks, und hauchte durch die Lippen die Bitte um Wasser. Ich kroch an ihn heran, er war leichenblaß; ich öffnete ihm die Uniform, das Hemd war über und über rot. „Lassen Sie mich!" lispelte er, „ich bin nicht mehr zu transportieren." Er war bei voller Besinnung, aber auf seinem Gesichte fing schon der Tod an, sich vorzubereiten. Plötzlich drangen Franzosen in die Schlucht, wie die Katzen in hockender Stellung, ihre Schützen voran, die schonungslos auf uns schossen. Ein anderer verwundeter Offizier, der nicht weit von uns in der Schlucht lag, rief entrüstet auf Französisch dem Führer der feindlichen Schützen zu: „Herr Kamerad, es ist unerhört und gegen das Völkerrecht, auf Verwundete schießen zu lassen". Der Franzose entschuldigte sich, ließ das Feuer sofort einstellen und sagte: „Meine Herren, Sie sind meine Gefangenen!" Man nahm uns die Waffen ab und hieß uns ruhig liegen bleiben, bis weiter über uns verfügt werden würde. Und immer dichtere Franzosenhaufen drangen in die blutgetränkte Schlucht, sie verschwanden in den Tronviller Büschen, in die unsere Bataillone zurückgewichen waren. War die Schlacht wirklich verloren? Fast mußte ich es fürchten, denn von drüben her vernahm ich kaum noch einen Schuß.

„Vous-êtes perdu", sagte der mich bewachende Soldat und machte eine höhnische Miene. Da plötzlich knatterte heftiges Gewehrfeuer vor uns im Walde, die Franzosen in der Schlucht stutzten, sie horchten auf. „Parbleu", murmelte mein Wächter zwischen den Zähnen, „Diables, ces Prussiens!" Es wurde Halt geboten, die französischen Kolonnen standen. Und mächtiger, immer mächtiger wurde das Knattern der Gewehre vor uns im Walde, also war die Schlacht doch noch nicht zu Ende. Und plötzlich schwirrte es heran, und noch einmal und noch einmal, brausend, zischend und pfeifend schlugs in die Schlucht mitten in die Kolonnen der Franzosen, sie prallten zurück, warfen sich entsetzt

auf die Erde, gerieten in Verwirrung. Ich habe nie auf Kriegergesichtern größeren Schrecken sich abmalen sehen, als in diesem Augenblick auf denen unserer Gegner; an ein Vorgehen war nicht mehr zu denken, nach der alten Römerstraße wälzten sich die Massen zu, und Schlag auf Schlag fuhren, die Flüchtigen verfolgend, wie durch einen magnetischen Strom von ihnen angezogen, die preußischen Granaten vernichtend in ihre Glieder. Auch aus den Tronviller Büschen kamen sie in wildem Laufe zurück, zersprengte Haufen, mancher wies auf den Wald und rief atemlos: „Les Prussiens“. Es war eine vollständige Verwirrung, ein Durcheinanderfluten; im allgemeinen Strom riß man uns mit fort und machte nicht eher mit uns Halt, als bis wir in dem Wald hinter der Römerstraße angelangt waren. Dieses Bild war für mich das letzte von der großen Schlacht, es gab mir die Hoffnung, daß der Sieg am Ende sich doch noch an die preußischen Fahnen heften würde. Ich hatte nicht umsonst gehofft, denn das neue furchtbare Aufblitzen des Kampfes, welches ich in der verhängnisvollen Schlucht mit angeschaut, das wilde Zurückweichen der Franzosen, der gewaltige Donner der Geschütze von drüben her nicht lange vor dem Sinken der heißen Augustsonne, das war in der That die Entscheidung gewesen. Die durch die Tronviller Büsche rückenden Franzosen waren auf die nun endlich eintreffenden frischen Regimenter des 10. Korps gestoßen; mit Todesverachtung hatten diese, wenn auch schon ermüdet von überaus langem Marsch, angegriffen, sich auf den Feind gestürzt und ihn, allerdings unter eigenen furchtbaren Verlusten, zurückgeworfen. Endlich hatte die Nacht dem gewaltigen Kampfe ein Ende gemacht, und beide Heere lagen sich in einem Totenschlafe gegenüber. Ein eigentlicher Sieg war von keinem der beiden Heere erfochten, für uns mehr als das. Die französische Hauptarmee war vor Metz festgehalten, ihre Vereinigung mit Mac Mahons Truppen vereitelt; die deutschen Korps hatten die Mosel überschritten, marschierten in ihrem Rücken auf, um sie dann zum kläglichsten Untergange nach Metz hineinzuwerfen. Die Aufgabe des Tages

war glänzend gelöst, allerdings mit Aufopferung fast des zweiten Mannes! — Der Tag von Vionville ist einer der blutigsten, aber auch einer der glorreichsten in der Kriegsgeschichte, und jedenfalls für das 3. preußische Armeekorps ein Ehrentag, der in seiner Erinnerung fortleben wird, so lange es besteht.

X.

Bei den Franzosen.

Von einem solchen Erfolge, wie ich ihn im vorigen Kapitel geschildert habe, wußte ich freilich damals noch nichts; aber ich ahnte, daß die Franzosen ihr Ziel nicht erreicht hatten, daß unser Blut nicht ganz umsonst geflossen war, als ich totmatt und kaum von meinen Füßen noch getragen, hungrig und durstig fast bis zur völligen Erschlaffung mit den zurückweichenden französischen Bataillonen in St. Marcel bei sinkender Sonne eintraf, mitten hinein in einen Trubel und eine Verwirrung, die jeder Beschreibung spottet.

So totmüde ich war, so furchtbar der brennende Durst mich plagte, so mannigfach verschiedene Gedanken auch mein Gehirn durchkreuzten, dennoch hat sich dieses bunte, geradezu bizarre Bild lebhaft meinem Gedächtnis eingeprägt. Zusammengewürfelte Massen französischer Soldaten aus allen Truppengattungen fluteten hier mit wildem Lärmen durcheinander; wüstes Geschrei und Gekreisch mischte sich grell mit dem näselnden Kommandoton französischer Offiziere, die sich vergebens bemühten, Ordnung in die regellosen Scharen zu bringen. Marketenderinnen in dem Kostüm der französischen Militärs drängten sich mit ihren Tönnchen durch die regellose Schar, die durchaus nicht mehr gewillt zu sein schien, der noch immer tobenden Schlacht vorn sich preiszugeben. Von allen Seiten zogen noch zersprengte Haufen heran ohne Führer und ohne Ordnung; übereinandergestürzte Wagen, zusammengeworfene Lagerzelte, ledig herumlaufende Pferde, weg-

geworfene Gewehre und Tornister, zerbrochene Räder, Krankenwagen mit dem Genfer Kreuz und anderes mehr vervollständigten das wüste Bild, das einem Rendezvous einer geschlagenen Heeresabteilung nicht unähnlich sah.

Die französischen Soldaten stürzten, als sie unserer ansichtig wurden, massenweise auf uns zu, doch sie benahmen sich gutmütig, ja waren zum teil recht zuvorkommend. Ein bärtiger Krieger, der schon die Medaille des Krimkrieges auf seiner Brust trug, klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: „Bon jour, camerade!“ Mit diesen Worten reichte er mir seine Feldflasche hin; fast gierig griff ich darnach und trank das abgestandene Pfützenwasser, welches den Inhalt derselben bildete, bis auf den letzten Tropfen aus. Da fühlte ich etwas zwischen den Zähnen, und als ich es aus dem Munde nahm, hatte ich ein Stück Kautabak in der Hand. Mich überlief eine Gänsehaut, „bon tabac“, meinte der Franzose und sah mich freundlich grinsend an, dann ergriff er meine Hand, schüttelte sie derb, murmelte noch einige gut gemeinte Worte in seinen Bart, die ich nicht recht verstand, und mischte sich darauf wieder unter seine Kameraden. Ich konnte den Ekel, den der Franzose gar nicht zu begreifen schien, nicht so gleich los werden, doch überwand ich ihn schließlich, lehnte mich an einen Baum und betrachtete mir das Bild um mich her.

Fast sämtliche gefangene Preußen waren von französischen Soldaten umringt, die neugierig unsere Uniformen betrachteten und sich insonderheit über die vielen blanken Knöpfe und den ihnen ganz sonderbar erscheinenden Helm nicht genug verwundern konnten. Die Preußen mußten sich nicht selten einen Tausch gefallen lassen, die französische Mütze aufsetzen, während sich der Franzose die Pickelhaube aufstülpte und mit derselben, begleitet von dem Gelächter seiner Kameraden, in wunderbaren Sprüngen umhertanzte. Sie waren wie die Kinder, und vorne wütete der Tod! —

Wohl eine Stunde mochten wir schon unmittelbar vor den ersten Häusern von St. Marcel gehalten haben, man schien

augenscheinlich nicht recht zu wissen, was man mit uns, die wir etwa zweihundert Mann zählen mochten, anfangen sollte. Vorläufig hatte man uns mit hartem Biskuit abgefunden, den wir vergebens mit unseren Zähnen zu zermalmen versuchten; etwas anderes besaßen die Franzosen selber nicht, von denen viele unmutig behaupteten, daß man sie hungern ließe.

Ich befand mich in einem geradezu jämmerlichen Zustande. Meine Uniform war durch die Nässe auf den Märschen und vor allem durch die heutige Schlacht stark mitgenommen, der Aermel meines Rockes war zur Hälfte aufgerissen, mein Hemd hatte ich noch von vor vierzehn Tagen her auf dem Leibe, es war schmutzig und durchgeschwitzt, und dabei hatte ich nicht die Aussicht, es durch ein anderes ersetzen zu können, da mein Tornister auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war. Noch trauriger war es mit meinen Strümpfen bestellt, die infolge der letzten Märsche total zerrissen waren. Glücklicherweise hatte ich meinen durchschossenen Helm bei mir behalten und meinen Mantel, den ich während der ganzen Schlacht eingerollt auf meinem Leibe getragen hatte, so war ich denn immer noch besser daran, als zwei Reserveunteroffiziere meines Regiments, die mit mir dasselbe Schicksal teilten und an die ich mich während der traurigen Tage meiner Gefangenschaft auf das engste zum gemeinsamen Ertragen des Unglücks anschloß. Die Armen hatten ihre Mäntel verloren, und der eine hatte nicht einmal mehr Mütze oder Helm.

Ein französischer Offizier mit feurigem Auge und dunklem Napoleonsbart trat plötzlich zu mir heran, und indem er sich nachlässig an diesem Barte zupfte, redete er mich in gebrochenem Deutsch also an:

„Kennen Sie in preußische Armee einen Monsieur de Wittgenstein? Ab' ihn auf einer Tour nach Russie obe im Norden kennen gelernt, war ein freundliches Mann, ein gentil homme!"

In der That eine recht naive Frage! Wie sollte ich unter den tausenden preußischen Offizieren gerade einen Herrn v. Wittgenstein kennen.

Ich bedauerte deshalb lebhaft; der galante Franzose kratzte sich hinter den Ohren. „O, wie schad, wie schad!" meinte er, „war ein freundliches Mann!" und schritt von dannen.

Die Sonne war nun völlig niedergesunken, auch der Schlachtendonner tönte nur noch vereinzelt zu uns herüber; in dem Bilde um mich her war eine wesentliche Veränderung nicht eingetreten, es war und blieb ein buntes, regelloses Allerlei. Uns führte endlich eine starke Bedeckung in das Dorf hinein, durch die mit Soldaten angefüllte Dorfstraße hindurch auf einen freien Platz. An dem einen Ende desselben stand ein Regendach, unter dem Gesträuch, in Bündel gebunden, in Menge lagerte. Dort hinein hieß man uns gehn. Wieder mußten wir um Wasser bitten, denn unser Durst war jetzt noch brennender geworden, als während der Schlacht, und mein erster Trunk war nur ein Tropfen auf heißem Stein gewesen, der bald verzehrt war. Man versprach uns, für Wasser sorgen zu wollen, vor der Hand jedoch mußten wir uns noch gedulden. In trüber Stimmung legte ich mich auf ein Rutenbündel, meine beiden Leidensgenossen neben mir. Vor uns spielte sich eine gräßliche Scene ab, die wir nur mit stummem Entsetzen und einer alle Nerven erschütternden Aufregung schauen konnten. Unser Blick haftete nämlich gerade auf einem französischen Verbandsplatz, der unmittelbar vor uns auf der genannten freien Stelle des Dorfes eingerichtet war. Ein weiter Raum war mit wollenen Decken belegt, und darauf lagen, Mann an Mann aneinandergereiht, Schwer- und Leichtverwundete in großer Zahl, viele mit fürchterlich zerschmetterten Gliedern und vor Blut unkenntlichen Gesichtern, lauter Franzosen. Der ganze Platz war mit Kienbränden erleuchtet, die ein unheimliches Licht rings umher verbreiteten. Vor den Verwundeten knieten die französischen Aerzte; mit ihren weißen Schürzen, die sie umgethan hatten, kamen sie mir wie die Schlächter vor; sie untersuchten die zerschossenen Glieder der Verstümmelten und arbeiteten grausam mit Scheere, Knochensäge und Seziermesser. Das wahrhaft markerschütternde Geschrei der armen Verwundeten

drang gellend an mein Ohr; mancher starb den Aerzten unter den Händen, bei manchem verkündete hohles Todesröcheln den nahenden Tod. Und Maultier auf Maultier schwankte mit seiner erbarmungswerten Bürde herein. Diese geduldigen Tiere werden nämlich von den Franzosen zu dem Transport der Schwerverwundeten benutzt. Sie tragen ein Gestell auf ihrem Rücken, mit Decken und anderen weichen Sachen ausgelegt, auf dem zu jeder Seite ein Verwundeter in bequemer Lage Platz hat.

Endlich brachte man uns das ersehnte Wasser; ich trank einen halben französischen Kochkessel leer; hierauf kam auch zu uns ein Arzt. In der Aufregung, in welcher ich mich während der ganzen Zeit befunden, hatte ich meiner eigenen Wunde nicht gedacht, und diese hatte mir auch durch keinen Schmerz ihr Vorhandensein angekündigt; nun aber, als der Arzt das Tuch löste, welches ich um meinen Kopf gebunden trug, fing die Wunde heftig an zu schringen; die Leinwand war angebacken und konnte nur mit einiger Gewalt entfernt werden. Der Arzt untersuchte sorgfältig, „nur ein Streifschuß, der eine Fleischwunde gemacht hat", sagte er; dann wusch er die Wunde sorgfältig aus und legte einen geschickten Verband an; ich aber drückte mich, nachdem der Arzt mich verlassen hatte, in eine Ecke und begann nun über mein Schicksal, das mir jetzt erst zum vollen Bewußtsein kam, nachzudenken; denn zu schlafen vermochte ich nicht, die Aufregung war zu groß, und die Wunde schmerzte, so leicht sie auch war. Ob der Schlummer mich besucht oder ob ich in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen diese Nacht über mich befunden, ich weiß es nicht; als ich meine Augen zu öffnen wagte, rötete das erste Morgenrot den Horizont. Der Verbandsplatz war verschwunden, schwatzende französische Militärs standen in dichten Gruppen auf dem freien Platz; die Posten vor unserem Regendach schauten uns mit höhnischen Blicken an, sie knackten mit dem Schloß ihres Gewehres, als wollten sie uns zeigen, daß sie uns gegenüber Macht über Leben und Tod besaßen; sie fabelten von einem gewaltigen Siege und von der vollständigen Vernichtung der verdammten Prussiens, von ihrem

großen Kaiser und ihrer herrlichen Nation. Die thörichten Soldaten logen nicht; sie wußten es nicht besser, hatten ihnen ihre Vorgesetzten doch vorgeredet, daß sie gestern einen Sieg erfochten hätten, einen viel gewaltigeren, als der auf der Wahlstatt von Magenta gewesen war.

„Gegen Oesterreicher konntet Ihr Prussiens zwar siegen!“ hörten wir wiederholt, „aber gegen die Kämpfer der grande nation seid Ihr doch nur erbärmliche Wichte, die nun für ihre Vermessenheit haben büßen müssen.“

Wir schwiegen natürlich zu solchen Aeußerungen des Hochmuts und glaubten trotz des Wahns, die gestrige Schlacht verloren zu haben, doch noch an die Unüberwindlichkeit unseres deutschen Heeres und an unseren Moltke.

Gegen 8 Uhr morgens brachen wir mit starker Bedeckung von St. Marcel auf, zu sechs gereiht, meist Verwundete. Neben mir gingen meine oben erwähnten beiden Leidensgefährten und ein Freiwilliger von den Husaren, der durch einen Lanzenstich am rechten Arm verwundet war. Vor unseren Augen mußten die uns begleitenden französischen Mannschaften, wohl 50 an der Zahl, laden, dann wurden sie auf die einzelnen Rotten verteilt, und vorwärts gings in das unbekannte Land hinein. Vor unseren Blicken rollte sich ein bedeutsames, buntes und zugleich lebensvolles Bild auf; so weit das Auge sehen konnte, erblickte es die weißen Lagerzelte der Franzosen, die stundenweit auf der Ebene über die Felder hin zerstreut waren. Wir hatten das Biwak der ganzen französischen Rheinarmee vor uns, die nach meiner laienhaften Schätzung wohl 150 000 Mann betragen konnte. Erst jetzt wurde mir klar, einem wie zahlreichen Feinde unser kleines Häuflein gestern gegenübergestanden hatte. Ein bewegtes Leben war weit und breit auf der übersichtlichen Fläche zu sehn. Lärmend scharten sich die Soldaten um die Kochfeuer und bereiteten sich ihre Morgenmahlzeit, oder sie schäkerten mit leichtlebigen Marketenderinnen. Von der ernsteren Beweglichkeit unseres Lagerlebens, die sich besonders in dem Instandsetzen unserer Ausrüstung, in Appells, in Exerzierübungen selbst dicht vor dem Feinde bemerklich

macht, von der Ordnung in einer deutschen lagernden Heeresabteilung war hier nicht die Spur zu finden; alles lief bunt durcheinander, Betrunkene wälzten sich bachanalisch auf dem Boden, und als man unserer ansichtig wurde, stürzte man sich massenweise an den Weg, den wir zogen, gaffte uns an, machte uns eine Faust, wie Kinder zu thun pflegen, oder überhäufte uns mit Spottworten von nicht wiederzugebender Natur; jedenfalls war von der Gutmütigkeit, mit der wir in St. Marcel in Empfang genommen waren, auf unserem Marsche nichts mehr zu bemerken, die Franzosen waren ja jetzt weit vom Schuß, dachten wohl auch vorläufig an keine neue Schlacht, waren berauscht durch den vermeintlichen, ihnen vorgeredeten Sieg und ließen uns in ihrem Uebermut den Sieger fühlen.

Wir zogen durch Gravelotte. Das Dorf war angefüllt mit französischen Soldaten, welche lärmend um verschiedene Marketenderwagen sich drängten. Heißblütige Französinnen mit kecken Gesichtern verabreichten den Kriegern der großen Nation den unvermeidlichen Cognak und erwiderten die überaus losen Scherze, welche mit ihnen gemacht wurden, mit ausgelassenem Gelächter, nicht ganz jener Anmut bar, welche dem zarten Geschlecht unseres Nachbarvolkes auch in seiner übermütigsten Laune nicht völlig verloren zu gehen pflegt. Auf der breiten Dorfstraße machten wir Halt; man wußte augenscheinlich nicht, was man mit uns anfangen, wohin man uns bringen sollte. Von einem gutmütigen Franzosen erbettelte ich mir einige Birnen, um meinem hungrigen Magen doch wenigstens etwas anzubieten, und einige ganz harte Biskuits, an denen ich dann den ganzen Tag zu kauen hatte. Nach einer halbstündigen Rast brachen wir wieder auf, wir zogen querfeldein mitten durch das französische Lager. In der Ferne waren Truppen im Anzuge, über das ganze Feld streiften flüchtig geordnete Abteilungen, man schien sich von neuem zu konzentrieren. Ein weiter Artilleriepark dehnte sich nicht weit von uns zu unserer Rechten aus. Die Truppen schienen zu jubeln, oft begrüßten sie uns mit schallendem Gelächter.

„Votre fusil, nix bon“, riefen einige, „giff“ machten sie und fuhren verächtlich mit den Fingern bei ihren Ohren vorbei, dann bramarbasierten sie von ihrem Gewehr und schnarrten mit der Zunge durch die Zähne, als ob sie durch diese Laute die Gewalt ihrer Waffen uns andeuten wollten. Bei einer größeren Infanterieabteilung machten wir von neuem Halt. Ein Offizier erteilte hier einem gemeinen Soldaten einen Befehl, doch diesem schien derselbe nicht zu passen, er stellte sich keck in Positur, setzte sein Gewehr mit Geräusch zur Erde und antwortete dreist: „Non, mon capitain!“ der Offizier bat, schalt vergebens; — schließlich ließ er den Starrkopf laufen, das war französische Disziplin. Ein anderer Offizier trat zu mir heran und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein; er sprach ein gebrochenes Deutsch. Er fabelte ebenfalls von einer großartigen Schlacht, die Frankreich gewonnen, von dem bevorstehenden Untergang der Deutschen und von unserem großen Glück, daß wir auf so glimpfliche Weise durch unsere Gefangenschaft dem Tod und dem Verderben entronnen wären. Die ersten Schlachten hätten sie, die Franzosen, absichtlich verloren, um uns auf französisches Gebiet zu locken, wir wären richtig in die Falle gegangen, nun aber wären wir von einem Netze umgarnt, das wir nicht zerreißen könnten. Unser Kronprinz sei schon gefangen, den König der Prussiens und Monsieur Bismarck, auf den wir so große Stücke hielten, hätten sie nun auch sicher. Ich konnte nicht umhin, über diese Naivität zu lächeln, sie schien mir doch im Munde eines Offiziers eine gar zu große Unvernunft zu sein. Der Franzose hatte Lust, sein Gespräch noch fortzusetzen, unser Aufbruch hinderte ihn daran. In dem Dorfe Verneville machten wir wieder Halt, man wollte uns hier unterbringen, doch man hatte keinen Platz für uns, denn noch immer befanden wir uns innerhalb des weit ausgedehnten Lagers, in welchem jeder Stall schon seine Insassen hatte. So mußten wir denn trotz Hunger und Müdigkeit weiter marschieren; wir kamen durch Amanvillers, auch hier war alles vollgepfropft von Menschen, und schleppten uns schließlich weiter bis zu dem

Dorfe St. Privat. Hier gelang es unserer Bedeckung, die des ewigen Marschierens auch müde war, nach einer halbstündigen Unterhandlung, bei der es sehr aufgeregt zuging, uns unterzubringen, freilich nicht in Häusern, sondern auf einem mit einer Steinmauer umgebenen Rasenplatz, wie sich solche in französischen Dörfern überall finden; in Friedenszeiten treibt man hier das Vieh hinein und läßt es weiden. Der Platz lag nicht gar weit von der Dorfkirche in der Fortsetzung jener Häuserreihe, um welche am folgenden Tage so blutig gestritten werden sollte. Kavalleristen in langen weißen Mänteln, dazu eine bedeutende Anzahl von Linienfoldaten, die, ihre Thonpfeifen im Munde, auf der rings den Platz umgebenden Mauer saßen, bewachten uns. Es war bereits Abend geworden und fing an, empfindlich kühl zu werden, so suchten wir uns denn Reisig zusammen und machten uns dicht unter der Mauer Feuer an. Endlich brachte man uns auch Fleisch, uns allen, die wir zwei Tage nichts Ordentliches gegessen hatten, sehr willkommen. Die Franzosen liehen uns ihre Kochkessel, freilich nur auf eine Stunde, so daß wir das Fleisch noch ganz hart und halb roh genießen mußten. Aber es war doch wenigstens eine Stärkung in der Not, und die dünne Brühe wärmte den Leib. Gegen 9 Uhr streckte ich mich ins Gras, meine Leidensgefährten neben mir, denen ich von meinem Mantel einen Zipfel abgab. Um uns herum lärmten die Franzosen, stimmten Kriegsgesänge an oder einige von jenen schlüpfrigen Liedern, an denen die französische Sprache so reich ist, spielten Karten oder schwatzten in ihrer üblichen exaltierten Weise, die uns nüchternen Deutschen ordentliche Nervenerregung verursacht. Diesen Lärm nahm ich mit hinüber in meinen Schlaf, den wundersame Träume belebten. Als ich am frühen Morgen erwachte, hatte ich ein unbestimmtes Gefühl davon, daß ich in der Nacht gefroren hatte; die Füße waren mir ganz steif, mein Mantel verschwunden, ihn hatte mein Genosse zur Rechten, ein gewisser Struensee, im Schlaf für gute Ware an sich gerissen und sich ganz fest in denselben eingesponnen. Die Franzosen um uns herum waren schon munter, sie kochten

sich ihren Morgenkaffee, auch ich erstand einen halben Kochkessel davon, den wir Drei uns ausgezeichnet schmecken ließen, so dünn er auch war.

Allmählich stieg die Sonne am Horizont empor, glühend und ohne Nebelhülle, der Himmel färbte sich mit tiefem Blau zu einem heißen Tage, der von Stunde zu Stunde glühender wurde. Wir machten uns ein Schutzdach gegen den Sonnenbrand, indem wir auf in die Erde gesteckten starken Zweigen meinen Mantel breiteten, und erwarteten so unter ziemlich hoffnungslosen Gesprächen die Dinge, die da kommen sollten. Unter anderen Verhältnissen hätte mich das sich vor mir ausdehnende Panorama wahrscheinlich entzückt. St. Privat liegt auf einer Anhöhe, von der aus man eine weite Rundschau halten konnte. Hinter uns erstreckte sich ein dichter, aber nicht hochstämmiger Wald, der eine mit leichten Terrainwellen durchsetzte, langsam abwärts fallende Ebene umrahmte, auf der hingestreut zwischen fruchtbaren Feldern eine Menge großer Dörfer und zahllose einzelne Fermen lagen. Hie und da blickte aus dichterem Blätterschmuck der wundersame Oberbau eines Chateaus heraus, gewiß irgend einem reichen Grundbesitzer oder einem der vielen französischen Gräflein zugehörig. Von Dorf zu Dorf, von Ferme zu Ferme spannen sich nun die weiten Lagerzelte des französischen Heeres; weithin sichtbar waren die roten Hosen der französischen Soldaten, welche um die Lagerfeuer sich tummelten. Signale ertönten, Lagermusik erschallte umher, hie und da befanden sich Kolonnen auf dem Marsche, deren Gewehre in der klaren Morgensonne blitzten. Oefters jagte auch ein vereinzelter Reiter oder ein Trupp Kavalleristen über das weite Feld, aber nirgends waren die Anzeichen einer Schlacht, die Vorbereitungen zu einem ernsteren Gefecht zu bemerken. Die deutschen Heere schienen wie weggeblasen zu sein. Den ganzen Vormittag über ertönte kein Schuß, der Mittag zog schweigend heran, die französischen Soldaten kochten sich ihre Mahlzeit so ruhig, als gäbe es keinen Feind mehr auf französischem Boden. Da plötzlich brauste ein dumpfer Ton durch die Luft wie fernes

Wetterrollen und noch einer und noch einer! Das war kein Zweifel, es war Kanonendonner, ganz von der entgegengesetzten Seite drang er zu uns herüber. Wir horchten gespannt auf, mein Herz schlug lebhaft, deutlich hörbar pochte es gegen meine Rippen. „War es ein Angriff der Deutschen?“ „Gebe es Gott!“ sagte ich zu meinem Nachbar und drückte ihm wie zur Bekräftigung eines heißen Wunsches die Hand. Die Luft war rein, das Auge konnte in die Ferne dringen, ganz unten im Süden glaubte ich kleine sich ringelnde Wölkchen in die Luft steigen zu sehn. Machten die Deutschen heute an dieser Stelle einen Angriff, konnten wir am 16. August nicht vollständig geschlagen, sicherlich nicht in schimpfliche Flucht getrieben sein. Dieser Gedanke hob meine Zuversicht, welche von Minute zu Minute mit dem jetzt deutlich vernehmbaren, stetig wachsenden Donner der Geschütze stieg. Inzwischen waren auch unsere Wächter aufmerksam geworden, sie wurden unruhig und spähten in die Ferne. „Une bataille“, meinte einer, die dicht hinter mir auf der Mauer saß und kratzte sich hinter die Ohren, diese Gewißheit schien ihm ganz und gar nicht angenehm. Im französischen Lager wurde es lebendig, auf der ganzen Ebene vor mir wurden die Lagerzelte abgebrochen, die Soldaten rüsteten sich zum Abmarsch; von hinten her kamen über den Berg größere Kolonnen gezogen, sie eilten dem Kanonendonner entgegen; Reiter flogen in größerer Anzahl durch das Lager, in der Ferne ertönten Signalhörner. In unserer Nähe blieb noch alles ruhig, aber fieberhafte Spannung herrschte unter den französischen Soldaten. Die blauen Ringe mehrten sich unten am Horizont, der Kanonendonner wuchs und gewann an Ausdehnung zu uns hin, schien uns in weitem Halbkreise umspannen zu wollen. Das war ohne Zweifel ein umfassender Angriff von Seiten der Deutschen. „Nur einen Sieg, und es ist alles gut,“ sagte ich zu mir. Aber diese gewaltige französische Armee, die jetzt von allen Seiten aus der Erde zu wachsen schien, wird die zu überwinden sein? Vielleicht mit Gottes Hilfe und deutscher Tapferkeit. Schon stiegen von drüben her dichte Wolken auf,

sie rührten jedenfalls von brennenden Häusern her; der Kranz dieser Wolken erweiterte sich, eine neue Heeresabteilung mußte angreifen, denn näher zu uns her wirbelten die verhängnisvollen blauen Ringe in die Luft empor, und dort in der Ferne brannte ein Dorf; der Donner der Geschütze wurde tosender. Mit gewaltiger innerer Erregung, aber ruhig auf meinem Platze liegend, folgte ich diesem Schauspiel; ich sah in weitem Halbbogen um die französische Armee die Schlacht vom entgegengesetzten Flügel her sich entwickeln, immer mehr Dörfer und Gehöfte gingen in Flammen auf; im französischen Lager ward es immer lebendiger, von überall her zogen dichte Kolonnen heran, Artillerie jagte über die wellige Ebene. Der Schauplatz des Kampfes schien von uns noch entfernt zu sein, denn noch standen um St. Privat herum die weißen Lagerzelte, die Soldaten hatten sich rottenweise zusammengedrängt und spähten hinüber nach den Rauchwolken des immer größere Ausbreitung gewinnenden Kampfes. Schon vermochte ich Kleingewehrfeuer zu unterscheiden; schon hörte ich schräg vor uns, wenn auch noch ziemlich fern, das Rollen der Schlacht, und schon sah ich, wie in Amanvillers die Granaten einschlugen, aus dem plötzlich wirbelnd eine dicke Rauchsäule, gerötet von züngelnder Flamme, in den Himmel stieg.

Gegen 2 Uhr etwa mochte es sein, als ein französischer Offizier zu uns trat und uns in gebrochenem Deutsch also anredete:

„Sie höre den Kanonendonner, bleibe sie ruik liege, wer sich rührt, der ist tot.“

Ob die Herren Franzosen vor uns wehrlosen Leuten Furcht hatten? Fast schien es mir so, jedenfalls hatten sie uns so gut bewacht, daß unsere bewaffnete Bedeckung an Zahl uns fast gleich war. Noch saßen sie alle auf der Mauer und schauten mit entsetzten Gesichtern hinüber nach der sich entwickelnden Schlacht, da plötzlich schwirrte es heran, uns unvermutet; mit Prasseln schlug es in eine nicht weit von uns gelegene Scheune, die Dachziegel rauschten herunter und fielen mit Getöse auf die Dorfstraße. Wie ein Wetter waren die Franzosen von der Mauer

herunter, schon schlug eine zweite Granate ins Dorf, und von vorn her jagten über das freie Feld zersprengte Haufen flüchtiger Linientruppen. Die Massen derselben wuchsen, gleichsam verfolgt von krepierenden Granaten, die jetzt Schlag auf Schlag in den aufspritzenden Boden einfielen. Ledige Pferde jagten über das Feld, Batterieen sprengten heran, andere rasten in aufgelöster Ordnung zurück, und dazu rings umher die weithin sichtbaren brennenden Dörfer und Gehöfte, vor allem das auflodernde Amanvillers, ein furchtbarer, erhabener Anblick!

Jetzt wurde es auch bei uns lebendig, Signalhörner ertönten mit verwirrendem Klang, Geschrei der Truppen, Umstürzen der Lagerzelte, Zusammensuchen des Gepäcks, Auf- und Niederfluten großer Infanteriemassen, Heraneilen von Artillerie, von Kavallerieabteilungen, das alles spielte sich in nicht zu beschreibendem Durcheinander vor meinen Augen ab. Endlich erschien ein Offizier an der Oeffnung unserer Hürde und winkte uns; er wagte sich nicht auf den freien Platz; wir folgten seinem Wink, und nun ging es mit Eilschritt mit samt unserer fluchenden Bedeckung durch die Dorfstraße bis hinter das Dorf, wo in einer Terrainvertiefung ein großer Wagenpark aufgefahren stand. Hier machten wir Halt und sahen nun, wie auch vom Hintertreffen her sich verschiedene Regimenter auf St. Privat zuzogen, auf der Höhe des Dorfes Artillerie auffuhr, die gleich hinüber in die Ferne zu feuern begann, wie immer noch Granate auf Granate in das Dorf schlug, das bald das Schicksal der übrigen auf dieser furchtbaren Ebene teilte und an mehreren Stellen in Flammen aufging.

Als ich, das furchtbare Schauspiel vor mir, in Gedanken verloren, die Blicke auf St. Privat geheftet, dastand und mit geheimer Freude den gewaltigen Halbkreis der großen Schlacht, deutlich erkennbar an den brennenden Gehöften und dem wirbelnden Rauch platzender Granaten, meinen Sinnen einzuprägen mich bemühte, trat ein französischer Offizier zu mir heran und reichte mir freundlich seine lederne Feldflasche dar, die er mit gutem französischen Wein gefüllt hatte. Ich nahm den erquickenden

Trunk dankbar an, gab ihm seine Feldflasche zurück und wollte mich eben von ihm abwenden, als er mich in gutem Deutsch also anredete:

„Was meinen Sie zu dieser Schlacht?"

„Es scheint eine Entscheidungsschlacht zu sein," entgegnete ich.

„Ich glaube es auch," meinte er, „und eine günstige für die Deutschen, darauf können Sie sich verlassen. Die Franzosen sind ein zu leichtsinniges Volk, das scharfe Kirschwasser ist ihnen viel lieber, als die Disziplin!"

„Wie soll ich das aus dem Munde eines französischen Offiziers und noch dazu angesichts einer großen Schlacht mir deuten?" fragte ich ihn, verwundert über die rücksichtslose Berührung von Schwächen seiner eigenen Armee.

„Das darf Sie nicht in Staunen setzen," sagte er lachend, „ich bin ein Franzose nur dem Rocke nach, sonst ein Preuße, ebenso gut wie Sie. Einst war ich Musikmeister in einem preußischen Regiment; eine kleine Unregelmäßigkeit, — Sie verstehen wohl, — zwang mich, — nun, wie soll ich sagen?, — mich schleunig unsichtbar zu machen, ich floh und ließ mich in Frankreich werben. So finden Sie mich hier als officier de music mit Offiziersrang, den ich in meiner alten Heimat nie erlangen konnte. — Und doch!" — er unterbrach sich und schnippte mit dem Finger. „Aeh," fuhr er dann fort, „wozu über Dinge klagen, die nicht mehr zu ändern sind! Aber eins glauben Sie mir, ich gäbe viel darum, könnte ich jetzt da drüben stehn. Genug davon! — Heute wird Frankreich von seinem Schicksal ereilt, ich weiß es bestimmt, denn ich kenne die Deutschen!"

„Wollte Gott, Sie sprächen wahr, Landsmann!" erwiderte ich. Er that mir leid in diesem Augenblick, dieser Mußfranzose, wenn ihn auch eigene Schuld aus seinem Vaterland vertrieben hatte.

Während dieses Gesprächs war der Kampf vor uns immer heftiger geworden, furchtbar war das Getöse des Geschützdonners, das Geknatter des Kleingewehrfeuers, auf dem ganzen weiten Terrain vor mir war die Schlacht in lebhaftem Gange; bald

tönte auch das Geschnarr der Mitrailleusen durch die pulverschwangere Luft. Dicht neben uns wurde zum Sammeln geblasen, die lagernden Soldaten sprangen auf und ordneten sich.

„Jetzt muß auch ich eilen," sagte mein in so überraschender Weise aufgefundener Landsmann, „die Trompete ruft. Lassen Sie es sich gut gehn, — vielleicht später einmal auf Wiedersehn in der Heimat. Mein Name ist Tailleur, — Schneider, — und der Ihre? — Schnell, schnell!" —

Ich nannte ihm meinen Namen, und er stürzte fort, noch ehe ich etwas weiteres antworten konnte, war er in dem wilden Gewühle um mich her verschwunden.

Immer dichtere Truppenmassen wälzten sich nach St. Privat hinein, das gerade in diesem Augenblick von einem Hagel von Geschossen überschüttet wurde. Der hinter dem Dorfe aufgefahrene Fuhrpark brach eilig auf, er jagte die Chaussee hinab nach Metz zu; viele Pferde wurden scheu, die Wagen fuhren zusammen und stürzten in namenloser Verwirrung über- und durcheinander. Das Gebrüll der Schlacht glich jetzt dem des 16. August, nur schien ihr Terrain bei weitem ausgedehnter. Jetzt wurden auch wir unter starker Infanteriebedeckung rückwärts getrieben. Etwa 1000 Schritt hinter St. Privat liegt die Ferme Marengo, hier hielt der französische Stab, eine glänzende Kavalkade. Durch ein Fernrohr schaute ein höherer Offizier, von vielen Adjutanten umgeben, nach dem angreifenden Feind hinüber; ich weiß nicht, ob es Bazaine selber gewesen. Wir zogen eilend vorbei, dem Walde zu. Die Chaussee fällt hier abwärts in einen kleinen Kessel. Die Gegend war überraschend anmutig, mit herrlicher Laubwaldung bestanden. Etwas dumpfer drang das furchtbare Rollen der Schlacht in diesen Grund, unheimlich fast. Ich wagte es, mich umzuschauen, und erblickte mit Befriedigung zurückweichende französische Truppenmassen, die in vollständiger Auflösung den hinter St. Privat liegenden Waldungen zujagten. Der an meiner Seite gehende, etwas grimmige Franzose verbot mir, mich noch einmal umzusehn, sonst würde er mich

niederstechen wie einen chien. Das war nicht mißzuverstehn, und ich hütete mich von nun an, meinen Kopf noch einmal nach rückwärts zu wenden. Im Walde, den wir nunmehr erreichten, stieg die Chaussee wieder an, bald kamen wir auf eine Waldblöße, von der aus wir einen herrlichen Ausblick hatten. Mit einem wahren Wohlbehagen zeigte in stolzem Selbstbewußtsein mein grimmiger Wächter in die Ebene hinab.

„Metz" sagte er und warf sich in die Brust. Da lag sie vor uns, jene jungfräuliche Feste, die noch keinen Feind in ihren Mauern gesehn, die der spanische Karl umsonst belagert hatte; da lag sie vor uns in grünender Ebene mit ihren Wällen und Türmen, gelagert an rebenschimmernden Hügeln des lieblichen Moselthals. Wie ein silberner Faden wand sich der Fluß durch blühende Gefilde und umschlang die Forts, die aus demselben wie eherne Ritter emporragten. Dominierend blickte die mächtige Höhe des befestigten St. Quentin in das Land, aus der Ferne schaute der St. Julien zu uns herüber. Die herrliche Kathedrale, jetzt freundlich von der Sonne vergoldet, strebte über das Häusermeer empor. Und als ob diesem freundlichen Bilde der Friede nicht fehlen sollte, der Lärm der Schlacht war plötzlich für uns verstummt, er drang wohl nicht mehr zu uns herüber, sondern fing sich in dem Grunde, den wir soeben passiert hatten. Wir hielten uns auf unserem ferneren Marsche auf dem Höhenrande, über den die Chaussee läuft, und gingen im Halbkreise um das Moselthal herum. Bald gelangten wir in ein Dorf, welches hart am Rande des Plateaus liegt und mit seinen Gehöften bis an den Fuß desselben hinabreicht. Es war Saulny, mir aus späterer Zeit noch gut bekannt geworden. Hier machten wir Halt, im Angesichte des Plappeville, an dessen Armierung stark gearbeitet wurde. Im Dorfe herrschte ein reges Treiben, möglichst leichtlebig nach Franzosenart. Um eine Wein- und Schnapsschenke drängten sich ausgelassene, halbtrunkene Soldaten, ebenso um einen Marketenderkarren; ein frivoles Frauenzimmer, welches dort postiert war, angethan mit einer Uniform, begrüßte uns

mit schallendem Gelächter, betrunkene Soldaten zupften uns an den Röcken und trieben allerlei kränkende Späße mit uns. Einer handelte mit mir um meinen Helm, auf den er es abgesehen hatte, bot mir sechs Franken dafür und schimpfte mich preußischer Hund, als ich auf diesen Handel nicht eingehn wollte. Ich ließ ihn reden. Man schien hier noch keine Ahnung davon zu haben, was vorn vorging, wenigstens sich nicht darum zu kümmern. Wir hatten hier einen längeren Aufenthalt; da ich überaus müde war, setzte ich mich auf den Boden und kaute an einem harten Biskuit, welches ich vom vorigen Tage her noch in der Tasche hatte. Von einer anderen Nahrung war überhaupt für den heutigen Tag nicht die Rede. Erst gegen Abend brachen wir wieder auf, und nun ging es geradeswegs das Plateau hinunter nach Metz hinein.

In der jungfräulichen Stadt empfing man uns mit den lebhaftesten Zeichen des Unwillens. Selbst Damen der Aristokratie entblödeten sich nicht, uns von ihren Fenstern aus mit unzweideutigen Kundgebungen ihrer Wut zu verunglimpfen. Ich will die auf den Straßen von Metz erlebten Scenen hier nicht schildern, möge Stillschweigen diese unhöflichen Ausbrüche nationalen Hasses bedecken. Man führte uns durch die minder belebten Straßen in ein Festungswerk, das durch Wälle und Pallisaden nach der Straße zu eng geschlossen war. Rechter Hand, an einem freien Platz gelegen, befand sich das Haus des Wallmeisters, nicht weit davon floß die Mosel, auf die wir nunmehr unsere sehnsüchtigen Blicke lenken konnten. Mit Erdwällen bedeckte, in gelbem Stein aufgeführte Kasematten, zwei Stockwerk hoch, bildeten einen Halbkreis, dessen Sehne durch einen hohen dichten Zaun hergestellt war. Treppen führten auf das Erddach der Kasematten hinauf, welche oben eine Brüstung zeigten, an der viele Posten, die Gewehre im Arme, lehnten und in die Ferne spähten. Durch den oben erwähnten Zaun, vor dem zwei Doppelposten Wache hielten, wurde ein kleiner, abgeschlossener Hof gebildet, in den wir nun geführt wurden. Hier empfing uns ein

schon betagter Sergeant, der uns wie die Schafe abzählte und die Stärke des Transports sorgsam in einem Taschenbuch notierte. Die Kasematten waren schon mit vielen preußischen Gefangenen gefüllt, die in den Gefechten um Saarbrücken oder auch am 16. August in anderen Phasen der Schlacht in Feindeshand gefallen waren. Sie hatten sich in den niedrigen Gewölben auf den ihnen angewiesenen, mit Stroh bedeckten Pritschen fast alle schon aufs Ohr zum Schlafen gelegt und nahmen die neuen Ankömmlinge, die eine unfreiwillige Vermehrung der ohnehin schon eng zusammengestopften Insassen dieses unfreiwilligen Asyls ausmachten, einigermaßen ungnädig auf, wenigstens rückten sie nicht vom Flecke. Wir hatten die größte Mühe, uns einen Platz zu erobern, umsomehr, als die Franzosen sich weiter um uns nicht kümmerten, sondern uns allein für unsere Unterkunft sorgen ließen. Ein Fleckchen von 4 Quadratfuß war unter solchen Umständen ein überaus wertvoller Besitz. Nach langem vergeblichen Umhertappen und Parlamentieren errang ich einen Platz in der Ecke eines niedrigen, halbbogenförmigen Fensters. Dort hinein kauerte ich mich, obgleich mir die Zugluft, die scharf durch die zerbrochenen Scheiben drang, kalt und schaurig über den Rücken fuhr. Wir waren in den engen, niedrigen gewölbten Räumlichkeiten in der That wie die Häringe zusammengelegt, denn keiner vermochte sich auszustrecken, ohne einen andern in der empfindlichsten Weise zu stoßen. Da gab es denn erst mancherlei Püffe, ehe wir uns so weit zusammengeschachtelt hatten, daß wir überhaupt nur alle Platz fanden. An Schlaf war für mich in dieser Nacht nicht zu denken; einmal quälte mich ein ganz schrecklicher Hunger, wie ich ihn bisher noch nicht empfunden hatte, fürs andere weckte mich alle Augenblicke die zugige Nachtluft aus dumpfen Träumereien. So erwartete ich denn in einem Zustand der Apathie den Tag, der mir endlos lange auszubleiben schien. Endlich graute er heran, nun erst übersah ich, wie eng wir gebettet waren. Etwa 600 Mann aller Waffengattungen lagen hier Kopf an Kopf, umgeben von einer Atmosphäre, die

aller Beschreibung spottete. Mich drängte es nach frischer Luft, ich ging hinunter in den Hof, verschaffte mir in einem irdenen Napfe etwas Wasser und wusch mich, so gut es gehn wollte. Leider konnte ich mein überaus schmutziges Hemd nicht wechseln, keine ganzen Strümpfe anziehn, beide Bekleidungsgegenstände mußten in ihrem jämmerlichen Zustande noch manchen Tag aushalten. Statt des Morgenkaffees genoß ich einen Trunk frischen Wassers und weichte ein Stück harten Biskuits in demselben auf, um doch wenigstens etwas in meinem hungrigen Magen zu haben. Morgens um 8 Uhr war Appell, wir versammelten uns alle unten auf dem Hofe, dann erschien der Offizier der Bastion, dessen besonderer Obhut wir anvertraut waren, und verlas zuerst die Namen derjenigen, welche schon in seiner Liste eingetragen waren, dann mußten wir Neu-Angekommenen ihm unseren Namen nennen, die er ebenfalls in seiner Liste verzeichnete. Der arme Mann hatte seine große Not bei diesem Geschäft; unsere ihm fremden Namen aufzufassen, machte ihm fast unüberwindliche Schwierigkeiten; wir konnten sie ihm noch so oft vorbuchstabieren, er begriff sie nicht und schrieb schließlich ganz Verkehrtes in seine Liste. Im übrigen war der Offizier freundlich und versprach uns, für unsere Nahrung so bald als möglich Sorge tragen zu wollen. Nach Beendigung seines Appells verließ er den Hofraum, den er sorgfältig verschloß, und überließ uns unserem Schicksal. Ich hatte nun Zeit, die Gefangenen einer genaueren Musterung zu unterziehn; es waren Leute aus den verschiedensten Regimentern, etwa 10 Vizefeldwebel, Vizewachtmeister und Fähnriche darunter, welche, wie ich bald von ihnen erfuhr, ein abgeschlossenes Zimmer für sich innerhalb der Kasematten bewohnten. Ich erlangte mit meinen Leidensgefährten wegen Mangel an Raum einen solchen Vorteil nicht, sondern war froh, als ich mit Hilfe eines französischen Feldwebels in dem größeren Kasemattenraum einen wenigstens bequemeren Platz, als der war, an dem ich die erste Nacht hatte kampieren müssen, eroberte. Auf dieser Stelle habe ich dann die ganze Zeit meiner Gefangenschaft

geschlafen und häufig auch am Tage gelegen, wenn ich nicht unten auf dem Hofe war oder den Vizefeldwebeln in ihrem besonderen Zimmer, das außer den Pritschen wenigstens noch einen großen Tisch enthielt, einen Besuch abstattete. Der französische Feldwebel war ein freundlicher Mann und hat besonders mir einen großen Liebesdienst erwiesen, den ich nicht unerwähnt lassen will. Für all mein Silbergeld, welches ich besaß, es war dies etwa im Werte ein Thaler, hat er mir nämlich einen offenen Brief, den ich an meine Eltern schrieb, mit der Benachrichtigung von meiner Lage und meinem sonstigen Wohlsein zu unseren Vorposten hinausgeschafft, und dieser Brief ist in der That durch das 1. Armeekorps in meinen Heimatsort gelangt und glücklicherweise bald nach der offiziellen Todesnachricht eingetroffen, welche mein Regiment an meine Eltern sandte.

Unter den Gefangenen befand sich ein Reserveunteroffizier vom 40. Regiment, der am 2. August bereits in Feindeshand gefallen war. Dieser war Kaufmann in einem bedeutenden Pariser Geschäft gewesen und der französischen Sprache wohl kundig. Dieser Umstand mochte ihm wohl das Vertrauen des wachhabenden Offiziers erworben haben, wenigstens war er bei der Besorgung der Gefangenen die rechte Hand desselben und der einzige von uns, der frei in der Stadt umhergehn durfte. Dieser riet mir, daß ich mir durch ihn so bald als möglich Chokolade und andere Dauersachen in der Stadt kaufen lassen sollte, denn es könnte sein, daß den Franzosen die Lebensmittel bald knapp würden und daß auch wir dann hungern müßten. So verschaffte ich mir denn mit einem Teil des wenigen preußischen Papiergeldes, welches ich noch besaß und für das mir ein jüdischer Wechsler, der sich in der Bastion einfand, zwei Frank pro Papierthaler gab, eine eiserne Ration, bestehend aus einigen Pfund Chokolade, außerdem französischen Tabak, eine Thonpfeife und endlich auch noch einen Blechlöffel, um gegebenen Falls wenigstens essen zu können. Um 10 Uhr etwa erschien ein Arzt, um unsere Wunden zu besichtigen; es war dies das

einzige Mal, daß ein solcher kam, ich habe in Metz keinen wieder gesehen.

Bald darauf trat der schon mehrfach erwähnte Offizier wieder in unsere Bastion und befahl uns, ihm zu folgen. Er führte uns vor das Haus des Wallmeisters, vor welchem an einem großen Tische ein höherer Offizier saß, der vor sich mancherlei Schriften und auch unser Namensverzeichnis ausgebreitet hatte. Dieser Offizier war ein schöner Mann mit rabenschwarzem Haar, einer kühn gebogenen Nase und einem dunklen, stechenden Auge. Er rief uns alle namentlich auf, richtete an uns in strengem Ton verschiedene Fragen in vollständig fließendem Deutsch und machte sich je nach unseren Antworten verschiedene Bemerkungen. Er hatte von der ganzen Einrichtung unseres Heeres und der Zusammensetzung unserer Korps die genaueste Kenntnis.

„Sie sind Reserveunteroffizier?" redete er mich an; ich bejahte diese Frage.

„Also Einjährig-Freiwilliger gewesen?" bemerkte er kurz.

„Vierundzwanzigstes Regiment!" fuhr er dann wie im Selbstgespräch fort, „also drittes Armeekorps! das sechszigste Regiment ist von Ihrem Korps abkommandiert, ist es nicht so?" fragte er mich dann barsch.

„Das weiß ich nicht!", war meine Antwort.

Als er uns in dieser Weise einen nach dem anderen ausgeforscht hatte, sagte er zum Schluß wegwerfend: „Nun, Gott sei Dank, dann haben wir ja die ganze Armee des Prinzen Friedrich Carl auf dem Halse!"

Nach dieser Aeußerung zu schließen, mußte es mit den Franzosen so besonders nicht stehn, vielleicht war ihnen die gestrige Schlacht übel bekommen.

Nach diesem Examen wurden wir wieder in unseren Hof zurückgeführt. Soeben ward von einem Wagen Weißbrot abgeladen und ansehnliche Stücke eines geschlachteten Rindviehs. Das war für hungrige Leute eine angenehme Aussicht. Zurichten

mußten wir uns das Fleisch freilich selbst. Zu diesem Zwecke wurden im Geiste echt preußischer Disziplin von dem ältesten Vizefeldwebel die gefangenen Mannschaften auf dem Hofe versammelt und in Korporalschaften zu dreißigen abgeteilt, über deren je eine ein oder zwei Chargierte gesetzt wurden. So erhielt auch ich meine Korporalschaft während der kurzen Dauer meiner Gefangenschaft. Die ganze Maßregel wurde überhaupt in bester Ordnung durchgeführt; die Leute gehorchten auch in der Gefangenschaft willig ihren Vorgesetzten nach dem ihnen anerzogenen Geiste militärischer Pflichterfüllung. Sechs Gemeine wurden dann als Köche bestellt. In dem unteren Raum der Kasematten befand sich eine große Küche, in welcher ein Herd mit mächtigen eingelassenen Kochkesseln stand. Hier wurde unser Fleisch gekocht und korporalschaftsweise verteilt. Von dem Korporalschaftsführer erhielt dann jeder sein ihm zugemessenes Stück Fleisch in die freie Faust. Mit Reis oder Mehl versetzte Fleischbrühe wurde dann in große, von den Franzosen gelieferte irdene Schüsseln gethan und diese dann auf das Steinpflaster des Hofes gesetzt. Um diese Schüsseln lagerten wir uns dann zu sechs und fuhren wie auf Kommando mit unseren Blechlöffeln in dieselben hinein. Die Kost war gewiß einfach und sicher auch nicht übermäßig sauber zubereitet, aber man verlernt den Ekel in solchen Lagen, und ich kann versichern, daß mir meine Suppe, die ich des Mittags bekam, stets trefflich geschmeckt hat, auch wenn ich sie mit sechs unbekannten Leuten aus einer Schüssel essen mußte. Die Portionen, namentlich die Fleischportionen, waren klein; Brot empfingen wir, wie gesagt, nur in den ersten Tagen, da mußte denn meine Chokolade aushelfen, doch mußte ich auch mit dieser sparsam sein.

Am zweiten Tage hatten wir jeder eine wollene Decke erhalten, so wurde das Lager für die Nacht wenigstens erträglich. Nach einigen Tagen wurden etwa dreihundert Gefangene aus der Bastion fortgelegt, so bekamen wir mehr Raum und konnten, natürlich unseren Verhältnissen angemessen, unseren Zustand immer

noch leidlich nennen. Daß meine Stimmung in dieser ganzen Zeit trotzdem gerade keine heitere war, wird jeder begreifen können, der seine Freiheit liebt. Wie manchmal habe ich mit meinen Leidensgefährten in der Abenddämmerung unten auf unserem engen Hofe gestanden und hingeblickt auf die schöne Mosel, die da frei und ungebunden dahinströmte dem grünen Rheine zu, und wir waren festgehalten auf diesem engen Raum, bewacht von vielen Bewaffneten, gleichsam eingekerkert im fremden Land, von den Waffenbrüdern fern, in unserem Schicksal abhängig von der Großmut oder Willkür unserer Feinde. Dazu kam die Sorge um meinen Bruder, von dem ich nicht wußte, ob er noch unter den Lebenden weilte, denn ich hatte von ihm, seit er am 16. August im Tronviller Busch mit mir seine letzten Cigarren geteilt, nichts mehr gehört und gesehn; auch das ängstigte mich, daß meine Eltern nicht wußten, was aus mir geworden war, vielleicht zählten sie mich schon zu den Toten.

Nur einer unter uns, ein Musketier vom 20. Regiment, ein echtes Berliner Kind, schien sich mit seinem Schicksal einigermaßen ausgesöhnt zu haben. Jeden Nachmittag hielt er auf dem Hof der Bastion große Revue ab. Ein stämmiger Braunschweiger Husar, auf dessen Schultern er stieg, diente ihm als Streitroß; eine große Kelle aus der Küche war sein Schwert, und so galoppierte er stolz um den Hof herum, ließ dann einen großen Teil der gefangenen Soldaten antreten und sie im Parademarsch bei sich vorüber marschieren. Natürlich spendete er niemals Lob, aber desto mehr Tadel und bediente sich dabei der Wendungen, welche er wohl einst von seinen Vorgesetzten bei ähnlicher Gelegenheit vernommen hatte. Die ganze Geschichte war sehr drollig, mit Staunen sahen die Franzosen draußen vor dem Palliſadenzaun zu und erschraken ordentlich über seine Stentorstimme, wenn er mit erdichtetem Zorn die meist in krummer Linie vorbeikommenden Reihen anfuhr. Wir nannten ihn nun den General, und er war ordentlich stolz auf diesen Titel. Der als Streitroß dienende Husar empfing den Namen Cäsar, einige

meinten, man müsse ihn Atlas taufen. Jedenfalls brachte dies sich täglich wiederholende Exercitium einige Abwechslung in unser eintöniges Leben, sonst strichen mir die Tage überaus langsam dahin, wie es immer geschieht, wenn der Mensch ohne Beschäftigung ist und seine Gedanken zügellos durch sein Gehirn fluten. Wie oft habe ich stundenlang auf einem Strohbündel im dumpfen Kasemattenraum gesessen oder unten auf dem Hofe auf einem Stein am Zaun und über mein Schicksal nachgedacht. In verzweifelter Stimmung bin ich dann oft mit meinen Augen den blauen Ringen aus meiner Thonpfeife gefolgt, sie dehnten sich und lösten sich auf, aber der dumpfe trübe Kreis meiner Gedanken nicht, er blieb und legte sich wie eine niederdrückende Wolke auf meine Seele.

Nur selten ließ ich mich abziehn durch Kartenspiel, selbst der studentische Skat hatte seinen Reiz für mich in der Gefangenschaft verloren. Zuweilen entführte mich die Unterhaltung mit meinen Mitgefangenen meinem melancholischen Nachdenken. In diesen Tagen erfuhr ich noch manche Episode von der Schlacht am 16. August, hörte durch die, welche ihn mitgemacht, Näheres von dem Todesritt der Kürassiere und Ulanen, vernahm von dem Untergang der braven 16er und 57er und den Riesenverlusten des 52. Regiments. Die angenehmsten Stunden verlebte ich noch auf dem Zimmer der Vizefeldwebel. Hier vergaßen wir im gemeinsamen Gespräch unsere Leiden, sangen hie und da ein patriotisches Lied oder hatten unsere Ergötzung an dem etwa zwölfjährigen Knaben des Wallmeisters, der oft auf diesem Zimmer war. Er besorgte uns für unser gutes Geld Cigarren und Wein fast jeden Tag aus der Stadt, ließ mit sich allerlei Späße machen, war aber im übrigen ein eingefleischter Preußenhasser. Es wirkte überaus komisch, wenn er nach richtiger Gassenjungenart auf Französisch über die Preußen herzog, dann wurde er überaus lebhaft, stampfte wie unsinnig mit seinen Füßen und rollte seine Augen wie Mühlräder im Kopfe herum. Machte er es uns zu bunt, warfen wir ihn hinaus, aber er kam unverdrossen

wieder, ließ sich im Scherze durchprügeln, sprang auf unseren Schoß oder Rücken und trieb nach Kinderart allerlei tolles Zeug. Eines Tages trat er triumphierend in die Kasematte, er hatte zwei große bunte Bilderbogen in der Hand, die er in der Stadt gekauft hatte. Sie stellten Karrikaturen von unserem König und Bismarck dar. Der in ihnen wiedergegebene Witz war plump und grob. So war zum Beispiel Bismarck als Koloß von Rhodus dargestellt, der mit je einem Beine auf den beiden Ufern des als Bach gedachten Rheines stand, unter ihm durch schwamm ein halbes Dutzend Papierkähnlein, und unter dem Ganzen prangte die Unterschrift: „La flotte prussiene“. Dergleichen Bilder werden in Metz in jenen Tagen genug feilgeboten sein. Der Junge zeigte mit höhnischen Bemerkungen auf die beiden verunstalteten Figuren von Personen, die jeder echte Deutsche als etwas Erhabenes verehrt. Wir ersuchten ihn energisch, die Bilder uns aus den Augen zu schaffen, da warf er sie auf die Erde, trat mit den Füßen darauf und rief trotzig: „A bas les Prussiens“. Das war uns denn doch zu stark, wir jagten den Jungen mit einigen Püffen hinaus, und er kam nicht wieder.

Peinlich war uns die Ungewißheit darüber, wie draußen die Sachen standen, wir vernahmen so gut wie gar nichts. Zwar sagten uns die Soldaten oben auf dem Dach unserer Kasematten, daß sie von dort aus die Unsrigen sehen könnten. Hieraus vermuteten wir das Rechte, jedenfalls hatten die Franzosen die Schlacht am 18. August verloren, und Metz war eingeschlossen. So sehr uns dieser Gedanke mit Siegesstolz erfüllte, so sehr fühlten wir doch, daß diese Möglichkeit für uns schrecklich sei. Sollte Metz ausgehungert werden, was in diesem Falle wohl wahrscheinlich war, wurden wir mit ausgehungert, und jedenfalls hatten wir am allererſten darunter zu leiden.

Vom dritten Tage an bestand unsere Bewachung nur noch aus Mobilgarden, die Verpflegung wurde immer dürftiger, die Fleischrationen wurden kleiner, Brot gab es gar nicht mehr, man sagte uns, es fehle an Mehl, wie man überhaupt die ungünstige

Lage der Festung uns nur schlecht verhehlen konnte. Immer noch kamen habsüchtige Wechsler in die Kasematten und wechselten uns unser Papiergeld ein. Sie zahlten für einen Papierthaler 2 Frank. Für das so erstandene Geld ließen wir uns in der Stadt kaufen, was nur irgend noch zu haben war. Ich hatte schließlich mindestens auf acht Tage Chokolade und hoffte wenigstens, so im äußersten Fall mein Leben fristen zu können. Länger, glaubten wir, würde Metz eine Belagerung gar nicht auszuhalten vermögen. Gegen etwaige Krankheiten konnten wir uns freilich nicht sichern. Unter diesen Verhältnissen wurde unsere Stimmung von Tage zu Tage düsterer und hoffnungsloser. Wir lauschten auf jeden Kanonenschuß, hofften auf einen etwaigen Sturm von Seiten der Preußen, dessen günstiger Erfolg auch uns befreien mußte. Auf jedes Morgengrauen waren wir gespannt, doch ein Tag nach dem anderen verging, ein Sturm erfolgte nicht, und unsere Hoffnung sank. Es wurde zwar den ganzen Tag über geschossen, aber immer nur vereinzelt, Alarmschüsse, wohl nur, um die Franzosen in Unruhe zu erhalten. Was sollte in solcher Lage schließlich aus uns werden? Wie sollten wir bei der mangelhaften Kost, der schmutzigen Wäsche auf dem Leibe, der dumpfen Luft in den Kasematten auf die Dauer vor Krankheit bewahrt bleiben?

Man kann sich daher denken, mit welcher Freude wir die Kunde begrüßten, daß wir ausgewechselt werden sollten. Ungefähr um 2 Uhr nachmittags trat unser Wärter zu uns heran, während wir gerade auf dem kleinen Hofe unserer Bastion standen und auf einige Kanonenschläge horchten, die zu uns herüberdrangen.

„Sie solle heute Abend umgeliefert werde!“ meinte er, indem er uns wohlgefällig anlächelte, „Sie komme zu den Ihrigen, aber es wäre guter für Ihnen, könnte Sie bleiben hier. Der böse guerre noch lange nicht aus, noch lange nicht!“

Und er kratzte sich bedenklich den Kopf. Unser Jubel war groß.

„Immer besser bei den Unsrigen zu sein und zu kämpfen,“ sagten wir ihm, „als hier gefangen und unthätig zu liegen!“

„Halte Sie sich auf den Abend bereit!“ setzte er hinzu und verließ uns.

Das war eine Nachricht, die in unserem Schicksale mit einem Male alles veränderte. Wir sollten also unseren Regimentern wiedergegeben werden, durften von neuem kämpfen, konnten das unheimliche Metz verlassen, dessen gefahrvolle Lage wir ahnten, wie man sie uns auch verbergen wollte.

Am Nachmittag hatte sich vor unserer Bastion noch einmal neugierig die ganze feine Welt versammelt, geputzte Damen mit koketten Gesichtern, sie betrachteten uns durch Doppelgläser und machten spöttische Bemerkungen über uns.

Dicht am Palisadenzaun stand ein großer Bataillonstambour meines Regiments; wegen seiner großen goldenen Schwalbennester erregte er die lebhafteste Aufmerksamkeit der schönen Französinnen.

„Un général,“ meinte die eine.

„Oui, madame,“ entgegnete ihr Begleiter, ein Mobilgardenoffizier, und „ah, un général,“ ging es von Mund zu Munde.

Der wackere Bataillonstambour warf sich in die Brust und strich sich mit Wohlgefallen seinen großen rötlichen Bart. Da trat der Mobilgardenoffizier, der seine Schöne vom Arm gelassen und in unseren Hof gekommen war, plötzlich auf ihn zu und riß ihm mit kräftigem Ruck, ehe er es verhindern konnte, eins seiner prächtigen Schwalbennester ab, eilte wieder hinaus und überreichte galant mit zwei Fingern seiner Dame die frech erbeutete Trophäe. Lächelnd nahm die jugendliche Schöne das goldig schillernde Abzeichen entgegen, warf dem wackeren Tambour eine Kußhand zu zum Dank und ließ nun das seltsame Ding von Hand zu Hand gehen. Unter lautem Gelächter und unter Spottreden wurde es von allen Seiten umgedreht und beschaut, doch der Bataillonstambour war gewaltig verstimmt, machte den Franzosen ein wütendes Gesicht und wäre wohl gar noch herausfordernder geworden, hätten wir ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten und vor einem lauten Ausbruch seines Zornes bewahrt. Inzwischen hatte sich draußen ein zahlreiches Publikum versammelt,

die ganze gefangene deutsche Mannschaft stand unten auf dem Hof wie in einer Menagerie.

„Wartet, das wollen wir Euch anstreichen!" sagte ein dicker Vizewachtmeister, „Ihr da draußen sollt das Glotzen schon lassen!"

Er sprang auf einen im Hof stehenden Tisch. „Kinder!" rief er uns zu, „laßt uns eins singen!" Dieser Vorschlag wurde jubelnd angenommen. Er machte den Musikmeister, und bald brauste aus kräftigen Männerkehlen das Preußenlied über die Mosel hin. Die da draußen schnitten seltsame Gesichter, man sah es, sie ärgerten sich, ein Mobilgardist schimpfte „preußische Hunde" hinüber, die feine Welt von Metz wies uns ihre Kehrseite, wir ließen uns nicht stören. Was wir sangen, schien man jenseits des Zauns noch nicht zu ahnen, doch als wir die Wacht am Rhein anstimmten, entfernte man sich allmählich, schnitt uns noch einige Grimassen und ließ uns allein. Wir hatten erreicht, was wir wollten, unser Käfig war von Zuschauern frei.

Abends um 7 Uhr kam ein Trupp bewaffneter Mobilgardisten anmarschiert und pflanzte sich vor dem Thor unseres Palisadenzaunes auf. Unser Wärter kam zu uns herein, verlas unsere Namen, alles stimmte. Dann sagte er uns freundlich Lebewohl und bat uns, ihm ein gutes Andenken zu schenken. Ohne Zweifel war es ein prächtiger Mensch, dem ich eine freundliche Erinnerung gern bewahre.

Das Thor unseres Gefängnisses that sich auf; zu beiden Seiten des Ausganges standen zwei Soldaten, die jeden einzelnen von uns genau befühlten, uns die Uniform aufzuknöpfen befahlen, um zu sehen, ob wir nicht etwas mitgenommen hätten, was nicht unser Eigentum wäre. Eine vergebene und überflüssige Mühe! Denn erstens, was sollten wir entwenden? Etwa eine französische Decke oder ein Bündel Stroh? Das war des Schleppens nicht wert; und zweitens, wofür hielten die Franzosen uns? Sie schätzten uns wahrscheinlich nach ihren Spahis und Turcos und ihren Verbrecherregimentern aus Algier oder dachten daran, wie sie es in deutschen Landen gemacht haben würden, wenn

sie das Glück gehabt hätten, dorthin zu kommen. Zu guterletzt feilschte noch einer um meinen Helm, doch ich hätte die durchschossene Pickelhaube nicht um 1000 Franken hingegeben. Draußen nahm uns die Bedeckung in Empfang und zog nun mit uns bei Wällen und Schanzen vorüber auf einen freien Platz, der durch ein großes Festungswerk abgeschlossen war. Keine neugierige Menge wartete hier unserer, es war wohl allen peinlich, uns wieder abziehn zu sehn. Auf den Wällen des Werkes lagen lässig französische Soldaten umher und qualmten aus ihren Pfeifen, die Flasche ging von Mund zu Mund; im übrigen zeigten sie sich nicht sehr lebendig; sie betrachteten uns mit langweiligen Blicken, einige steckten ihre Zunge gegen uns heraus, ein armseliges Zeichen ihrer Verachtung. Vom Platze fuhr eben ein Wagen ab mit Bedeckung, er trug unsere verwundeten Offiziere von dannen. An einem großen Gebäude hielt ein höherer französischer Offizier zu Pferde, neben ihm ein Trompeter und ein Reiter mit einer weißen Fahne. Es war inzwischen fast dunkel geworden, von der hohen Kathedrale her läutete es zur Hora in feierlichen Klängen, wie so friedlich tönten sie durch all das Kriegsgewirr.

„Die Offiziere, Unteroffiziere und Freiwilligen stellen sich an die Tête!" kommandierte der französische Offizier. Uns wurden die Augen verbunden, die übrigen reihten sich hinter uns, ohne diese Vorsichtsmaßregel über sich ergehen lassen zu müssen. Korpsgendarmerie begleitete uns, so setzte sich der Zug in Bewegung in die Nacht hinein. Vor mir ging der gefangene Kommandeur eines preußischen Ulanenregiments, seinem Regimente weit voraus war er mit geschwungenem Säbel in eine feindliche Infanterieabteilung gesprengt, sein Pferd wurde zu Boden gestochen, so war er in Feindeshand gefallen.

Langsam zogen wir dahin, die Parlamentäre an unserer Spitze. Ich wagte es, das Tuch vor meinen Augen etwas zu lüften. Wir hatten die Stadt verlassen, wir marschierten durch weitgedehnte französische Lager, deren düstere Feuer weit in der Runde leuchteten. Wolkenschwer war der Himmel, kein freund-

licher Stern schien mit seinem Lichte aus dem Wolkenflor hernieder, aber in unserer Seele war es hell; wir waren wieder freie Männer, die Arm und Herz dem Vaterlande weihen durften. Zwischen dem Plappeville und St. Quentin zogen wir hindurch, große Kavallerielager breiteten sich am Fuße dieser gepanzerten Riesen aus, und die Berge hinauf zogen sich in langen leuchtenden Ketten die Wachtfeuer. Dann passierten wir mehrere Dörfer, hier war es still, die Soldaten schliefen wohl alle, nur vor der Thür eines Hauses saß auf der Schwelle in sich gekauert ein alter französischer Soldat, das Haupt auf beide Hände gestützt. Er mochte wohl an die Heimat denken, an Weib und Kind; er rührte sich nicht, als wir vorüberzogen. Noch einige französische Posten trafen wir an, dann war freies Terrain vor uns, wir hatten das französische Lager hinter uns. Der Trompeter an der Spitze unseres Zuges fing mächtig an zu blasen, es war ein uns fremdes Signal, lange ertönte keine Antwort, da plötzlich erscholl ein preußisches Signal durch die stille Nacht. Höher schlug unser Herz, wir waren wieder bei unseren Brüdern. Vor dem Rande eines anscheinend neutralen, wohl von Menschen vollständig verlassenen Dorfes hielt zu Roß ein preußischer Major, ein Unteroffizier mit der weißen Fahne und ein Trompeter neben ihm. Wir waren an Ort und Stelle. Die beiden Parlamentäre begrüßten sich militärisch, höflich, aber förmlich. Wir mußten in der Dorfstraße zu zweien antreten, wurden von dem französischen Offizier sorgsam zweimal gezählt, wieder ein militärischer Abschiedsgruß, zwischen den beiden Parlamentären gewechselt, und unsere Uebergabe war vollzogen. Schweigend entfernten sich die Franzosen und verschwanden in der Nacht, wir aber marschierten innerlich jubelnd den deutschen Vorposten entgegen.

XI.

Wieder bei den Preußen.

„Wir müssen vorsichtig marschieren," sagte der preußische Major, als wir eine Strecke weit immer noch durch neutrales Gebiet gegangen waren, „alles ringsum ist mit Doppelposten besetzt, französische Abteilungen schweifen bis dicht an unsere Postenkette, da kann leicht von preußischen Soldaten auf uns geschossen werden. Blasen Sie recht häufig Signal, Trompeter."

Rechts neben uns zog sich eine ziemlich hohe Berglehne hin, mit niedrigem Gesträuch bewachsen. Plötzlich tönte uns oben vom Bergrücken her ein lautes „Halt! Wer da?" entgegen, wir hörten in der nächtlichen Stille das Gewehrschloß knacken.

„Preußen!" war die Antwort unseres Führers; bald waren die Erkennungszeichen ausgetauscht, und ungestört ging es weiter. Wir waren innerhalb unserer Vorposten. Jetzt gab es eine unendliche Menge von Verhauen und Verhacken zu überwinden, über Balken, Flechtwerk, Schanzen, Gräben und Drähte stolperten wir oftmals strauchelnd hinüber, unsere berittenen Führer mußten vom Pferde steigen, die Pferde am Zügel führen. Unsere Pioniere hatten fleißig gearbeitet in den wenigen Tagen. Wir gelangten an ein aus Strauchwerk hergerichtetes Wachthäuschen, eine stehende Patrouille befand sich darin, wieder wurden wir angerufen. Man erkannte uns bald, behutsam ging es weiter, immer noch durch Verhaue hindurch. Unsere Kameraden hatten hier einen gefährlichen Beobachtungsposten, er war vorgeschoben, und jetzt erst erblickten wir die eigentliche Vorpostenkette, in weiter Linie eine Chaussee entlang aufgestellt, auf der wir nun weiterzogen. Weit sichtbar waren die Lagerfeuer der deutschen Truppen, sie beleuchteten geheimnisvoll das ebene Feld ringsumher, aus dem rauchende Trümmer, regellose Steinhaufen gespensterhaft emporragten. Wir befanden uns auf dem Schlachtfelde des 18. August. Eine große Ferme zu unserer Rechten mit mächtigen Wirtschaftsgebäuden war fast vollständig zerstört, nur die Grundmauern standen noch.

„Unter diesem Schutt," sagte der dabeistehende Posten, „liegen vierzig Franzosen begraben." Er räumte mit seinem Gewehrkolben einige Steine hinweg, da ragten aus dem Kalk zwei Füße heraus, einem Franzosen angehörig, an den verkohlten Gamaschen kenntlich. Mich durchschauerte es, schweigsam zogen wir weiter unter Trümmern dahin bis zu einem großen noch ziemlich gut erhaltenen Dorf, es war, glaube ich, Gravelotte. Hier machten wir Halt, inmitten eines preußischen Biwaks, von den Feldwachen als Gerettete mit Jubel begrüßt.

Man hatte uns hier bereits erwartet, auf einem ausgedehnten Blachfelde waren frische Strohbündel für uns zum Nachtlager ausgebreitet, mit einem Dankgefühl gegen die Vorsehung streckte ich mich auf die willkommene Lagerstatt und schlief bald ein trotz der nächtlichen Kühle, die mir anfänglich ein wenig hart an die Rippen schlug. Ich war ja wieder unter den Meinen! Ein herrliches Gefühl der Sicherheit beherrschte mich, als ich am frühen Morgen, da kaum die Sonne am östlichen Rande des Horizontes hervorlugte, aus erquickendem Schlaf erwachte, um mich schaute und rings deutsche Bajonette, preußische Pickelhauben in weiter Runde auf dem großen Lagerplatze stehen sah; ein zahlreiches Kommando zog zum Wasserholen mit klirrenden Kochkesseln an mir vorüber in das nahe Dorf. Nicht weit von mir stand ein Offizierszelt mit schwarz-weißem Fähnlein, drei Offiziere saßen, die leichte Feldmütze auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, auf drei Feldstühlen vor dem Eingang desselben und schlürften aus zinnernen Gefäßen ihren Morgenkaffee, nicht weit von ihnen loderte ein helles Feuer, auf dem große Kessel lustig brodelten, dabei saßen die Burschen und hackten Holz.

„Unteroffizier," rief mir der eine Offizier zu, „kommen Sie einmal her!"

„Befehlen, Herr Leutnant!" war meine Antwort, und schnell lief ich zum Zelt.

„Wilhelm, bring' einmal dem Herrn Unteroffizier eine Tasse Kaffee," sagte er zu seinem Burschen und dann zu mir gewendet: „Nicht wahr, die können Sie gebrauchen?"

„Gewiß, Herr Leutnant!“ entgegnete ich, „in Metz gabs dergleichen nicht für uns!“

Ich mußte erzählen, wann und wie ich gefangen war, wie ich es in Metz gefunden und was die Herren Franzosen zu uns gesagt.

„Seien Sie froh, daß Sie aus dem Rattenloch heraus sind,“ meinte der Offizier, „dort wird nächstens der Hunger Küchenmeister sein und Freund Schmalhans sein Koch! Alle Wetter, ich möchte wirklich einmal zusehn, wie denen da drinnen der Katzenbraten und die Rattenbouillon schmecken wird. Ja, ja, lieber Freund, wir haben nicht auf der Bärenhaut gelegen seit dem 16., der alte Mars hat sich weidlich geschüttelt, ein festes Turnier veranstaltet, bei dem uns bald Hören und Sehen vergangen ist. Es war eine Herkulesarbeit, aber endlich haben wir doch den Augiasstall ausgeräumt und die Hydra, das vielköpfige Ungetüm, heimgeschickt. Verstehen Sie sich etwas auf dieses Griechentum?“

„Ein wenig!“ antwortete ich, „es gehört, so zu sagen, zu meinem Handwerk.“

„Bravo!“ meinte der Offizier, „dann sind wir wohl gar Kollegen? Ein Stück Schulmeister, was?“

„Zu befehlen, wenigstens ein angehendes Stück dieser Art.“

„I, das trifft sich ja ausgezeichnet!“

Er reichte mir freundlich die Hand. „Uns ist Pallas Athene hold,“ scherzte er, „die beschützt alle Schulmeister. Es lebe des Zeus blauäugige Tochter!“

Wir sprachen lange zusammen, um so mehr, da wir die Muttermilch einer Universität getrunken hatten, das giebt so manchen Anknüpfungspunkt, weckt so manche liebe Erinnerung. Ich mußte mich zu ihm setzen, seinen Kaffee mit ihm trinken, ihm von meinen Erlebnissen erzählen.

„Ja,“ meinte er endlich, „die Vionviller Schlacht war eine schwere Nuß, aber Ihr Brandenburger habt sie doch geknackt. Sehen Sie einmal hinterwärts, dort unten, wo die Pappeln den

Horizont umsäumen, dort liegt Ihre Wahlstatt, die Brandenburg mit den Zähnen festgehalten hat bis Sonnenuntergang. Kein Franzose hat sich mehr gerippelt bis zum 18., und da haben wir die Herren nach Metz hineingetanzt, daß es eine Freude war. Nun ist der Sack zugeschnürt, in dem die Ratte gefangen sitzt, und es soll ihr schwer werden, sich in dem Zeuge ein Loch zu fressen. Kommen wird einstens der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt, nicht einmal Fersengeld kann Held Aeneas, Monsieur Bazaine, mehr geben, die eherne Jungfrau Metz hält ihn zu fest mit ihren Armen umschlungen."

Ich wußte genug. Also der 16. August war doch ein Siegestag gewesen und jener 18., den ich von St. Privat mit angesehn, nicht minder. Es brauchte es mir niemand zu versichern, deutlich zeigte es das weite Schlachtfeld um mich her, über das jetzt meine freudetrunkenen Blicke schweiften.

Rechter Hand diesseits der Chaussee, die wir gestern Nacht überschritten hatten, war ein fliegendes Lazarett aufgeschlagen, vom Dorfe her wehte fast aus jedem Hause das Genfer Kreuz; weit und breit zeigten die Trümmer niedergebrannter Häuser die Spuren der Schlacht. Es waren wohl dieselben Gehöfte, die ich am Nachmittag jenes 18. August von St. Privat aus hatte brennen sehn. Ueberall lagen noch weggeworfene Waffenstücke umher, und weithin bezeichneten kleine weiße Holzkreuze die Ruhestätten der Gefallenen.

Nun verabschiedete ich mich mit warmem Händeschütteln von meinem freundlichen Kollegen, um eine warme Reissuppe mit gutem Fleisch zu genießen, welche die hier im Biwak liegenden Truppen für uns gekocht hatten. Sie schmeckte nach den vielen Hungertagen vortrefflich, doppelt schön, weil sie in der Freiheit genossen wurde.

Noch etwa zwei Stunden blieben wir hier bei den Vorposten, dann kamen die Feldjäger, teilten die zusammengewürfelte Schar nach ihren Korps ab und führten uns dann unseren Truppenteilen zu. Fort ging es durch die ganze Verwüstung hindurch,

über zertretene Felder, vorüber an zerstörten Gehöften, aus Trümmern rauchenden Schlössern und Fermen. Ringsherum lagen die deutschen Truppen in Biwak, die Sonne schien hell, der Tag war freundlich, der Himmel blau. Mein Herz hätte jubeln mögen, wenn nicht der Gedanke es getrübt hätte: „Wie wirst du es bei deinem Regimente finden? Wo mag dein Bruder sein?“ Je näher ich dem Lager des 3. Korps kam, um so besorgter wurde mir zu Mut. Endlich lag das weite Biwak vor mir, ein Hüttenlager in der Gegend von Habonville und Verneville. Aus dem Buschwerk ringsumher lugten die französischen Lagerzelte, welche die Unsrigen erbeutet und zum Schutz gegen die Witterung für sich aufgeschlagen hatten. Zuerst trafen wir auf die 5. Division, die nordwestlich des Bois de la Cusse lag. Die 6. Division hatte ihr Biwak am Bois des Descouillons, den Weg Verneville-Habonville vor der Front. Das ganze Korps bildete die Reserve der ersten Linie, mein Regiment sah ich jetzt noch nicht, man führte uns an der Division vorüber einen Vicinalweg herunter auf eine Ferme los, in welcher das Generalkommando des 3. Korps sein Quartier aufgeschlagen hatte. Auf dem halben Wege kamen uns mehrere höhere Offiziere entgegen, unter ihnen der Kommandeur meines Regiments, der, wie ich später erfuhr, an stelle des verwundeten Brigadekommandeurs noch immer die Brigade führte. Wir begrüßten ihn mit lautem Zuruf, er erwiderte diesen Gruß mit Wärme.

„Gut, Kinder, daß Ihr wieder da seid,“ rief er, „wir können Euch trefflich gebrauchen.“ Dann fiel ihm der Bataillonstambour in die Augen, der mit seinem großen roten Barte sehr martialisch aussah; er ging in der ersten Reihe, noch immer ergrimmt wegen des verlorenen Schwalbennestes.

„Ah, da sind Sie ja auch wieder,“ sagte der Kommandeur, „nun, das habe ich mir gleich gedacht, daß Ihnen die gottvergessenen Franzosen in ihrem gottvergessenen Frankreich nichts anhaben würden. Ihr Leute trommelt zu brav, und das können die Herren nicht vertragen. Aber wo ist denn das eine Schwalbennest?“

„Hat mir die Bande gestohlen, Herr Graf," antwortete grimmig der Gefragte, „aber wiedergeben soll'n die Kerls mir das Ding und zwar mit Zinsen, so wahr ich meinen Tambourstock noch führe!"

„Sollen neue haben," sagte der Kommandeur, „und nun guten Morgen, Kinder, auf baldiges Wiedersehn."

Er ging mit den übrigen Offizieren weiter; dicht vor der Ferme machten wir Halt, nicht lange darauf erschien der Korpskommandeur mit seinem Generalstabsoffizier. Er hatte das geniale Gesicht in ernste Falten gelegt, dann schritt er, uns mit Teilnahme betrachtend, unsere Front entlang, dicht vor mir hielt er an.

„Guten Tag, Leute!" sagte er, „wie freue ich mich, Euch wiederzusehn. Nach so grausenvoller Schlacht ist man froh über jedes Menschenleben, das gerettet ist. — Habt brav ausgehalten; wäret nicht in Feindeshand gefallen, hättet Ihr nicht vorn gestanden. Habt wohl tüchtig hungern müssen, Ihr armen Jungen? Nun, es wird bald anders werden, hoffe ich. Und nun geht zu Euren Regimentern und laßt Euch etwas Ordentliches zu essen geben."

Noch einmal ließ er den Blick über uns hinschweifen, bald faßte er mich ins Auge und sah mich lange scharf an.

„Sind Sie Reserveunteroffizier?" fragte er mich.

„Zu Befehl, Excellenz!"

„Was sind Sie in Ihrem Civilverhältnis?"

„Philologe."

„Dann kommen Sie einmal mit; ich habe Sie etwas zu fragen."

Ich trat aus der Reihe, einigermaßen verwundert, denn ich hatte keine Ahnung, was der Korpskommandeur von mir wollte. Die übrigen wurden entlassen, mir befahl man, Excellenz auf die Ferme zu folgen.

Unterwegs wandte sich der Korpskommandeur freundlich zu mir mit den Worten: „Sie haben wohl lange nicht mehr ordentlich gegessen?"

„Nein, Excellenz," war meine Antwort, „in Metz gab es schmale Kost!"

„Ja, das glaube ich wohl," entgegnete er, „nun, dann lassen Sie sich heute einmal bei mir deutsche Feldküche munden!"

Bald waren wir in der Ferme angekommen; in einem ziemlich großen massiven Hause, welches von den Kugeln verschont geblieben war, befand sich das Hauptquartier des Korps; rechter Hand lag die ziemlich geräumige Küche, in welcher an einem großen Kamine zwei Soldaten das Essen bereiteten. Dort hinein ging der Kommandeur mit mir.

„Geben Sie dem Unteroffizier eine ordentliche Portion Essen, er wird Hunger haben," sagte er zu der diensthuenden Ordonnanz und dann zu mir: „Nun sorgen Sie erst tüchtig für Ihren Magen, ich werde ein Gleiches thun und dann Sie rufen lassen."

Er ging in das auf der anderen Seite des Flures gelegene Zimmer; ich setzte mich an einen Tisch und ließ mir die treffliche Fleischbrühe, das Rindfleisch mit Gurkensauce und Kartoffeln, sowie den Hammelbraten und die eingemachten Pflaumen dazu trefflich munden. Seit ich im Felde war, hatte ich so vorzüglich noch nicht gegessen. Wer weiß, wann dir so etwas einmal wieder geboten wird, dachte ich und schlug ganz gehörig ein. Nachdem ich meine Mahlzeit beendet, kam der Generalstabsoffizier meines Korps, der damalige Oberst von Voigts-Rhetz, und forderte mich auf, mit ihm einen Gang ins Freie zu machen.

Er fragte mich zunächst nach den näheren Umständen meiner Gefangenschaft; dann wie die Franzosen uns behandelt hätten, nach der Stimmung, die ich im französischen Heere gefunden, ob uns reguläre Truppen oder Mobilgarden bewacht hätten, wie wir verpflegt worden wären, ob ich glaubte, daß die Franzosen schon Mangel litten, was ich an Befestigungsarbeiten gesehen hätte, für wie stark ich die französische Armee hielte. Ich sagte ihm alles, was ich beobachtet hatte, daß wir nur sehr notdürftig verpflegt worden wären, daß uns zuletzt nur Mobilgarden mit Tabatièregewehren bewacht hätten, daß ich die Disziplin in der französischen Armee für sehr gelockert hielte, eine große Mißstimmung namentlich bei den Offizieren bemerkt zu haben glaubte,

und bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm meine Begegnung mit dem feurig blickenden französischen Obersten, der so fließend deutsch gesprochen und sich mit allen unseren Militärverhältnissen so genau vertraut gezeigt hätte.

„Ha, den Burschen kennen wir," unterbrach mich hier der Generalstabsoffizier, „ein schlauer, deutscher Hochstapler, der bei uns schlechte Geschäfte gemacht hat und nun bei den Franzosen sein Glück versucht, ein gewisser Samuel."

Ich fuhr fort zu berichten; von Befestigungsarbeiten hätte ich nichts gesehn; ich glaubte nicht, daß Metz sich würde allzulange halten können, da es mir so erschienen wäre, als ob die Soldaten jetzt schon Mangel litten. Die Armee aber wäre sehr stark, man hätte uns durchs ganze französische Lager geführt, und ich hätte den Eindruck gewonnen, daß uns mindestens 150000 Mann gegenübergestanden.

Bei dieser meiner Bemerkung verfiel der Generalstabsoffizier in Nachdenken, endlich sagte er:

„Nein, so viel nicht! — Nun, das konnten Sie auch so nicht schätzen, eine lagernde Armee füllt einen breiten Raum."

Ich erzählte ihm dann noch von der Sorglosigkeit der Franzosen, von den Lügen, mit welchen man vor dem gemeinen Manne den wahren Stand der Dinge verbergen wollte, und anderes mehr. Wir waren immer vor dem Hause auf- und abgeschritten, endlich blieb mein hoher Begleiter stehen:

„Ich weiß jetzt genug," sagte er, „ich danke Ihnen! Gehn Sie nun zu Ihrem Regiment, melden Sie sich zurück und lassen Sie sich von neuem equipieren."

Ich machte eine militärische Wendung und eilte dann mit Riesenschritten dem vor mir liegenden Biwak zu. Mich trieb es, darüber Gewißheit zu haben, was aus meinem Bruder geworden war, wie es überhaupt in meinem Regimente und in meiner Kompagnie aussah. Nachmittags kam ich dort an, mein Regiment biwakierte an einem Waldrande östlich der Ferme Anaux la Grange, doch nur zum Teil, da, wie ich später erfuhr, mehrere Kompagnieen

teils zur Deckung der Korpsartillerie, teils zur Deckung des Stabes der 6. Infanteriedivision, abkommandiert waren.

Der erste, der mir begegnete, war der Hauptmann Brenning, derselbe, mit welchem zusammen ich aus der Vionviller Schlacht zurückgegangen war. Ich ging spornstreichs auf ihn zu, um mich, wie es meine Pflicht war, bei ihm zu melden. Er sah mich starr an, als ich ihm meinen Namen genannt hatte, denn er hatte mich im ersten Augenblick nicht erkannt; dann aber ergriff er meine Hand, schüttelte sie kräftig und sagte mit freudigem Erstaunen:

„Ist es denn aber möglich, leben Sie denn wirklich noch? Ich habe Sie doch an meiner Seite, mit der Fahne in der Hand, stürzen sehn; einen furchtbaren Salto-Mortale haben Sie gemacht, die Fahne flog in großem Bogen über Sie fort, ich habe Sie noch umgedreht, aber Sie regten kein Glied mehr, Sie waren tot!"

„Nur betäubt, Herr Hauptmann!" war meine Entgegnung, „um den verdammten Franzosen in die Hände zu fallen."

„Nun," sagte er, „das heiße ich wahrlich von den Toten auferstanden! Seien Sie mir herzlich willkommen; wie freue ich mich, Sie gesund wiederzusehen; ich habe Sie wirklich schon zu den Toten gezählt!"

Ich fragte ihn, wer das Bataillon führe, damit ich mich melden könnte.

„Das können Sie bequem haben, ich selbst bin der Führer des Bataillons und nehme die Meldung als geschehen an. Ja, Sie werden vieles verändert finden bei uns, die große Schlacht hat furchtbar unter uns aufgeräumt. Siebenzehn Offiziere sind tot, die meisten verwundet, mehrere Kompagnieen haben zusammengethan werden müssen, weil sie allein zu schwach waren."

Ich blickte den Hauptmann ernst und erschreckt zugleich an, diese Nachricht erschütterte mich; mir bangte davor, nach dem Schicksal meines Bruders zu fragen, und doch mußte es geschehn; mich endlich aller Ungewißheit zu entreißen, faßte ich mir ein Herz.

„Wissen mir der Herr Hauptmann von meinem Bruder nichts zu sagen?"

„Seien Sie unbesorgt, derselbe ist zwar nicht hier, aber nur leicht verwundet, ich bin davon überzeugt, daß er bald wiederkommen wird."

So war er doch wenigstens nicht tot, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Also wirklich nicht gefährlich verwundet?" fragte ich noch einmal.

„Ganz gewiß nicht, ich weiß es genau!"

„Hat er eine Ahnung von dem, was aus mir geworden ist?"

„Das glaube ich nicht, er wird Sie vielleicht für tot halten, belehren Sie ihn noch heute eines Besseren und Ihre Eltern! — Jetzt aber gehen Sie zu Ihrer Kompagnie, melden Sie sich beim Herrn Leutnant von Götz, der dieselbe führt."

Freundlich grüßend ging er von dannen, ich aber schritt den kleinen weißen Lagerzelten zu, die auf dem freien Platz vor dem Waldrande in großer Menge standen. Die Gegend war ziemlich abgeschlossen, einen weiten Ausblick hatte man nicht, überall hemmte der Wald die freie Sicht. Große, in die Erde gewühlte Löcher bildeten die Spuren der feindlichen Granaten, hie und da lag noch eins dieser furchtbaren Geschosse unkrepiert am Boden; ich vermied sie vorsichtig, kannte ich doch ihre gefährliche Beschaffenheit.

Unschwer fand ich den Lagerplatz meiner Kompagnie. Man wußte schon von den anderen Gefangenen, daß ich noch lebte. Mit Jubel kamen die Kameraden auf mich los, schüttelten mir die Hand und bezeigten mir ihre Freude über meine Wiederkehr. Bald sah ich mich von den Leuten meiner ehemaligen Korporalschaft umringt, die gar nicht wußten, wie sie ihrer Freude Ausdruck geben sollten.

„Gut, Herr Unteroffizier, daß Sie wieder da sind, und Sie müssen unsere Korporalschaft wieder übernehmen, und guten Tag auch, Herr Unteroffizier," so stürmte es von allen Seiten auf mich ein. Ich fand sie nicht alle wieder, lange nicht alle, die braven Jungen; viele schliefen schon in der kühlen Feindeserde,

viele lagen in den Lazaretten darnieder an schweren, oft wohl unheilbaren Wunden, und auch mein Witzbold, dem schon auf dem Bauhof zu Brandenburg sein altes Mütterchen in banger Ahnung den Tod vorausgesagt, war unter den Gefallenen, das Mutterherz hatte die Wahrheit geahnt.

Ich hatte Mühe, mich der dringenden Fragen, die von allen Seiten auf mich einstürmten, zu erwehren und mich zum Offizierszelte hindurchzuarbeiten, welches mitten auf dem freien Platze unweit von den großen Kochlöchern aufgeschlagen war. Der mit der Bereitung des Kaffees beschäftigte Bursche meldete mich meinem im Zelte ruhenden neuen Kompagnieführer. Sofort kam dieser aus dem Zelte heraus, streckte mir seine Hand entgegen und rief: „Gott sei Dank, doch eine Seele, mit der man sich hier einmal ausplaudern kann, es ist hier zum Sterben langweilig! Sie kommen mit mir in mein Zelt, schlafen auch dort mit mir zusammen, denn ich komme fast um allein. Den ganzen Tag liegt man hier auf der Bärenhaut, und will man sich unterhalten, muß man es mit der Zeltleinwand thun, oder man gewöhnt sich vor Langweile das Trinken an."

Der Offizier war mir wohlbekannt, es war derselbe, der uns aus Brandenburg geholt hatte, als der blutige Tanz in Frankreich losgehn sollte. Jetzt ließ er gleich eine Portion Kaffee für mich kommen, und mit Behagen trank ich sie aus, ich fühlte es, ich war wieder unter den Unsrigen. Nachdem ich mich so meinem neuen Kompagnieführer vorgestellt hatte, begab ich mich zu meinem alten guten Feldwebel. Derselbe hatte sein Zelt in der Nähe des Kompagnieführers. Aus Brettern war in diesem ein Tisch und eine Bank hergerichtet, und hier fand ich ihn mit trauriger Arbeit beschäftigt. Er strich in den Stammrollen der Kompagnie die Toten, soweit deren Persönlichkeiten bis jetzt festgestellt waren, schrieb an die Ortsbehörden oder die Angehörigen der Gefallenen, machte bei den Verwundeten seine Vermerke und setzte, wo es anging, hinzu, in welche Lazarette sie abgeführt, mit welchen Wunden sie behaftet waren. Sein Schreiber suchte den geringen

Nachlaß zu sichten, der bei den Gefallenen vorgefunden war, meist Uhren und Geldbeutel oder Brieftaschen, auch einige Ringe und Amulette. Der Feldwebel machte große Augen, als er mich sah, dann rief er aus: „Also wirklich, ists wahr, Sie leben? Ich bin recht betrübt um Sie gewesen. Ihr verwundeter Bruder hat mir einen Gruß an Sie aufgetragen, ich fürchtete, ihn niemals ausrichten zu können; Gottlob, daß ich es nun kann!"

Diese einfachen Worte rührten mich tief, und ich bedankte mich herzlich für seine freundliche Teilnahme. Als er mir aber erzählte, daß er leider an meine Eltern meinen Tod habe berichten müssen, da fuhr mir ein furchtbarer Schreck durch die Glieder, und als ich gar noch erfuhr, daß Briefe und Geldsendungen aus der Heimat für mich angekommen, aber alle mit dem lakonischen Vermerk „gefallen" wieder zurückgesendet wären, da war ich ganz außer mir. War nun mein Lebenszeichen aus Metz nicht an meine Eltern gelangt, dann mußten diese mich für tot halten! Es ließ mir keine Ruhe, sofort schrieb ich zwei Feldpostkarten des Inhalts, daß ich gesund wieder zu meinem Regiment zurückgekehrt, daß die ganze Todesnachricht auf einem Irrtum beruhe, und bat den Feldwebel auf das dringendste, diese Karten möglichst umgehend der Feldpost zu übergeben. Nachdem dann noch ein Protokoll über die näheren Umstände meiner Gefangenschaft aufgenommen war, verließ ich den Feldwebel, um mich zu unserem mir sehr gut bekannten Bataillonsadjutanten zu begeben, der mir noch in der Heimat versprochen hatte, daß er für mich sorgen wolle, wo ich immer seiner bedürfen würde. Und jetzt bedurfte ich seiner. Denn meine Strümpfe fielen mir fast von den Füßen, und mein Hemd klebte mir vor Schmutz und Schweiß am Leibe. Auch mein Geld war bis auf den letzten Pfennig verbraucht, so war ich ein bettelarmer Soldat geworden, der nichts auf dem weiten Erdenrund mehr sein nannte. Ich traf ihn bei der Kolonne meines Bataillons gerade in lebhaftem Gespräch mit dem Zahlmeister. Als er mich erblickte, eilte er sofort auf mich zu, „sind Sie es denn wirklich,

oder ist es Ihr Schatten?" „Nein, ich bins ganz leibhaftig," rief ich lachend, „die Festung Metz hat mich wieder ausgespieen." Ihm war es in der furchtbaren Schlacht leidlich ergangen, mit einer leichten Wunde, die ihm gestattete, beim Regiment zu bleiben, war er davongekommen. Dies erzählte er mir flüchtig und forschte dann nach meinen Erlebnissen, die ich ihm in allgemeinen Umrissen erzählte, dann trat ich mit meiner Bitte hervor.

„Alles sollen Sie haben, gleich, mein Geschäft hier ist gerade zu Ende," erwiderte er.

Wir gingen zusammen ins Bataillonszelt, und hier holte er aus seinem Koffer für mich wollene Strümpfe, ein Hemd und zwei Taschentücher hervor. Dann lieh er mir noch 5 Thaler. So war ich mit dem Nötigsten versorgt.

„Nun machen Sie aber, daß Sie in reine Wäsche kommen," meinte er, „erst dann wird Ihnen wieder ganz wohl sein." Ich eilte zu meinem Kompagniezelt zurück. Jetzt ging es an die Toilette. Nie habe ich mich mit größerem Wohlbehagen entkleidet, als damals, nie mit größerer Lust mich gewaschen, als an diesem Tage aus dem Untersatze einer alten Menage, die mir ein Soldat mit Wasser gefüllt hatte; ein Stück Seife lieh mir mein Kompagnieführer, auch einen Kamm. Das neue Hemd paßte nicht ordentlich, trotzdem legte es sich mit seiner Sauberkeit wohlig um meine Glieder; auch die Strümpfe waren zu klein, aber sie waren doch wenigstens ganz und ließen sich, wenn auch mit einiger Mühe, schließlich doch über meinen Fuß ziehn.

Unser Stabsarzt kam und untersuchte meine Wunde am Kopf.

„Nur eine starke Kontussion," meinte er, „die Ihnen keine Molesten weiter machen wird. Sie können Ihren Dienst thun, ich werde nach einigen Tagen wieder zusehn."

Und damit ging er fort. Während der Bursche meines Kompagnieführers meine Sachen von ihrem langtägigen Staub und Schmutz befreite, lag ich im Offizierszelt in wollene Decken gehüllt und rauchte eine mir von meinem freundlichen Vorgesetzten angebotene Cigarre. Ich fühlte mich wie von neuem geboren.

Bald aber wurde ich in meiner Siesta wieder gestört, mein Regimentskommandeur, der noch immer die Brigade führte, ließ mich rufen. Schleunigst warf ich mich in meine gesäuberte Uniform und eilte dem ganz unten an der Waldlisière aufgeschlagenen Brigadezelte zu.

Auf halbem Wege kam mir ein Krankenträger meiner Kompagnie entgegen, den ich gut kannte.

„Ach, Herr Unteroffizier, auf ein Wort," redete er mich an, „ich habe Sie schon lange gesucht, ich soll einen schönen Gruß von Ihrem Bruder sagen."

Ich horchte überrascht auf. „Wo haben Sie denn den gesehen?" fragte ich.

„Am 16. August nach seiner Verwundung. Er hatte sich von dem Schlachtfelde fort hinter das Dorf Tronville geschleppt, und dort traf ich ihn, wie er, um sich auszuruhn, auf einem Steine saß. Da habe ich ihm seine Wunden verbunden. Eine Kugel ist ihm durch den linken Oberarm gegangen, eine andere hat ihm die linke Seite ausgeschält, aber beide Blessuren sind nicht gefährlich, kein Knochen verletzt. Er war auch soweit ganz vergnügt, nur um Sie hatte er Sorge. ‚Wer weiß,' sagte er zu mir, ‚wohin man mich nun bringen wird. Nehmen Sie deshalb meinen Ring und mein Portemonnaie, das bischen Geld in dem letzteren ist für Sie, und übergeben Sie beides meinem Bruder, falls derselbe noch am Leben ist.'"

Mit diesen Worten reichte mir der Mann meines Bruders Siegelring und die Geldtasche. Den ersteren steckte ich an meinen Finger, die leere Geldtasche in meine Beinkleider, bedankte mich bei dem Krankenträger, dem ich einen klingenden Beweis für seinen Liebesdienst nicht geben konnte und eilte dann zum Brigadezelt.

Der Eingang zu demselben war zurückgeschlagen, drinnen saß der Oberst, in seinen Mantel gehüllt, auf einem Feldsessel. Ich baute mich stramm stehend vor dem Zelte auf und wartete, bis man mich anredete. Der Oberst sah mich lange an, dann war mirs, als ob ein Lächeln über seine Züge glitt.

„Haben die gottvergessenen Franzosen Euch wirklich den Laufpaß gegeben? Hab Euch schon gesehn," sagte er und fuhr dann fort: „Nun berichten Sie mir, wie es bei den Monsieurs da drüben aussieht. Ist man gut situiert? Führt man einen ausgewählten Tisch?"

Ich meldete dem Oberst meines Regiments ungefähr dasselbe, was ich dem Generalstabsoffizier meines Korps gesagt hatte; er freute sich sichtlich über meine Erzählung, und zuweilen begleitete er dieselbe mit ironischem Lächeln, welches den Herren Franzosen galt, auf die er gar schlecht zu sprechen war. Nach abgestattetem Bericht wurde ich entlassen und durfte zu meiner Kompagnie zurückkehren.

Auf dem Wege dorthin beschaute ich mir das Terrain, in welchem wir unser Biwak aufgeschlagen hatten, genauer. Es trug ganz den Charakter eines Schlachtfeldes. Die wenigen Baulichkeiten, welche auf demselben lagen, waren mehr oder weniger durch Granaten beschädigt; geknickte Baumäste hingen in wirrem Durcheinander aus der Waldlisière heraus, nicht selten bemerkte ich auch zersplitterte Stämme. Von der Festung Metz vermochte ich nichts zu sehn; sie lag mit ihren drohenden Verschanzungen hinter dem Walde verborgen. Mein Kompagnieführer, bei welchem ich nunmehr wohlgemut wieder anlangte, ließ mich in sein Zelt kommen. Ich mußte mich neben ihn legen, hüllte mich, wie er, in eine wollene Decke, und nun vertrieben wir uns die Stunden mit anregender Unterhaltung. Zwischen uns stand auf einem Schemel ein ziemlich großer Kochkessel mit warmem Wein, in den wir Zucker und Cognak gemischt hatten. Indem wir so wacker tranken, kam die Unterhaltung bald in Fluß. Zuerst mußte ich dran und von neuem meine Erlebnisse bei den Franzosen berichten, dann erzählte er mir die Vorgänge der großen Schlacht von dem Augenblick an, als unser Regiment, aus jener entsetzensvollen Schlucht geworfen, kämpfend durch die Tronviller Büsche abzog auf das Dorf Tronville zu, um dort seine Trümmer zu sammeln.

„Ich fand mich," sagte er, „in den furchtbaren Augenblicken, als die Franzosen mit uns in ein und derselben Schlucht standen, bald ganz allein, um mich her war alles zusammengeschossen, so ging ich, fast von Mattigkeit überwältigt, dem hinter mir liegenden Walde zu, unbekümmert um das, was aus mir werden mochte. Mit Truppen vom 91. Regiment zusammen hatte ich den letzten vergeblichen Vorstoß mitmachen helfen, dann war auch dieses Häuflein aufgerieben. Jetzt ließ ich die Kugeln um mich sausen; was lag mir am Leben, da ich die Schlacht verloren wähnte. Aber keine Kugel wollte mich treffen. Da sah ich, in den Wald gelangt, rechts von mir eine Kompagnie von unserem 2. Bataillon sich kämpfend durcharbeiten, nur noch lose Trümmer, unter einem Feldwebel vereinigt; über diese Braven übernahm ich das Kommando und sammelte sie endlich an der rückwärts gelegenen Lisière. Dann zog ich mit ihnen auf Tronville zu, wo sich das Regiment zusammenzog mitten im verheerendsten Granatfeuer, durch welches das Dorf fast in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Die ermatteten Leute hatten sich hier an die Mauern der Häuser gedrückt, die wenigen noch unverletzten Offiziere standen jetzt in der That fast ratlos auf der Dorfstraße. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind aus der Waldlisière hervorbrechen würde, um uns völlig zu vernichten. Das war ein furchtbar kritischer Augenblick. Die Trümmer des Regiments machten sich nun von neuem bereit, das schon schwer beschädigte Dorf zu besetzen und mit Aufbietung der letzten Kräfte zu halten. Noch war das südliche Stück des vor uns liegenden Waldes in deutschen Händen, aber auch dieses drohte schon verloren zu gehen, da plötzlich drangen neue Truppenmassen heran, es war die 20. Division des 10. Korps, 79er und 92er. Die 79er schicken sich an, durch den Wald vorzubrechen, von neuem entbrennt der Infanteriekampf mit ganzer Wut, Gewehrkugeln sausen bis Tronville hinein, ein wahrer Hagel von Granaten überschüttet das Dorf, das voller Verwundeter lag. Mancher Brave haucht wohl gerade jetzt, in einer armseligen Scheuer not-

dürftig untergebracht, sein Leben aus. Die Kugeln im Lauf, liegen unsere Leute wie auf dem Anstand; da plötzlich bricht das Granatfeuer ab, zu uns aus dem Walde herüber erschallt das Hurra der Deutschen, der Feind weicht, wird aus dem Walde in die Schlucht zurückgetrieben, das Gefecht kommt zum Stehen. Halbwegs zwischen Vionville und Tronville macht eine Kompagnie unseres Regiments, die sich erst jetzt aus dem Walde abzieht, Halt; aber schon brechen von Brouville her neue französische Divisionen zum vernichtenden Angriff vor; die 79er werden in den Wald zurückgedrückt; zur Unterstützung geht ein Bataillon 92er in das blutgetränkte Gehölz hinein, links von uns nach Mars la Tour zu stürzt sich eine Brigade der 19. Infanteriedivision, die eben auf dem Schlachtfeld angelangt ist, auf den Feind, um ihren Untergang zu finden, gegen die hervorbrechenden französischen Scharen gehen die Gardedragoner zur Attaque vor, werden zermalmt; schon dringen von neuem die Feinde an, da wirft sich wieder unsere brave Kavallerie den schon so Siegessicheren entgegen, heranstürmt nun auch die ganze feindliche Reitermasse, vierundzwanzig Schwadronen, es kommt zu einem furchtbaren Reiterzusammenstoß, der Feind wird geworfen, auch hier kommt das Gefecht zum Stehn. Schneller fast, als ich es erzählen kann, vollzog sich alles dies, uns nur bemerkbar durch ein gewaltiges Getöse, durch ledige Rosse, die in wildem Lauf von der Verduner Straße her bei Tronville vorüberrasten. Mit fieberhafter Spannung waren wir dem Gange des blutigen Kampfes gefolgt, der gar nicht ausbrennen zu wollen schien. Jetzt war auch auf dem rechten Flügel der Deutschen Unterstützung eingetroffen, Teile des 8. und 9. Korps griffen in das Gefecht ein, noch am Abend wurde eine allgemeine Offensive befohlen, und trotz der Dunkelheit gelang es der 6. Kavalleriedivision nach Ueberreitung feindlicher Infanterie bis gegen Rezonville vorzudringen; aber hier stand der Feind zu massenhaft, eine taktische Entscheidung war für diesen Tag nicht mehr herbeizuführen. Gegen 10 Uhr erstirbt die Schlacht, die letzten Schüsse fallen, der Mond geht auf und

beleuchtet mit seinem matten Lichte das weite, grausenvolle Schlachtfeld, welches sich vom Bois des Ognons bis Mars la Tour in weitem Bogen ausbreitet."

Er hatte mit Feuer erzählt, und ich hatte ihm mit Spannung zugehört, unwillkürlich griffen wir nun zu unseren Gläsern und tranken auf das Wohl unserer braven Truppen. Wir waren beide ernst geworden, sehr ernst. „Der Zweck war erreicht," fuhr mein freundlicher Erzähler endlich fort, „die direkte Straße nach Verdun war den Franzosen verlegt. Abends spät, nachdem die halb verschmachtete Mannschaft Wasser getrunken, formierten sich unsere drei Bataillone von neuem; wie waren sie zusammengeschmolzen, ein Häuflein nur gegen die stolze Schar am Morgen. Still gingen wir nach der Ferme du Saulcy zurück, um dort ein Biwak zu beziehn. Es war ein trauriger Abend, der wohl allen, die ihn erlebt, ewig in der Erinnerung bleiben wird. Das ganze Offizierkorps war nur noch 16 Köpfe stark und von diesen nur 7, die nicht verwundet waren. Von den Mannschaften waren nur etwa 300 Mann um ihre Fahnen zur Stelle, die übrigen tot, verwundet, vermißt, versprengt. Totmüde, ohne seit anderthalb Tagen, wie Sie ja wissen, etwas Nennenswertes gegessen zu haben, legten wir uns endlich auf die kühle Erde, um im Schlaf erneute Kraft zu suchen. Aber bei dem gänzlichen Mangel an Feuer und den fehlenden Mänteln, der empfindlichen Kälte und dem knurrenden Magen kam der Schlaf nur wenigen. Der Gedanke, morgen wird die Schlacht erneuert werden, die heute nur abgebrochen ist, hielt zudem unsere Nerven in begreiflicher Aufregung, so daß uns der erste Strahl der Morgensonne noch wachend antraf.

Und schon ganz früh war das Regiment wieder in fieberhafter Thätigkeit. Die Waffen, die am vorigen Tage so furchtbar angestrengt worden waren, wurden wieder in stand gesetzt, eine zufällig aufgefundene Munitionskolonne lieferte neue Patronen, Verpflegung wurde auf zwei Tage ausgegeben. So erwarteten wir den erneuten Angriff des Feindes, doch dieser erfolgte nicht,

wir erfuhren im Gegenteil, daß der Feind das so hart umstrittene Terrain in der Nacht geräumt und sich näher auf Metz zurückgezogen hätte. Nun wurden Kommandos auf das Schlachtfeld gesendet, um die vielen Toten zu begraben. Im Biwak machte sich das Regiment, bei dem sich inzwischen einige hundert Versprengte eingefunden hatten, unterdessen von neuem schlagfertig. Die Füsiliere und das 1. Bataillon wurden zu je zwei Kompagnieen zusammengeschmolzen, die wenigen Offiziere, so gut es gehen wollte, auf die einzelnen Kompagnieen verteilt unter Zuhilfenahme der Vizefeldwebel. Dann rückten wir nach Norden vor, vereinigten uns mit dem 64. Regiment und bezogen ein Biwak westlich von Vionville. Mit klingendem Spiel rückten wir auf den uns angewiesenen Platz, auf dem gestern noch das Lager der französischen Kavalleriedivision Fortou gewesen war. Hier deutete noch alles auf schnelle Flucht. Die mannigfachsten Waffen und Gegenstände lagen umher, Zelte, Tische, Feldstühle, Decken, die selbstredend von uns mitgenommen wurden und bald unser Biwak wohnlich machten. Die Leute ergänzten ihre Ausrüstung, namentlich an Tornistern und Schanzzeug auf dem Schlachtfelde; die Tornister waren fast alle aufgerissen und ihres Inhalts beraubt; die Schlachtfeldshyänen hatten auch hier ihre Schuldigkeit gethan. So blieben wir den ganzen Tag ruhig im Biwak, vom Feinde ließ sich nichts vernehmen, kein Schuß ertönte ringsumher, die feindliche Armee schien fast vom Erdboden verschwunden zu sein. Den ganzen Tag über fanden sich noch Versprengte vom Regiment ein und füllten die Reihen desselben endlich wieder auf 1200 Mann. Viele unserer armen Verwundeten hatten hilflos die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht, auch Ihr armer, von fünf Kugeln getroffener Major, mancher hat sich noch in dem dichten Gestrüpp auf dem Schlachtfelde verblutet, da ihm keine Rettung kam.

So verging der Tag, die Sonne sank für uns zur Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht. Die Leichen unserer gefallenen Offiziere, 14 an der Zahl, waren ins Biwak gebracht worden, gegen

Dunkelwerden führten wir sie in langem ernsten Zuge nach dem ihnen an der Vionville-Tronviller Chaussee bereiteten Begräbnisplatze. Hier trafen wir mit unserem Schwesterregiment zusammen, welches eine gleiche Pflicht hierher geführt hatte. In feierlicher Stille wurden die lieben Kameraden in ihre weite dunkle Gruft gelegt. Hier hat wohl manche Thräne die männlichen Augen genetzt, in stummer, geheimnisvoller Nacht den Braven nachgeweint in das Heldengrab, welches trauernd und mit entblößtem Haupt die ganze Mannschaft umstand. Völlige Dunkelheit herrschte, als der Feldprediger ergreifende Worte an die Ueberlebenden richtete und die Gefallenen einsegnete. Unter den Klängen des weihevollen Chorals ‚Jesus meine Zuversicht' schaufelten wir die harte Erde über die Kameraden und wandten uns gebrochenen Herzens ab. Tags darauf ward ein hölzernes Kreuz errichtet mit der Inschrift: ‚Hier ruhen in Gott vierzehn tapfere Offiziere des Königlich preußischen 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24, gefallen am 16. August 1870 in der Schlacht von Vionville.' Den gefallenen Mannschaften wurden ähnliche weite Gräber bereitet."

„Ruhet sanft!" fügte mein Erzähler nach einer Pause hinzu, dann war es still in unserem Zelte, ein tiefer Schmerz giebt sich nicht in Worten kund, er bleibt stumm, und nur im Innern der Menschenbrust wallt und wühlt es und reißt nie wieder verharrschende Furchen. Das sind Augenblicke, wo der Mensch reif wird für das Leben, wo Früchte in seiner Brust gezeitigt werden, welche lange Jahre ruhiger Entwickelung nimmer erweckt und gereift hätten. Mir war es damals, als hätte ich ein Jahrzehnt übersprungen, als hätte sich das Bewußtsein und die Besonnenheit des Mannes in meinen Jünglingstraum gesenkt, als wäre ich dem leichten, sorglosen, nie berechnenden Sinne der Jugend für immer entrückt.

Nach langer, gedankenvoller Pause fuhr mein Erzähler fort.

„Der Morgen des 18. August brachte keine Veränderung in unserer Aufstellung hervor. Doch wie ein Blitz verbreitete sich die Nachricht, daß Se. Majestät der König das Schlachtfeld be-

ritte, wir sahen unseren geliebten Kriegsherrn leider nicht. Aber der Prinz Friedrich Carl kam in unser Biwak, um uns zu begrüßen. Er war sehr ernst, als er unsere zusammengeschmolzene Front abritt, und als er von unseren ungeheuren Verlusten hörte, rief er mit bewegter Stimme aus: ‚Das ist ja unglaublich! — daß Ihr Eure Schuldigkeit thun würdet, wußte ich; aber Ihr habt viel mehr gethan, Ihr habt wie die Löwen gefochten!‘ Nachdem abgekocht war, rückte die Division plötzlich gegen 12 Uhr mittags ab, nahm in Rendezvous-Formation die Richtung über das Schlachtfeld des Regiments vom 16., wo uns noch die Genugthuung ward, zu sehn, wie schwer auch der Feind gelitten hatte, und marschierte, St. Marcel links liegen lassend, über Caulré-Ferme — an der großen Straße Metz-Etain — auf Verneville. Während des Vormarsches erfuhren wir, daß der Feind heute noch von der ganzen 1. und 2. Armee unter persönlichem Befehle Sr. Majestät des Königs angegriffen werden sollte; es galt, heute eine Entscheidung herbeizuführen, das ruhmvoll zu vollenden, was am 16. blutig und ruhmvoll begonnen war.

Bald vernahmen wir heftigen Kanonendonner, anhaltendes Gewehrfeuer, die Entscheidungsschlacht hatte begonnen. Bazaine hatte mit seiner Armee eine sehr feste Stellung bezogen, welche sich von St. Privat la Montagne über Amanvillers längs des westlichen Randes der Châteler Schlucht bis Point du jour, also von Norden nach Süden, ausdehnte. Gegen diese Stellung sollte die nun gänzlich auf dem linken Moselufer versammelte 1. und 2. Armee, die am Morgen noch die Front nach Norden hatte, vorgehen, dabei eine große Rechtsschwenkung ausführen und womöglich mit einem Korps dem Feind in die rechte Flanke fallen. Wir bildeten mit dem 10. Korps an diesem Tage die Reserve. Gewaltig entwickelte sich vor uns die Schlacht, als wir auf das Dorf Verneville losmarschierten. Ein geradezu betäubendes Getöse aus hunderten von Geschützen und tausenden von Gewehren um uns herum, im weiten Kranze vor uns brennende Dörfer und Gehöfte. Wieder ließ sich das unheimliche Schnarren der Mitrailleusen ver-

nehmen, wie an jenem 16. August; der Feind schien noch einmal uns seine ganze Zähigkeit entgegen setzen zu wollen. Gegen 2 Uhr langten wir bei Verneville an, schon wehte auf den Dächern des Dorfes das Genfer Kreuz, der ganze Ort lag bereits voller Verwundeter. Die Schlacht hatte eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, wir konnten das großartige Panorama, in Rauch und Flammen gehüllt, vor uns betrachten, denn wir hatten ruhig die Gewehre zusammengesetzt und verfolgten den Verlauf der Schlacht mit erregten Pulsen. Wir sahen, mit welcher Heftigkeit der Feind drüben aus der Waldlisière auf unsere anrückenden Truppen schoß, wie um jedes Gehöft, um jede Terrainwelle mit zähster Energie gerungen wurde, und erwarteten jeden Augenblick den Befehl, der auch uns ins Treffen rief. Wir standen hinter dem Centrum, von links her aus der Gegend von St. Privat schallte zu uns gewaltiger Geschützdonner herüber, aber auch dicht vor uns wütete die Schlacht mit ganzer Heftigkeit. Das ganze 9. Korps rang um den Besitz Amanvillers und der Fermen Montigny la Grange und La Folie. Schon hatte auch seine Artillerie stark gelitten, da wurde die gesamte Korps- und Divisionsartillerie unseres Korps nach Verneville vorgezogen und griff in den Gang des Gefechts mit ein. Ich wollte mir einen genauen Einblick in den Stand der Dinge verschaffen, indem ich mich mit dem Regimentsadjutanten nach Verneville hinein begab. Jenseits dieses Ortes tobte die Schlacht mit Grausen, doch mehr vorwärts in dem dichten Wald hinter der ganz in Trümmer geschossenen Ferme Chantrenne. Denn zwischen Verneville und diesem Wald ist das Terrain übersichtlich, hier vorn hatte der Feind keinen Kampf aufnehmen können, wohl aber die andringenden Preußen stark gelichtet, wie an den vielen Toten, die da lagen, noch deutlich zu erkennen war. Von den Franzosen konnte man nichts sehn, auch von den unsrigen nur eine geringe Anzahl Truppen bemerken, die dem Gehölz zustrebten, in dem der Feind in diesem Augenblicke wohl schon mit der Einsetzung seiner letzten Kräfte rang.

Bald kehrten wir wieder zu unserem Regiment zurück. Gegen 5 Uhr nachmittags schien die Schlacht zu stocken, das französische Artilleriefeuer verstummte vor uns, aber hinwiederum schien es, als ob auch bei uns im Centrum die Schlacht nicht recht vorwärts wollte. Vor uns lag das Bois de Genivaux, ein dichtes Gehölz, an dessen Lisière das 9. Korps keinen festen Fuß zu fassen vermochte. Schon erhielt unser Korps den Befehl, zur Unterstützung des 9. gegen La Folie vorzugehn, doch wurde der Befehl wieder rückgängig gemacht, da man einen Vorstoß des Feindes aus dem Bois de Genivaux befürchtete. Wir wurden noch näher an Verneville, mit der Front gegen dieses Gehölz, herangezogen und blieben hier in banger Erwartung stehn.

Plötzlich schien die Schlacht auf unserem linken Flügel wieder aufzuleben, heftiger, denn je zuvor. Hier schickten sich die Garden an, den Schlüssel der feindlichen Stellung in heldenmütigem Sturme zu gewinnen. Aber zu fest und furchtbar war die feindliche Position in dem festungsähnlichen Dorf St. Privat, zu massenhaft standen hier die Franzosen und ergänzten sich."

„Ha, ich weiß," unterbrach ich hier meinen freundlichen Erzähler, „ich habe als Gefangener in St. Privat gelegen in jener verhängnisvollen Stunde."

„Nun, dann werden Sie begreifen können," fuhr er fort, „was dieser Sturm zu bedeuten hatte. Die braven Angreifer wurden von der Wucht der feindlichen Geschosse fast niedergemäht; ein Regiment nach dem anderen wurde gegen das feindliche Bollwerk geführt, mußte aber vor demselben liegen bleiben in den offenen Ackerfurchen und sich verbluten. Endlich umfaßten die Sachsen von Roncourt her die feindliche Stellung; noch einmal gings zu einem konzentrischen Angriffe vor, der durch die großartige Leistung einer gewaltigen Artillerie unterstützt wurde, und diesmal gelang der Sturm. Preußen und Sachsen warfen hier endlich in brüderlicher Gemeinschaft nach langer Blutarbeit den hartnäckigen Feind in völliger Auflösung aus dem Schlüssel seiner Stellung, brausend tönte das Hurra der von allen Seiten An-

dringenden zu uns herüber; wir merkten es an der ganzen Gewalt dieses Kampfes, daß dort die Hauptentscheidung fiel.

Schon war die Sonne im Sinken, aber noch war an ein Ausbrennen der Schlacht nicht zu denken. Namentlich auf dem rechten Flügel flackerte sie wieder gewaltig auf. Das 7. und 8. Korps rangen hier um die Höhe von Point du jour mit äußerster Erbitterung; schon fingen die braven Truppen, die seit Mittag in aufreibendem Gefecht gestanden hatten, an, in ihrer Herkulesarbeit zu ermatten, zu wanken, da stürmten wie eine Mauer die Pommern heran, seit vierzehn Stunden auf dem Marsche kamen sie noch zur rechten Zeit, um mit wuchtigem Stoß die letzte Entscheidung herbeizuführen. Damit war der Widerstand des Feindes gebrochen. Zwar blitzten die Kanonenschüsse noch in unaufhörlicher Folge hell gegen den Abendhimmel auf, sie dienten nur noch dazu, das Zurückweichen der Franzosen zu maskieren, und die feurige Lohe, die blutig rot aus den brennenden Gehöften emporstieg, beleuchtete düster den Rückzug des völlig geschlagenen Feindes. Die Schlacht war gewonnen, bei völliger Dunkelheit nahmen wir eine Aufstellung südöstlich von Verneville in der Richtung auf Malmaison, die Artillerie vor der Front. Noch einmal gegen 10 Uhr brach das feindliche Feuer mit erneuter Heftigkeit los, aber nur, um den gänzlichen Abzug des Feindes unter die Forts von Metz zu verdecken. Südlich von Verneville, zwischen der Straße Verneville-Malmaison und dem Waldsaum bezogen wir endlich um 11 Uhr ein Biwak, nachdem die umliegenden Wälder noch gründlich nach Versprengten abgesucht waren. Nur hin und wieder fiel noch ein vereinzelter Schuß, dann trat völlige Ruhe ein. Mit eisernen Klammern ist nun die sogenannte französische Rheinarmee in Metz eingeschlossen, und ungehindert zieht der Kronprinz mit seinen siegreichen Truppen auf Paris. Wir haben indessen, wie ich glaube, Metz vollständig cerniert, wohl 200000 Mann mögen hier versammelt sein, die alle unter des Prinzen Friedrich Carl Oberbefehl gestellt sind, die Garde und die Sachsen haben uns verlassen; sie bilden eine neue

Heeresabteilung, die wahrscheinlich zum Kronprinzen stoßen soll. Bis jetzt haben die Franzosen uns noch nicht gestört, Bazaine wird genug zu thun haben, seine durch drei große Niederlagen erschütterte Armee zu ordnen, sich von neuem mit Munition zu versehen, seine Soldaten durch eine Zeit der Ruhe geistig und körperlich zu heben. Vorläufig wird er uns daher wohl ungeschoren lassen, und das ist dringend notwendig, denn auch wir bedürfen der Erholung und müssen durch umfangreiche fortifikatorische Arbeiten das große Terrain, welches wir zu besetzen haben, erfolgreich sichern."

Ich hatte schweigend zugehört, jetzt erhob ich mich, indem ich meinen freundlichen Erzähler also anredete:

„Sie haben mich durch Ihre Darstellung gewaltiger Thaten wahrhaft begeistert, Herr Leutnant, gestatten Sie mir, Ihnen dafür aus voller Seele zu danken. Habe ich auch viel, viel Trauriges erfahren müssen, sehe ich auch mein Regiment seiner braven Führer beraubt, seine Reihen gelichtet, wir haben unsere Opfer nicht umsonst gebracht, es ist Großes erreicht, und hoffentlich wird das Ende dem Anfang gleichen."

„Das wollen wir wünschen," sagte er, mir die Hand reichend, „und darauf lassen Sie uns anstoßen!"

Unsere Gläser klangen zusammen, voll und feierlich, jetzt trat der Bursche ins Zelt und meldete, daß die Brühsuppe gekocht sei.

Feldstühle und Feldtisch wurden ins Freie gesetzt; wir traten hinaus in den sternenhellen Abend und ließen uns vor dem Zelte nieder. Ringsum loderten die Wachtfeuer, um dieselben lagerten fröhliche Soldaten, Lagerlieder ertönten, es war, wie im Manöver. Eine frische, frohe Stimmung zog durch meine Seele, es war die herrliche Kunde von errungenen Siegen, die in meinem Herzen wiederklang. Alles Leid war vergessen, und wenn ich auch fern von der Heimat und meinen Lieben war, wenn ich auch mitten auf einem verwüsteten Schlachtfeld lag, wenn auch jede Bequemlichkeit mir fehlte, mir war doch wohl, und als ich mich abends

spät im schützenden Zelt in die mir von meinem Kompagnieführer dargebotenen Decken hüllte, schlief ich zuversichtlich ein, und meinen sanften Schlaf umgaukelten holde Traumbilder einer frohen Zukunft.

XII.

Marsch in die Nähe von Verdun.

Am nächsten Morgen wurden wir, ich und die übrigen aus Metz zur Truppe Zurückgekehrten, von einem frischgebackenen Vizefeldwebel nach Vionville geführt. Dorthin nämlich waren die auf den Schlachtfeldern aufgefundenen Gewehre und Ausrüstungsgegenstände gebracht und in den noch einigermaßen erhaltenen Häusern dieses Dorfes wie in einem Depot aufgespeichert worden. Das Dorf zeigte überall Spuren grauenvoller Verwüstung; viele Wohnungen waren bis auf die Fundamente niedergebrannt; hie und da ragte ein einsamer Schornstein, der allein übrig geblieben war, verlassen zum Himmel empor. Auf der Straße lagen zerschlagene Gewehre, von der Nässe fast vermoderte Montierungsstücke; aus den Häusern war das Leben gewichen; nur in wenigen noch einigermaßen gut erhaltenen Wohnstätten hatten sich unsere Soldaten eingenistet. Unser Geschäft war bald beendet; ein verrostetes Gewehr, ein alter Säbel, ein halb zerrissener Tornister waren bald gefunden, dann gings zurück ins Biwak.

Was uns die nächsten Tage bringen würden, das wußten wir nicht, nur das eine war sicher, daß eine langwierige Belagerung bevorstand; angesichts des überall aufgeweichten Bodens und in dem Gedanken an die vielen im Freien zu verbringenden Biwaksnächte eine wenig tröstliche Aussicht. Jeder wünschte sich fort von dem wüsten Schlachtfelde, auf dem nur Krankheiten zu holen waren. Und doch, wenn es nicht anders ging? Nun dann mußte ein guter deutscher Soldat sich in das Unvermeidliche fügen, auch hier auf schwierigem Posten unverdrossen seine Schuldigkeit

thun. Und vorläufig war ja noch keine Not. Wir lagen in der Reserve, hatten Zelte und Decken, unsere ausreichende Kost und trefflichen Wein! — Auch ich fand mich bald mit den Verhältnissen ab, vergaß die Herren Franzosen und ihr unbezwingliches Metz, schrieb einen ganz zufriedenen Brief in die Heimat und nahm mit einem wahren Wohlbehagen die Geldsendungen entgegen, die mir gerade jetzt durch die Feldpost zugingen. Zwar lange konnte ich mich nicht daran gewöhnen, daß mein Regiment so entvölkert war, daß ich viele bekannte Gesichter nicht mehr wiedersah, daß so mancher von den Braven, die mit mir durch die Berge der Rheinpfalz marschiert, dahingegangen war im Grausen der Schlacht. Die Briefe, die ich aus der Heimat empfing, lauteten günstig; mein Bruder befand sich wohl, seine Wunden waren leichte und heilten gut, nur um meinetwillen sprach sich in den Briefen bange Sorge aus, denn noch hatten sie zu Hause mein Lebenszeichen nicht empfangen.

Wir hatten bei unserem Bataillon einen prächtigen Landwehroffizier, Peter, den Sohn des bekannten Direktors der Landesschule Schulpforta. Ich hatte schon auf früheren Märschen und in früheren Quartieren mich ihm näher angeschlossen, sein geistreicher Humor und sein ewig unverdrossener Sinn machten ihn zu einem anziehenden Gesellschafter. Jetzt war er nach den furchtbaren Verlusten zu der Führung einer Kompagnie gekommen; ich suchte ihn zusammen mit meinem Kompagnieführer auf. Er saß vor seinem kleinen französischen Zelt auf schlechter Bank an einem rohen Brettertisch, den er sich von seinem Burschen, der nach seiner Ansicht ein intelligenter Mensch war, hatte zimmern lassen; dicht dabei standen seine Pferde, an einen Pfahl gebunden. Er hatte seine Feldmütze schief auf den Kopf gesetzt, rauchte mit wahrem Wohlbehagen eine Cigarre und liebäugelte mit einer ganzen Batterie von Weinflaschen, die vor ihm stand. Er hatte sie eben für teures Geld von einem Marketender erstanden, und nun kamen wir, sie ihm auszutrinken. Andere durstige Kameraden fanden sich ein, und bald war eine gemütliche Gesellschaft bei-

sammen. Da wurde dann von vergangenen Tagen geplaudert, manche furchtbare Episode der großen Schlacht erzählt, namentlich des traurigen 17. August gedacht, an dem das entvölkerte Regiment zum ersten Male sich der ganzen Größe seiner Verluste bewußt geworden war. Dann besprachen wir die Reservestellung des Regiments am 18. in der Nähe von Verneville, den Gardensturm auf St. Privat. Unter solchen Gesprächen, die manche Anekdote würzte, kam der Abend heran, doch zeigten sich keine klaren Sterne am Himmel, die Wolken deuteten auf Regen. Dennoch hielt sich das Wetter, so daß am nächsten Morgen der angeordnete Feldgottesdienst im Biwak abgehalten werden konnte. In ergreifenden Worten wurde der großen Opfer gedacht, der Himmel um ferneren Beistand angefleht und der Segen über die versammelte Kriegerschar ausgesprochen. Dann wurde uns eine königliche Kabinetsordre vorgelesen, in welcher der König den Truppen seinen Dank aussprach für ihre heldenmütigen Leistungen in den blutigen Kämpfen um Metz, und welche mit der zuversichtlichen Hoffnung schloß, daß solchen Truppen auch der fernere Sieg nicht fehlen könne. Hierauf exerzierten wir im Biwak bataillonsweise in vollständig marschmäßigem Anzuge. Es übte sich schlecht in dem weichen Boden, und wir waren eigentlich verdrießlich über diese Maßregel. Und doch legte gerade sie den unwiederleglichen Beweis dafür ab, daß man die Uebungen unserer Soldaten, in denen sie ihre Manövrierfähigkeit und ihre Schlagfertigkeit erlangen, auch in den ernstesten Augenblicken nicht vernachlässigte. Gerade um einer Erschlaffung des Pflichtgefühls und des militärischen Eifers, was bei dem regellosen Lagerleben leicht geschehen konnte, vorzubeugen, brachte man uns zum Bewußtsein, daß der Exerzierplatz auch angesichts des Feindes noch für uns vorhanden war. Und gerade dieser anstrengende Friedensdienst auch draußen im Feindesland während einer großartigen Belagerung, diese unaufhörliche Ausbildung in militärischen Exerzitien auch hier bewahrten unsere Leute vor jenem faulen Schlendrian, den ein beständiges Lagerleben so leicht hervorruft, und erhielten sie in der Frische und Lebendigkeit, die zur

Erringung großer Ziele ganz unerläßlich sind. Der Soldat muß „toujours en vedette“ sein; dieses Wort Friedrichs des Großen ist eine Wahrheit, die nirgends besser gewürdigt worden ist, als im siebziger Krieg.

Nach beendigtem Dienst machte sich die Mannschaft an das Abkochen ihrer Menage, in diesem Geschäfte sollte sie indessen sehr bald gestört werden. Ein Generalstabsoffizier kam plötzlich ins Biwak geritten, das Signal zum allgemeinen Sammeln ertönte, alles kam in Aufruhr im weiten Lager, doch nicht lange, so standen die Regimenter unter dem Gewehre. Was mochte es sein? Sollten die Franzosen etwa einen Ausfall versuchen? Sollten sie gar im Sinne haben, einen Durchbruchsversuch zu wagen? Ich hörte, daß Marschall Bazaine seine gesamte Armee auf das rechte Moselufer zusammenzuziehen im Begriffe stände, daß er, wie es schien, die Absicht habe, nach Nordosten zu entweichen. Hätte er mit diesem Vorhaben nur so lange gewartet, bis wir unsere Mittagsmahlzeit im Leibe hatten, hätte er nur einen anderen freundlicheren Tag sich dazu ausersehen. Aber heute schien es ein Hundewetter zu werden; der Himmel war stark verschleiert, und immer schwerere und schwärzere Wolken begannen heraufzuziehn. Als wir uns von unserem Lagerplatz aus auf den Marsch begaben, fielen die Tropfen schon schwer, ein mächtiger Regen prasselte schließlich nieder, vermischt mit Hagelschlag, der unsere Gesichter rot färbte. Alle Augenblicke tönte das verhängnisvolle Wort: „Achtung!“ Die Kolonne wich auseinander, um einer unkrepierten Granate aus dem Wege zu gehn, deren noch eine große Menge auf dem jetzt vom Regen schlammig gewordenen Boden umherlagen. Mit den riesigen Lehmballen an den Füßen marschierte es sich schlecht; glücklich kamen wir endlich nach Amanvillers, wo die Division auf weitere Befehle warten sollte. Hier standen wir nun, die Gewehre in der Hand, ließen uns von den großen Hagelkörnern kitzeln und vom Regen naß machen. Da schaute wohl manch einer sehnsüchtig zurück auf die weißen Lagerzelte, die so leicht ihm trockenes Obdach bieten konnten, und dachte

an seine zurückgelassene warme Suppe, mit der nun ebenfalls der Regen seine Possen trieb, wie der Franzmann mit uns. Die Kochkessel waren nämlich an den Feuern stehn geblieben, ob aber ihr Inhalt später noch zu genießen war, das mußte stark bezweifelt werden. Wir standen wohl eine Stunde lang bei dem zerschossenen Amanvillers, kein Franzose ließ sich blicken; der Regen mochte wohl ihm den uns zugedachten Angriff versalzen haben. Endlich um 4 Uhr nachmittags kehrten wir zu unseren alten Lagerplätzen zurück, bis auf die Haut durchnäßt. Da es immer noch möglich war, daß der Feind nach Nordosten zu einen Durchbruch versuchte, erhielten wir den Befehl, uns bereit zu halten, um nötigenfalls nach Thionville abmarschieren zu können. Hier sollten wir uns dem Feinde, wenn ihm der Durchbruch gelänge, vorlegen und ihm unsere Zähne weisen. Ich glaubte an einen solchen Fall nicht, ließ mir vielmehr mein Essen prächtig munden und wickelte mich dann im Zelte in wollene Decken und fiel bald in einen gesunden Schlaf. Als ich erwachte, hatte der Regen nachgelassen; draußen vor dem Zelte stand unser Feldtisch mit den Feldstühlen, warmer Wein dampfte mir lieblich entgegen, als ich neu gestärkt und wieder trocken ins Freie trat; am Himmel funkelten einige Sterne; im Biwak ertönte hie und da ein freundlicher, abendlicher Gesang; es sah so friedlich aus in diesem Augenblick, da trank auch ich mein Glas dem guten Geist, von dem ich hoffte, daß er mich ebenso freundlich beschützen würde, wie meine Lieben daheim.

In der nun folgenden Nacht ward unserem Armeebefehlshaber gemeldet, daß der Marschall Mac Mahon, der sich von Wörth auf das Lager von Chalons zurückgezogen hatte, dies geräumt habe und nach Norden abmarschiert sei. Es war nicht schwer einzusehn, daß der beabsichtigte Ausfall Bazaines mit diesem Marsche in naher Verbindung stand. Jedenfalls hatte man eine Vereinigung beider Armeen im nördlichen Frankreich vor. Demgemäß kam aus dem Hauptquartier der Befehl, daß von der Cernierungsarmee zwei Korps auf die Straße nach

Montmedy marschieren sollten, um sich dem Marschall Mac Mahon vorzulegen, während die 3. und 4. Armee, die aus dem Argonnerwald herauszutreten im Begriffe stand, den Befehl erhielt, eine große Rechtsschwenkung auszuführen, um dem Feinde in die Flanke zu fallen. Der unserem Prinzen zugegangene Befehl hatte für ihn große Bedenken. Noch immer standen die feindlichen Massen vereinigt im Nordosten zum Ausfall bereit; für diesen Fall hatte der Befehlshaber der Cernierungsarmee alle seine Truppen unbedingt nötig. Gab er jetzt zwei volle Korps ab, trat der bemerkenswerte Umstand ein, daß die Cernierungsarmee schwächer war, als die cernierte. Aber dem Befehle mußte Folge geleistet werden, und so wurde denn angeordnet, daß das 2. Armeekorps auf Briey, das 3. auf Etain abzumarschieren habe. Schon am Morgen verbreitete sich in unserem Biwak die Nachricht, daß wir Metz verlassen sollten. Da wir die Ursache dieser Maßregel nicht kannten, glaubten wir nicht anders, als daß wir dazu ausersehen seien, auf Paris zu rücken. Diese Nachricht verbreitete ungeheuren Jubel bei der ganzen Mannschaft. Wir sollten fort von den aufgeweichten Schlachtfeldern in das Herz des schönen Frankreich hinein. Wie lachten uns da schon der Wein und der Champagner entgegen und die herrlichen Quartiere in so manchem glänzenden Schloß, von denen wir schon so viel Wunder hatten sagen hören, und in der Ferne tauchte schon vor unserem geistigen Auge die Notre dame jener größten Luxusstadt der Erde auf, die Türme von Paris, der Königin der Mode, die der Freuden so viele barg, der gegenüber unser Berlin, das aus dem Sande der Mark emporgewachsen, nur ein Dorf sein sollte. Um 10 Uhr morgens standen wir bereits marschbereit; in der Hoffnung, schönen Tagen entgegenzugehn, sagten wir den nassen Biwaks Lebewohl. Die Zelte und die französischen Kochkessel mußten zurückbleiben, von den französischen Decken aber wanderten viele mit, um bald nachher, als zu beschwerlich für den Marsch, doch wieder fortgeworfen zu werden. Fröhlich marschierten wir in das unbekannte Land hinein. Das Wetter war freilich nicht günstig,

es regnete beständig. In Jonaville, einem rückwärts Verneville gelegenen Dorfe, trafen wir auf das Generalkommando. Hier erfuhren wir nun, daß das 2. und 3. Armeekorps dazu bestimmt seien, um zum Kronprinzen von Sachsen zu stoßen und, mit diesem vereint, dem Marschall Mac Mahon entgegenzutreten. Das klang nun freilich anders, als ein fröhlicher Marsch auf Paris. Jetzt begann uns der Regen, den wir in unserer Freude kaum verspürt, lästig zu werden; Decken und alles übrige unnütze Gepäck wurden von unseren braven, etwas enttäuschten Musketieren in den Schmutz der Chaussee versenkt. So kamen wir über Doncourt, Conflans, Olley und zogen auf schlechten Wegen weiter in der Richtung auf Etain. In den Dörfern wurden wir von den neugierigen Bewohnern gehörig begafft; die Männer in blauen Blusen, die Weiber in zum teil kurzen Röcken, standen in den Thüren und ließen uns Revue passieren. In Conflans saß ein alter französischer Soldat mit zerschossenem Arm auf einer Bank vor einem zu einem Lazarett eingerichteten Hause. Er grinste uns in buchstäblichem Sinne des Wortes an und bettelte schließlich um ein Almosen. Es wurde ihm von unseren Leuten gutmütig gegeben, und was that der wackere Franzmann nun? Er ballte zum Dank die Faust hinter uns her, die Faust des einen noch gesunden Armes, und machte seinem Ingrimm durch Schimpfen Luft. Abends spät kamen wir östlich von Etain nach Rouvres in ein enges Quartier. Da uns die Bagage nicht mehr erreichte, mußten für die Truppen Lebensmittel aus dem Dorfe requiriert werden, die mager genug ausfielen. In einer engen Bauernstube streckten wir uns dann auf ein dürftiges Strohlager, froh, wenigstens unter Dach und Fach zu sein, denn draußen goß es in Strömen vom Himmel hernieder. Am nächsten Morgen waren wir schon wieder früh auf den Beinen, denn schon um 8 Uhr sollten wir Etain und die Orne passiert haben. Wieder hatten wir einen starken Regentag. An der großen, nach Montmedy führenden Straße sammelte sich die Division, die Gewehre wurden zusammengesetzt, und so standen wir da, ohne zu wissen, was

der Tag bringen würde. Plötzlich dröhnten Schüsse aus der Gegend von Verdun her. War der Feind in der Nähe? Sollte es noch heute ein Gefecht geben? Da sich indessen das Schießen nicht wiederholte, hing ich diesem Gedanken nicht weiter nach, sondern setzte mich, nachdem die Gewehre wieder zusammengesetzt waren, auf die nasse Erde und verzehrte meinen Speck. Endlich kam ein Befehl, der unseren Vormarsch aufschob, wir erhielten die Weisung, uns einzuquartieren. Bei dem Hundewetter war dies eine nicht unerfreuliche Nachricht, doch hatten wir noch einen kleinen Marsch bis zu dem uns angewiesenen Dorf Hermeville. Unser Regiment begleitete eine Eskadron Dragoner und der Stab der 12. Infanteriebrigade. Nun ging es querfeldein auf grundlosen Wegen, dazu regnete es immer heftiger. Bald winkte uns das Dorf Fromercy, wir schleppten uns durch dasselbe hindurch und erreichten bald die nach Verdun führende Straße. Wieder hörten wir schießen, diesmal vernehmlicher. Sofort wurde Halt gemacht, die Brigade nahm Front gegen Verdun. Sollte es der verwegenen Besatzung einfallen, uns anzugreifen? Sofort wurde die Schwadron Dragoner vorgeschickt, um die Sache aufzuklären. Eben war sie abgeritten, als in vollem Lauf sächsische Proviantwagen, mit Brot und Kaffee beladen, die Chaussee von Verdun her heraneilten; die Begleitmannschaften machten die Meldung, daß sie vom Feinde verfolgt würden. Die Fouriere unseres Regiments unter Führung eines Hauptmanns wurden sofort vorgeschickt, sie gelangten bis Abaucourt, ohne vom Feinde etwas zu entdecken. Die Ursache zu dem ganzen Scharmützel wurde bald klar. Eine sächsische Kolonne von ungefähr sechzig Wagen hatte den Befehl, dem sächsischen Armeekorps zu folgen, hatte den Weg verfehlt und war auf die Verduner Straße geraten. Schlauer Weise ließ die Besatzung der noch nicht cernierten Festung die nichts ahnende Kolonne bis in die Vorstadt kommen, dann wurde diese überfallen und von Kavallerie verfolgt. Die letzten zehn bis zwanzig Wagen merkten noch zur rechten Zeit Lunte und entkamen, es waren die, welche bei uns vorbeisprengten, alle übrigen wurden

indessen eine Beute des Feindes. Natürlich zogen sich die verfolgenden Franzosen, als sie unsere Dragoner gewahrten, sofort unter den Schutz der Festungswälle zurück. Damit war nun aber auch die Sache beendet, Verdun konnten wir nicht nehmen und waren auch nicht in dieser Absicht gekommen, so steuerten wir denn dem nahen Hermeville zu, um nach dieser gerade nicht sehr angenehmen Unterbrechung endlich einquartiert zu werden. Hermeville ist ein schönes, großes Dorf, das uns mit Bequemlichkeit beherbergen konnte. So erhielten wir denn auch alle ganz geräumige Quartiere, nur mit den Lebensmitteln stand es schlecht, wir waren mit Verpflegung einquartiert, und die Bewohner rückten nur ungern etwas heraus. Die Ausgänge des Dorfes wurden der nahen Festung wegen durch starke Kantonnementswachen gesichert; ich wurde mit einer Wache glücklicherweise nicht bedacht, sondern folgte weit lieber einer Einladung meines Kompagnieführers und ließ mir das gebratene Huhn, welches dieser mit einiger Mühe erstanden, trefflich munden. Wir haben bei schönem dampfenden Punsch lange zusammengesessen und uns trefflich unterhalten. Welche Bestimmung wir hatten, wußten wir noch immer nicht. Unser Vormarsch war ja vorläufig sistiert und uns war noch nicht mitgeteilt, was man nun mit uns vorhatte. Auch der nächste Morgen brachte noch keinen neuen Befehl. Wir verlebten einen Vormittag in dem ganz freundlichen Hermeville, an dem man so recht der Ruhe pflegen konnte. Ich wanderte auf der von neugierigen Bewohnern angefüllten Dorfstraße umher, knüpfte mit diesem oder jenem der Bewohner ein Gespräch an und mußte immer wieder die Klage vernehmen über den miserable guerre, den der schlimme Napoleon angezettelt. Plötzlich nachmittags um 4 Uhr wurden wir alarmiert, wir sollten nach Metz zurück. Also ging es doch wieder auf die Leichenfelder, welche wir mit so großem Jubel verlassen hatten. Wir marschierten auf der großen Metzer Straße dahin. Bald brach eine solche Dunkelheit über uns herein, daß wir nicht Hand vor Augen sehen konnten. Zudem stockte der Marsch immerwährend, schließlich

wollte es gar nicht mehr von der Stelle gehn. Vor uns fuhr eine Fuhrparkskolonne in langsamem Tempo daher, sie war es, die unseren Marsch völlig hemmte. Dicht hinter uns kam noch das ganze Regiment 64 und die Divisionsartillerie, die natürlich ebenfalls in diesen Schneckengang mit hineingezogen wurden. Bald war an gar kein Vorwärtskommen mehr zu denken, die Fuhrparkskolonne stand wie angemauert. Aergerlich ritt unser Regimentsadjutant vor, und was fand er? Einer von den für Geld gedungenen Civilisten, welche die einzelnen Wagen der Kolonne fuhren, hielt mit seinem Wagen ganz gemütlich auf der Chaussee und war fest eingeschlafen. Nicht gerade sanft wurde er aufgerüttelt und auch nicht gerade mit Liebenswürdigkeiten überhäuft; doch nun war wenigstens das Hemmnis beseitigt, und wir konnten uns durch die Dunkelheit weiter schleppen, bald über einen Steinhaufen, einen niedergerissenen Baum oder über einen Kilometerstein stolpernd. Schließlich war der Weg gar nicht mehr zu finden. So wurde denn in dem ersten besten Dorfe, es hieß Jeandelice, Halt gemacht, um einen Führer zu requirieren. Die in tiefem Schlaf liegenden Leute wurden aus ihren Betten getrommelt und schließlich ein blaublusiger Kerl aufgetrieben, der uns den Weg nach Friauville weisen sollte. Ich habe nie einen Menschen mehr schreien und fluchen hören, als diesen. Schließlich nahmen ihn zwei handfeste Musketiere in die Mitte und zeigten auf ihre Gewehrkolben; dies brachte ihn zunächst zur Ruhe; dann wurde ihm bedeutet, wenn er nicht unverzüglich uns den richtigen Weg nach Friauville wiese, ständen ihm die härtesten Strafen bevor. Das Fluchen des bisher trotzigen Bauern verwandelte sich nun in ein Jammern und Lamentieren; er wüßte den Weg selber nicht, derselbe wäre überhaupt nicht zu finden, und dann kam wieder der schreckliche Krieg und das arme Frankreich und seine unglückliche Familie. Doch das half ihm alles nichts, er mußte wohl oder übel an der Spitze unseres Bataillons dahergehn und den Weg weisen. Schließlich brachte ihn ein kräftiger Cognak, den ihm einer unserer gutmütigen Soldaten reichte, über alle

Skrupel hinweg, und so führte er uns denn durch die Dunkelheit hindurch glücklich über Puce nach Frianville. Hier kamen wir nach Mitternacht totmüde an, um Quartier zu nehmen. Das ganze Dorf lag natürlich ebenfalls in tiefem Schlaf, mit Kolbenstößen mußte gegen die Thüren gedonnert werden, und bald schauten oben aus den Thürluken ängstliche Gesichter unter weißen Zippelmützen hervor, die aufgeschreckten Bauern bekreuzten sich und riefen alle Heiligen um Schutz an; vielleicht glaubten sie gar, der Gottseibeiuns selber sei in ihr Dorf gebrochen. Zaghaft wurden die Thüren geöffnet, auf energischen Befehl Lampen an die Fenster gestellt, und nun begann das unter diesen Umständen recht saure Geschäft der Einquartierung. Ich kam mit vier Leuten zu einem recht stupiden Bauern; murrend machte er uns in seinem geräumigen Wohnzimmer ein Strohlager zurecht und entfernte sich grollend. Der nächste Tag sollte für uns ein Ruhetag werden.

Kompagnieschuster und Schneider wurden in Bewegung gesetzt, die reparaturbedürftigen Bekleidungsstücke in der Eile wieder herzustellen, auch meine großen Stiefel erhielten hier ihren ersten Rüster. Unsereiner lag den ganzen Vormittag einfach auf der Bärenhaut. In dieser Verfassung war ich, als mir die angenehme Nachricht überbracht wurde, daß ich zum Vizefeldwebel befördert worden sei und von nun an bei der 2. Kompagnie Offiziersdienste zu thun hätte. Keiner war schneller von seinem Lager auf als ich; den leidigen Tornister und die alte verrostete Flinte wurde ich nun wenigstens los; ich trug den ersteren sofort zum Packwagen der 2. Kompagnie, übergab mein Gewehr dem Büchsenmacher und eignete mir den Degen eines unserer schwer verwundeten Offiziere an. Dann meldete ich mich, so nach damaligen Ansprüchen prachtvoll ausgerüstet, bei meinem neuen Kompagnieführer, Premierleutnant von Nettelhorst, den ich gerade mit dem Verzehren eines Huhnes beschäftigt fand. Ich erhielt sofort auch meinen Teil davon, mußte mit ihm eine Flasche ausstechen, bekam einen Burschen, einen wackeren Kumpan, wurde feierlich zum Küchenmeister ernannt und zog zu meinem Kompagnieführer ins Quartier. Das

war ein so plötzlicher Wandel in meinen kriegerischen Verhältnissen, daß ich mich kaum in denselben für den ersten Augenblick zurechtfinden konnte. Noch in derselben Stunde wurde der Schützenzug meiner Führung anvertraut. Ich fühlte mich ungemein gehoben damals, als ich zum ersten Mal mit meinem langen Füsiliersäbel über die Dorfstraße ging. Einen zweiten Offizier hatte die Kompagnie damals nicht, so war es denn ganz erklärlich, daß mein Kompagnieführer mit mir in nähere Beziehungen trat, als es sonst wohl zwischen einem Offizier und einem Vizefeldwebel zu geschehen pflegt. Der Nachmittag war schön und warm. Die Regimentsmusik hatte sich vor dem Hause des Regimentskommandeurs, der inzwischen die Brigade wieder abgegeben hatte, eingefunden und spielte dort lustige Stücke. Die leichtlebigen Dorfbewohner, die in der Nacht so heftig erschreckt worden waren, hatten sich indessen mit unseren gemütlichen Leuten ausgesöhnt, und jetzt kamen sie neugierig herzugelaufen und sprangen und tanzten um die Musik herum, als feierten sie irgend ein friedliches Dorffest. Ja, sie faßten unsere Soldaten bei den Schultern, und wohl oder übel mußten diese die seltsamen Sprünge mitmachen.

An diesem Tage war es auch, wo unser Regiment das erste eiserne Kreuz erhielt, es ward unserem Regimentskommandeur zu teil. Mit Stolz sahn wir das heiß ersehnte Ehrenzeichen auf seiner Brust prangen, das im furchtbarsten Kampfe verdient worden war.

Auch der nächste Morgen verging uns noch in Ruhe, um 2 Uhr aber wurden wir alarmiert. Drüben auf dem rechten Moselufer, so viel hörten wir, war ein heftiger Kampf entbrannt; die Franzosen waren mit überlegener Stärke gegen das unter General von Manteuffel stehende 1. Armeekorps ausgefallen und bedrängten dasselbe hart. Wir rückten in Eile nach Metz zu ab, durch Conflans hindurch und nahmen östlich von diesem Orte im Verein mit unserem Brigaderegiment eine abwartende Stellung ein. Es regnete einmal wieder, wie fast immer in diesen Tagen,

und der fette Lehmboden, mit dem die ganze Metzer Gegend beglückt ist, fing schon wieder an aufzuweichen. Es kam der Befehl, die Tornister abzulegen und die Kochgeschirre auf die zusammengerollten Mäntel zu schnallen. Das sah ganz wie die Vorbereitung zu einem Kampf aus. Zwar sahen wir vom Feinde nichts, und nur ganz dumpf und sehr vereinzelt drang der Kanonendonner zu uns herüber; um so gespannter waren wir, wie sich diesmal die Sache entwickeln würde. Wir harrten und harrten; diese Harrenszeit war um so peinlicher, als sich der hungrige Magen wieder zu melden begann. Menage war nicht ausgegeben, die Kolonnen noch lange nicht heran, da mußte denn die Pfeife mit beizendem Tabak herhalten und des Magens energischen Ruf nach Ernährung betäuben. Ich setzte mich mit Resignation auf meinen Mantel; Stunden vergingen, zum Gefecht kam es für uns nicht. Nachdem wir bis 7 Uhr gewartet hatten, lief der Befehl zum Weitermarsch ein. Die Kochgeschirre wurden wieder auf die Tornister geschnallt, und fort ging es in den regnerischen Abend hinein. Es war ein schlechter Marsch, und es wurde völlig dunkel, ehe wir ins Biwak kamen. Zwischen den Dörfern Jouaville und Batilly bezogen wir ein solches. Es war recht kalt geworden, und die Aussicht vorhanden, daß die Feuer auf dem nassen Boden nicht brennen würden, auch war zunächst noch kein Holz zur Hand, dasselbe mußte aus der Gegend von Jouaville erst geholt werden. Ich erhielt das Wasser- und Holzkommando und begab mich mit etwa 100 Leuten in das genannte Dorf. Dieses war noch vom 18. August her von den Einwohnern so gut wie verlassen. Die wenigen im Orte befindlichen Brunnen waren fast ausgepumpt und dazu noch von Soldaten umlagert. Alles Ordnungschaffen half da nichts, jeder drängte, einen Trunk zu erlangen, mit Aufbietung aller Kräfte den Quell eines Brunnens zu erreichen. Bei der Dunkelheit war es unmöglich, die Leute zusammenzuhalten; ich begab mich an den Eingang des Dorfes zurück, wo ich den Holzholern sich wieder zu sammeln befohlen hatte, und suchte mir nun aus den Leuten der verschiedensten Regimenter meine Männer wieder

zusammen, so gut es gehen wollte. Es war dies ein Geschäft von mehr als einer Stunde; endlich um 10 Uhr kam ich wieder im Biwak an und hatte doch nur blutwenig Holz und Wasser mitgebracht. Die feuchten Reiser wollten kein Feuer fangen, sie glimmten nur soeben, an dieselben krochen die hungrigen Soldaten und warteten vergebens auf die Bagage. Mein Kompagnieführer war so glücklich, ein Bund Stroh zu erobern, in dasselbe krochen wir beide hinein und versuchten endlich zu schlafen. Das gelang uns auf der kalten Erde schlecht genug. Endlich kam der Morgen und mit ihm die langersehnte Bagage, so konnten wir uns wenigstens einen Morgenkaffee bereiten und eine Portion Brot zu uns nehmen. Noch immer wütete der Kampf auf dem rechten Moselufer oder brach wenigstens mit dem Erscheinen des Tages von neuem los, deutlich hörten wir von verschiedenen Richtungen her Geschützdonner, auch vom Nordwesten her ganz aus der Ferne drangen dumpfe Klänge, herrührend von diesen gewaltigen Rednern des Krieges, an unser Ohr. Dort mußte die kronprinzliche Armee engagiert sein. Gegen $9^1/_2$ Uhr brachen wir endlich aus unserem Biwak auf und marschierten über Batilly auf St. Marie aux Chênes. Wir befanden uns dem Teile des Schlachtfeldes vom 18. August nahe, wo am blutigsten um die Entscheidung gerungen wurde, von Chênes aus begann ja der opfervolle Siegessturm unserer Garden. Bald kündigten die niedergetretenen Felder das Schlachtfeld an, die schlichten Leichenhügel mit den weißen Holzkreuzen mehrten sich; an einzelnen Stellen war man noch immer mit dem Beerdigen der Toten beschäftigt; das Dorf selbst war furchtbar zertrümmert. Jedes noch einigermaßen erhaltene Haus war zum Unterbringen der Verwundeten benutzt, selbst aus den armseligen Wohnstätten, durch deren demoliertes Dach die Sonne offene Einschau und der Regen unbehinderte Einkehr hielten, wehte uns das Genfer Kreuz entgegen. Von da gingen wir durch eine kurze baumbedeckte Schlucht, dann die sanft ansteigende, einst so lachende schiefe Ebene hinan, welche nach St. Privat hinaufführt. Zahllose Grabhügel zeigten uns hier, was unsere braven Garden verloren, als sie hier

auf gänzlich der Deckung entbehrenden Wegen gegen das festungsähnliche Dorf anstürmten, welches der Feind mit ganzen Massen seiner Infanterie besetzt hatte. Ich kannte das Dorf nicht wieder, in welchem ich am 18. August als Gefangener gelegen hatte, denn hier war kein Stein mehr auf dem andern geblieben. Auch hier waren die wenigen Häuser, welche die Granaten verschont, zu Lazaretten eingerichtet; eng zusammengedrängt, lagen die armen Verwundeten und warteten sehnsüchtig auf eine Ueberführung in bequemere Heilstätten. Grauenvoll sahen die Kirche und der Kirchhof aus. Das Gotteshaus selbst war vollständig niedergebrannt; nur von einer stehen gebliebenen Säule hing wie zum Hohn ein von der Glut des Feuers vielfach verbogener Kronleuchter herab, die Kirchhofsmauern waren eingebrochen, die Gräber zertreten, die Kreuze umgestürzt. Wo war der Geist geblieben, der sonst wohl diese Stätte der Toten geweiht? Von da aus marschierten wir nach der gleich hinter St. Privat gelegenen Ferme Marengo, um hier einen Augenblick zu rasten. Ich hatte hier ja schon einmal rasten müssen vor nicht allzu langer Zeit, aber wie viel trauriger waren da für mich, den Gefangenen, die Verhältnisse, als mich die gewaltige Schlacht umtobte und ich die heraneilenden französischen Truppen sich drängen und schieben sah. Ich sah jetzt dieselbe Landschaft wieder vor mir, und dicht hinter mir den langen dichten Wald, der die Festung Metz den Blicken entzieht; aber damals blitzten tausende von französischen Bajonetten aus dem Waldesdunkel hervor, heute schien es totenstill darinnen zu sein, nur zuweilen drangen die Axtschläge fleißiger Pioniere an mein Ohr. Vor mir lag dieselbe reiche Zahl einst so blühender Dörfer und Besitzungen in weiter Runde, aber damals drängte sich dicht geschlossen ein Wall von Geschützen, sie zu beschirmen, um sie her, damals leuchteten sie düsterrot, wie die traurigen Fackeln der Eris, in den Flammen, die ihnen Vernichtung drohten; heute waren sie elende Trümmer, die kaum erkennen ließen, daß sie einst freundliche Wohnstätten friedlicher Menschen gewesen waren; durch die angeschwärzten Fensterhöhlen fiel der Regen, und aus

den zusammengesunkenen Mauern züngelte noch der letzte Rauch ersterbender Flammen; rechts von mir Amanvillers, am Waldessaume das im Schatten alter Bäume gelegene Schloß Montigny, weiter in der Ferne Verneville und Chantrenne. Vor mir lagen die mir schon bekannten Felder, zuerst hatte ich sie gesehn noch im ganzen verführerischen Glanze ihrer Fruchtbarkeit, bedeckt mit unabsehbaren Lagerzelten und den dichten Massen stolz bewaffneter Krieger; es jagten über ihre schwellenden Saaten zahllose Trupps trotziger Spahis in weißen Mänteln, buntscheckiger Turcos und Zuaven, es rasten Geschütze in fliegender Eile über sie daher, es wälzten sich dichte Kolonnen erprobter Infanterie den bedrohten Dörfern zu, heute waren sie still und verödet, zertreten von den Hufen der Rosse und dem schweren Tritt anrückender Infanteriemassen, heute verkündigten nur zahllose Grabhügel, die sich ausdehnten, soweit das Auge reichte, daß hier eine Riesenschlacht ausgefochten war, wie die Geschichte wenige ihres gleichen hat. Welch eine Veränderung war mit diesem Stückchen freundlicher Erde vorgegangen, aber auch welch eine Blüte lag unter ihr begraben! — Dicht am Wege bei der Ferme, an der wir standen, befand sich ein Grab. „Hier ruhen zwölf brave Offiziere vom Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment", erzählte lakonisch das kleine weiße Kreuz auf demselben, und so ging es fort bis an den Waldessaum. Weiter zogen wir bis auf die Höhe bei den Steinbrüchen von Jeaumont, hier machten wir Halt an der Chaussee und bezogen nicht weit vom Walde nach längerem Warten auf der Landstraße endlich ein Biwak.

XIII.

Im Gros der Vorposten vor Saulny.

Unser Biwaksplatz war ungeachtet der durch den wilden Kampf hervorgerufenen Verwüstung ein überaus freundlicher; von zwei Seiten vom Wald eingeengt, dessen dichtes Grün uns wie mit einer schützenden Wand umgab, bot er von den beiden

anderen Seiten einen weiten Ausblick in die langgestreckte Ebene. Freilich lachten uns keine schwellenden Felder, keine freundlichen Dörfer mehr daraus entgegen, aber man hatte das Gefühl, daß es einst hier schön gewesen sein mußte in der Nähe der rebenumrankten Mosel. Hier sollten wir mehrere Tage rasten, es war die Reservestellung der von uns zu besetzenden Vorpostenlinie. Ein kleines französisches Zelt wurde für meinen Kompagnieführer und mich aufgeschlagen und mit wollenen Decken ausgelegt. Die Pferde wurden an in die Erde gerammte Pfähle, zu zweien gekoppelt, gebunden und hatten im Freien zu kampieren. Ich will gleich vorweg bemerken, daß diese Tiere trotz des häufig fallenden Regens, der den ganzen Boden durchwühlte, merkwürdigerweise alle gesund blieben. Vor unserem Zelte wurde ein ziemlich umfangreicher Kochherd aufgeworfen, zwei gabelförmige Stöcke hineingesteckt und darüber ein langer Stab gelegt, an welchem die beiden Kessel unserer Menage hingen; rechts neben dem Zelt wurde eine Bretterhütte erbaut, in welcher unser Feldwebel sein Bureau aufschlug, denn etwas zu schreiben giebt es für diesen auch im Krieg immerwährend. Etwas weiter vor uns lagerte die Kompagnie. Das Ganze machte einen heimisch-gemütlichen Eindruck; die Leute verzehrten, am Boden bei ihren Gewehrstützen liegend, wohlgemut ihre Ration. Wir schauten von unserem Zelte aus mit Behagen zu und labten uns an dem ziemlich strammen Punsch, den unsere Burschen bereitet hatten. Ich hatte einen Berliner der originellsten Art zu meinem Bediensteten, der mich oft durch seinen schlagenden Witz in die beste Laune versetzte; der Arme sollte das Heimatland auch nicht wiedersehn, er hat in einem Kampf vor Le Mans in einem Nachtgefecht sein Leben gelassen. So waren wir, soweit es in einem Biwak möglich ist, bald häuslich eingerichtet und hätten uns auch ganz wohl befunden, wenn nicht der unaufhörliche Regen den Biwaksplatz gänzlich aufgeweicht hätte; man rutschte auf dem schlüpfrigen Boden mehr, als man ging. Ueber die Lage der kriegerischen Ereignisse erfuhren wir, daß die gesamte fran-

zösische Rheinarmee nunmehr unwiderruflich in und um Metz festsitze, von den deutschen Heeren umschnürt. Unsere Brigade war dazu ausersehen worden, die Vorposten bei dem Dorfe Saulny zu übernehmen; das 64. Regiment befand sich jetzt auf denselben, während wir an dem genannten Waldessaum die Soutienstellung einnahmen. Einer von den Offizieren unseres Regiments wurde abkommandiert nach dem auf dem höchsten Berge nördlich Saulny an der Waldlisière zur Beobachtung des Feindes errichteten, „schöne Aussicht" genannten Observatorium. Ich habe diesen Beobachtungsposten erst später aus eigener Anschauung kennen gelernt, will ihn aber gleich jetzt beschreiben, um den Gang meiner Erzählung später nicht noch einmal unterbrechen zu müssen. Der Weg zu demselben führte über ein kleines, aber vollständig kahles Plateau, von welchem aus ein Teil des Moselthals, die Stadt Metz mit ihren mannigfachen Türmen und die mächtigen Forts Plappeville und St. Quentin deutlich sichtbar sind. Letztere lagen in einer Entfernung von etwa 3000 Schritt vor dem Beschauer, waren aber bei klarem Wetter so scharf zu erkennen, daß man die einzelnen Personen auf den Werken in ihren Umrissen zu unterscheiden vermochte. Von diesem kahlen Plateau aus führte dann ein vielfach gewundener Pfad durch schützendes Walddickicht endlich zur „schönen Aussicht". Nicht mit Unrecht führte der hochgelegene Punkt diesen Namen; es war eine Warte, von der aus man in das helle, duftige Moselthal blicken konnte, durch welches sich der von Reben umschimmerte Fluß in vielfachen Windungen hindurchschlängelt. Dort lag es in der Ebene, über die beiden Moselarme hingestreckt, das starke Metz mit seinem imposanten Häusermeer, aus dem die erhabene Kathedrale mit ihren edlen Formen emporragte. Berge und Hügel, zwischen denen Gärten im Sommerschmucke prangten, begrenzten das sonnige Bild. Soweit das Auge innerhalb des Bereiches der Festung diesseits und jenseits der Mosel reichte, zeigten zahllose kleine weiße Zeltchen in der Ebene und an den Berglehnen die Lagerplätze jener großen Armee an, auf der

Frankreichs ganze Hoffnung geruht hatte. Mit einem guten Fernrohr ausgerüstet, konnte der hier stationierte Offizier alles wahrnehmen, was Wichtiges beim Feinde geschah. Dragoner-Ordonnanzen hatte er bei sich, welche seine Wahrnehmungen sofort an maßgebender Stelle meldeten. Daß der Feind diesen Punkt als einen für ihn gefährlichen sehr wohl kannte, das bewies deutlich eine riesige, am Wege liegende Granate, die unkrepiert geblieben war. Ein Spaßvogel hatte einen Stock neben derselben in die Erde gesteckt mit einem eingeklemmten Zettel und der Aufschrift: „Na, man immer gemütlich". Derartige Observatorien waren auf dem ganzen Umkreis der Cernierung errichtet, sie ermöglichten es, daß trotz der großen Ausdehnung des Umschließungsgürtels unsere Truppen stets rechtzeitig auf bedrohten Punkten erscheinen konnten.

Der zweite Tag, den wir in unserem Biwak verlebten, es war der 3. September, brachte uns heiteres Wetter, die Folge davon war, daß fröhliche Stimmung im weiten Lager herrschte, umsomehr, als an demselben einer unserer Marketender mit vielen Lebensmitteln aus Saarbrücken zurückkehrte, die er, so teuer er sich dieselben auch bezahlen ließ, reißend los wurde; namentlich half er fühlbarem Brotmangel ab; auch der gemeine Mann bezahlte ein Brot mit 20 Silbergroschen. Ich kaufte mehrere Flaschen Wein und Cognak, da namentlich letzterer als einziges Erwärmungsmittel in den kalten Nächten zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen in diesen Tagen gehörte. Die Leute brachten ihre Sachen in Ordnung, überall brodelte an den lustig brennenden Wachtfeuern die Reissuppe, die Pfeifen dampften und Lieder erklangen. Auch an unserem großen Kochherde fingen die Bohnen an zu quellen, und in der gewaltigen Bratpfanne briet in Speck das gelieferte Fleisch. Trefflich schmeckte uns unser frugales Mahl, von zinnernen Tellern genossen an einem roh gezimmerten Tisch, aus vier Pfählen und darüber gelegtem Brett hergestellt, davor eine Bank aus gleichem Material. Warmer Wein diente als Zutrank. Das Dasein im Felde mit seiner immerwährenden

Veränderung, die Kontraste in der Art und Weise des Lebens, heute im Prunkgemach, morgen auf lehmigem, von Regen durchweichtem Boden unter freiem Himmel, das alles giebt unserer Phantasie Raum zu dem lebendigsten Spiel; da entsteht mancher Schwank, manche wunderbare Geschichte, alles wird geglaubt und verbreitet, dient es doch zur Kurzweil und macht das Ertragen von Beschwerden leichter. So waren auch bei uns bald die wundersamsten Erzählungen von dem, was in Metz vorging, wie es in dieser jetzt so unheimlichen Festung aussah, im Umlauf; manche wollten wissen, in der Stadt sei die Pest ausgebrochen, hätte sich unter die um Metz lagernde französische Armee fortgepflanzt und richtete Tod und Verderben an. Mein Bursche erzählte mir, während er vom hellen Feuer den eben fertig gewordenen Biwakskaffee hob, mit der ernstesten Miene von der Welt, die Franzosen hätten fünf Eisenbahnwagen voller Verwundeter und Kranker aus der Stadt geschoben und dieselben ihrem Schicksale überlassen, die französische Armee revoltierte, und der Kommandant von Metz hätte Bazaine aus der Stadt hinausgeworfen; der Kronprinz hätte den Marschall Mac Mahon bei Reims total geschlagen und sei auf dem Wege nach Paris, dort hätte man Napoleon abgesetzt und die Republik erklärt. Ich erwiderte meinem Burschen, das sei ja alles dummes Zeug, leeres Biwaksgeschwätz, er aber wollte sich seine Zuversicht auf die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten nicht nehmen lassen; er hätte sie hinten bei der Kolonne gehört; ein reitender Kourier sei ins Divisionsquartier gekommen, gerade als der Regimentsadjutant zum Befehlsempfang dort gewesen wäre, dieser hätte es dem Zahlmeister erzählt, und von dem wieder hätte es der Feldwebel gehört. Daß mein Bursche nicht so ganz im Unrecht war, stellte sich bald heraus.

Bis gegen Abend hin blieb alles ruhig, wir vernahmen, daß vorn bei den Vorposten Erhebliches nicht vorgekommen sei, abgesehen von einigen kleinen Zusammenstößen zwischen den einzelnen Patrouillen oder von dem Abfeuern einer vereinzelten

Granate aus Tante Plappeville oder Onkel St. Quentin, mit welchen Namen der märkische Soldatenwitz diese gepanzerten Riesen der jungfräulichen Festung belegt hatte. Nun aber verbreitete sich plötzlich im Biwak eine Nachricht, die so unglaublich klang, daß ihre Weiterverbreitung von den Vorgesetzten verboten wurde. Man erzählte, der Kaiser Napoleon hätte bei Sedan mit seiner ganzen Armee kapituliert und seinen Degen unserem König zu Füßen gelegt. Jeder von uns war davon überzeugt, daß diese Kunde nichts weiter als die großartigste Ente sei, die Erfindung eines vom Biwakleben gelangweilten Kopfes, der Abwechslung in die ganze Geschichte bringen wollte. Dennoch lief sie im Nu durch das ganze Lager und rief großen Aufruhr hervor. In Gruppen traten die Soldaten zusammen und machten ihre Glossen über den verhaßten Napolium, zogen aus dem Gehörten ihre oft höchst originellen Schlußfolgerungen, machten mit einem Wort in Politik, wie es unser Bismarck nicht besser hätte besorgen können. Es war für mich höchst ergötzlich, diesen Gesprächen zuzuhören. Und als nun gar der Regimentsadjutant vom Befehlsempfang zurückkam und die Nachricht, die jeder für unmöglich gehalten, dienstlich bestätigte, da stand das ganze Lager auf dem Kopf; die Soldaten tanzten um ihre Feuer, sangen und sprangen wie bei dem lustigsten Manöver, meinte doch nun ein jeder, das Ende des Krieges stünde nun unmittelbar vor der Thür. Mancher brave Marssohn umarmte in seiner Seligkeit einen anderen, der ihm gerade in den Weg kam, und jener innige Klang der soldatischen Freundschaftsbezeigung „lieb Bruderherz!" drang mit seinem ganzen Wohllaut in dieser Stunde von allen Seiten wieder an mein Ohr. „Oller Junge, nu gehts zu Muttern," tönte es wohl dazwischen, kurz im ganzen Lager war eitel Fröhlichkeit. Wir aber suchten die letzten brauchbaren Reigen zusammen, und das Biwakfeuer umstehend, die gefüllten Gläser erhoben, die Linke auf den Degen gestützt, brachten wir ein donnerndes Hoch unserem Heldenkönig und der braven Armee von Sedan, die so Großes vollbracht. Ein jeder von uns fühlte

die Bedeutung dieser Stunde, ahnte den Jubel, den diese Sedankunde im ganzen weiten Vaterlande hervorrufen würde. Große Thaten hat schon die Kriegsgeschichte und namentlich die preußische zu verzeichnen gehabt, aber ein solcher Erfolg übertraf alles Dagewesene. Friedrich der Große hatte bei Pirna 18 000 Sachsen zur Waffenstreckung gezwungen, bei Maxen hatte der General Fink, von einem dreifach überlegenen Feind umzingelt, zum größten Schmerze unseres großen Königs mit 11 000 Mann kapitulieren müssen, beide Thaten wurden, die eine von den Preußen, die andere von unseren Gegnern als etwas ganz Außerordentliches gefeiert, aber daß ein Kaiser, der Europa Gesetze vorgeschrieben, dessen Heere in allen Erdteilen gekämpft und sich mit einem Kriegsruhm ohne gleichen bedeckt hatten, der Jahrzehnte lang als der Mächtigste der Erde gegolten, mit einer Armee von nahezu 100 000 Mann, die an den Senegal, nach dem fernen Asien, nach Amerika den Schrecken ihres Namens verbreitet, sich ergeben mußte nach einem einzigen wuchtigen Schlag, das war in der Kriegsgeschichte etwas ganz Neues, das war eine That so einzig in ihrer Art, daß sie noch vor wenigen Tagen auch der kühnsten Hoffnung nicht möglich erschienen wäre. Sollte uns eine solche Kunde nicht mit freudigstem Stolz erfüllen? Es ging ein Feuer der Begeisterung durch jedes Herz, ein Ruf des Dankes rang sich empor nach oben, und ein Jubelgefühl erfüllte die Brust, so rein und hoch, daß kein Hohn, keine Verachtung gegen den besiegten Gegner neben ihm aufkommen konnte. Der Berg war erklommen, was nun auch noch kommen, wie sehr der Krieg sich auch noch in die Länge ziehen mochte. Zum ersten Male stieg damals bei dieser Kunde in unserem Herzen der Gedanke auf an einen deutschen Kaiser und an ein deutsches Reich, unwillkürlich drückten wir uns die Hände, nun endlich an eine Auferstehung unseres Volkes glaubend, an der kurz zuvor auch die Besten, so sehr sie sie auch ersehnten, noch gezweifelt hatten. Spät suchten wir unser Lager auf, der Himmel hatte sich wieder umwölkt, und in schweren Tropfen fiel der Regen die ganze Nacht

hindurch. Er konnte uns diesmal nichts anhaben, die Unbequemlichkeit, die er verursachte, erstarb in dem hehren Gefühl vaterländischer Begeisterung.

Am nächsten Tage wurde durch einen Armeebefehl die Siegesnachricht von Sedan den Truppen bekannt gemacht, ihnen eröffnet, daß die unter den Befehlen des Marschalls Mac Mahon vereinigt gewesene französische Armee, nachdem sie am 1. September im blutigen Gefecht bis unter die Mauern von Sedan zurückgeworfen worden, am 2. September kapituliert habe, daß der Kaiser Napoleon mit 80 000 Mann kriegsgefangen sei; daß auch der mit der Sedaner Schlacht in Verbindung stehende große Ausfall Bazaines gegen das Manteuffelsche Korps glänzend gescheitert und das Ausfallskorps unter den Schutz der Forts von Metz zurückgegangen wäre. Es wurde vorbehalten, den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die Nachricht von Napoleons und Mac Mahons vollständiger Niederlage der Armee in Metz bekannt gegeben werden sollte, und eingeschärft, daß bis dahin jede Mitteilung über diese weltgeschichtliche Aktion nach Metz hinein zu unterbleiben hätte. Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß, um die Waffenehre Frankreichs zu retten, der Marschall Bazaine zu verzweifelten Entschlüssen veranlaßt werden könne, es sei daher die regste Aufmerksamkeit der Vorposten, die stete Gefechtsbereitschaft der Truppen, sowie feste Abschließung von Metz jetzt umsomehr geboten. Es wurde endlich noch darauf hingewiesen, daß die starken Gefangenentransporte, welche in den nächsten acht Tagen die Mosel unterhalb Metz passieren würden, dem Feinde zu energischen Unternehmungen Veranlassung geben könnten. So hatten wir denn das ganze große Ereignis in seinen Einzelheiten vor uns; also einen Kaiser Napoleon, den einst so Gefürchteten, gab es nun nicht mehr, das göttliche Frankreich war herrenlos.

Mein Kompagnieführer und ich waren in der besten Laune; zu Ehren einer so großen That, meinten wir, könnten wir uns schon einmal bene thun. Die Offiziere der 2. Kompagnie hatten von Deutschland für außerordentliche Fälle Konserven in Blech-

büchsen mitgenommen, drei derselben wurden heute geopfert; eine Büchse mit Fleischbrühe, eine solche mit grünen Erbsen und eine dritte mit Rinderbraten. Zu diesem solennen Mahl wurde der Feldwebel eingeladen, auf seinem Arbeitstisch vor seiner Bureauhütte wurde dasselbe serviert. Es war ein wahres Göttereſſen, und man kann sich denken, daß wir wacker einschlugen. Einige Flaschen guten Bordeauxweins würzten das Mahl und belebten den Humor, den steten treuen Begleiter der kriegerischen Begeisterung, und bei mir noch erhöht durch mehrere zufriedenstellende Nachrichten von Hause, welche mir die Feldpost brachte. Im übrigen wurde angesichts des oben mitgeteilten Armeebefehls der Dienst auch in unserer Soutienstellung von jetzt an beschwerlicher. Viel Ruhe genossen wir nicht; einmal mußten Lager- und Brandwachen gestellt werden, welche die schärfste Instruktion hatten, auf das Herumstrolchen von Civilisten genau zu vigilieren, auch mußte außerdem ein Kommando von 2 Offizieren und 240 Mann zum Barackenbau an der Waldlisière abgegeben werden. Ich wurde mit zu diesem Kommando ausersehn. Die Erdarbeiten in dem lehmigen Boden waren sehr beschwerlich und machten meinen Leuten viel Not; ich beaufsichtigte ihr Werk und lauschte dem Hammern und Hacken der Ingenieure in dem vor mir gelegenen Wald, welche dort zu lichten oder an der jenseitigen Lisière Verhaue und andere Befestigungswerke herzurichten schienen; wenigstens war das Hämmern und Hacken den ganzen Nachmittag vernehmbar. Zwei mir verdächtige Civilpersonen, einen Bauern mit frechem Gesicht, der von mir freien Durchzug durch den vorwärts gelegenen Wald verlangte, und ein ziemlich impertinentes Frauenzimmer mit keifender Stimme griff ich auf und ließ sie nach der Brandwache transportieren. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist, jedenfalls hatten sie beide echte Spionsgesichter, wenn sie sich auch als ganz harmlose Menschen ausgaben, die mit dem Franzmann in Metz nicht das Geringste zu thun hätten. Gegen Abend kehrte ich von meinem Kommando zu meiner Kompagnie zurück. Hier erfuhr ich, daß vor etwa einer Stunde ganz

unerwartet einige Offiziere vom Ersatzbataillon unseres Regiments angelangt wären, nach unseren großen Verlusten der erste höchst willkommene Ersatz. Meine Kompagnie erhielt zwar an Offizieren keinen Zuwachs, wenigstens konnten aber nun die Füsilierkompagnieen wieder auseinandergelegt werden.

Noch immer harrten die Franzosen in Metz auf einen Ersatz für unsere aus der Festung entlassenen Gefangenen und hatten schon mehrfach deswegen Parlamentäre in das Hauptquartier der Cernierungsarmee nach Corny geschickt. Wir hörten, daß nunmehr dem Marschall Bazaine die Katastrophe von Sedan mitgeteilt und die Aufforderung an ihn ergangen sei, sich angesichts dieses Ereignisses mit seiner Armee zu ergeben. Er führte eine trotzige Sprache, glaubte einfach die Nachricht nicht und ließ heraussagen, daß er bis auf den letzten Mann sich verteidigen werde. Jetzt war der Augenblick gekommen, ihm einen Ersatz für die Gefangenen zu geben und ihm zugleich den Beweis zu liefern, daß die Sedanniederlage keine Lüge sei. Es wurden nämlich mehr denn 700 Gefangene aus allen Regimentern der bei Sedan gefangenen Armee nach Metz hineingeschickt und die Aufforderung, die Festung und die darin eingeschlossene Armee zu übergeben, wiederholt. Die Antwort lautete trotzig wie zuvor. „Ein französischer General läßt sich unter den Mauern der von ihm verteidigten Festung begraben, doch er ergiebt sich nicht. Und wenn es keinen Kaiser von Frankreich mehr giebt, so bin ich Herrscher von Metz.“ Gewiß eine edle Sprache, aber sie war nicht mehr neu, sondern nur Kopie. Es gab auch einmal einen Festungskommandanten und zwar einen preußischen, der in unglücklichen Tagen seines Vaterlandes eine gleiche Sprache geführt; doch der preußische Kommandant von Graudenz wußte wenigstens sogar einem Napoleon I. gegenüber sein Wort zu halten; er war der Mann, der solche Sprache reden durfte, weil er die Zähigkeit und den Patriotismus besaß, sie zur Wahrheit zu machen. Mit dem wackeren Bazaine, so wenig ihm auch hier militärische Tugenden abgesprochen werden sollen, kam es indessen doch etwas anders, wenn auch vielleicht ohne seine Schuld.

XIV.

Auf Vorposten in Saulny.

Die Tage, welche wir in der Soutienstellung zubringen sollten, waren vorüber; am 6. September mittags 2 Uhr rückte das Regiment aus, um das 64. Regiment auf Vorposten bei Saulny abzulösen. Die von St. Privat nach Saulny führende Chaussee wurde, wie ich schon oben angedeutet, von den Forts Plappeville und St. Quentin beherrscht und eine Stelle derselben konnte ihrer freien Lage wegen sogar ganz genau von der Festung aus beobachtet werden. Um unbehelligt nach dem genannten Dorfe zu gelangen, war daher ein gedecktes Vorgehn dringend geboten; man hatte deshalb durch das Bois de Chesnois einen ziemlich engen und wenig bequemen Kolonnenweg geschlagen, der durch den vom Regen aufgeweichten Boden noch ungangbarer gemacht wurde. Zunächst marschierten wir auf der Chaussee bis zur Ecke desjenigen Waldstücks, an dem unser Biwak gelegen hatte. Hier hatten zwei Batterieen mit Infanteriebedeckung ihren Lagerplatz. Unmittelbar dahinter befand sich die gefährliche Stelle, das freie Plateau, von welchem aus man ungehindert in das schöne Moselthal blicken konnte. Ich kannte diese Stelle schon vom 18. August her, als ich als Gefangener der Franzosen inmitten sich überstürzender Kolonnen dort vorüberkam. Die Kompagnieen machten Halt, um Mann hinter Mann ein kleines Stück dieses Plateaus zu passieren bis zum Anfang des nahe gelegenen Kolonnenweges. Da lag nun der Plappeville vor uns, dessen Kanonen im Sonnenscheine blitzten, weithin bedeckt mit den weißen Lagerzelten der Franzosen, ringsum lachte grünes Gelände und in der Tiefe schimmerndes Feld. Unsere Helmspitzen und Gewehre glitzerten verräterisch in der Sonne, doch der Feind rührte sich nicht; ohne von ihm begrüßt zu werden, erreichten wir den Kolonnenweg. Hier waren wir sicher, dichtes Gestrüpp verbarg unseren Marsch dem Feinde. Es ging ziemlich steil bergab, endlich erweiterte sich

der Weg, er führte zu reizenden Obstgärten; leider waren die prächtigen Obstbäume zum teil niedergeschlagen, um zu schützenden Verhauen zu dienen. Wir befanden uns im Moselthal, die Berge treten hier bei Saulny weiter vom Flusse zurück und umgrenzen mit ihren auf dem Kamme dicht bewaldeten Zügen in einem großen Halbkreis ein gartenreiches, ebenes Land, mit vielen Villen besetzt, deren zum teil recht geschmackvoll angelegte Parkanlagen überaus wohlthätig ins Auge fallen. Aus der Ebene heben sich die beiden mächtigen Forts empor. Die Berge prangten im schönsten Schmuck der Trauben, Obstspaliere zogen sich zu ihren Füßen hin. Das Dorf Saulny liegt überaus anmutig am Abhang, etagenförmig aufgebaut. Zerstreut bis an den Fuß des Höhenzuges mischen sich unter die freundlichen Landhäuser auch hier stilvolle Villen, die meist wohlhabenden Metzer Privatleuten gehörten. Weiter vor uns in südlicher Richtung lag eine ziemlich ausgedehnte Laubwaldung, von den Franzosen besetzt. Auf halber Höhe der Weinberge in weitem Halbkreis um den Plappeville herum dehnten sich unsere Vorposten und Feldwachen aus, einige waren in den Thalgrund vorgeschoben bis zu mehreren Mühlen hin, die hier durch die Wasserkraft eines munter rieselnden Baches getrieben werden. Leichte Holzbaracken bezeichneten hier die Stellen unserer Feldwachen. Die ganze Vorpostenstellung wurde geschützt durch einen riesigen Verhau, welcher von einer am Rande des Bois de Vigneulles liegenden Ziegelei bis zum Bois des Plesnois reichte. Die Chaussee, welche links von uns über den Bergrücken ziehend durch Saulny hinab ins Moselthal führte, war am Ausgange des Dorfes durch eine starke Barrikade mit Erdbrustwehr gesperrt. Der Durchgang ließ sich nur in höchst schwieriger und nur dem Eingeweihten kenntlicher Weise durch ein daneben liegendes Haus ermöglichen. Vor dem Verhaue waren zusammenhängende tiefe Schützengräben ausgehoben, am Abhang der Berge rückwärts an geeigneten Stellen Geschützeinschnitte hergestellt; eine zweite sehr feste Stellung boten dann die rückwärtigen Höhen. Wir erreichten das Dorf an seinem Südwestabhange, gingen durch Gärten

und Felder den Berg hinauf und bogen dann in eine Dorfstraße, die wir bis zu ihrem Ende verfolgten. Hier in einem der letzten Häuser sollte meine Kompagnie eine Alarmstellung einnehmen. Ein Garten lag am Hause an der Berglehne, in dessen Nähe sich ein Verhau hinzog, er gewährte einen freien Ausblick in das Thal, in dem mehrere unserer Feldwachen lagen, welche mit den weiter rückwärts am Bergabhang gelegenen Verbindung hielten. Die Leute wurden in zwei Scheunen untergebracht, ich bezog mit meinem Kompagnieführer in dem Wohnhause, das an dem von einer Steinmauer umgebenen Garten lag, Quartier. Eine kleine Treppe führte in diesen hinab. Der Offizier, den wir ablösten, machte uns darauf aufmerksam, wie deutlich man von dem einen Treppenvorsprung aus das Thal, die französischen Zeltlager und den Plappeville überschauen konnte. Rechts unter uns lag die viel umstrittene Ziegelei, die bald von den Franzosen besetzt, bald von unseren Vorposten wieder eingenommen wurde. Drüben auf dem Plappeville war lebendiges Treiben, Signale ertönten ohne Aufhören. Oben an dem Fort schaufelten und gruben viele hundert Soldaten wie Ameisen an Geschützemplacements und anderen Erdwerken. Aus dem einen dieser Erdwerke ragte ein Holzgestell empor wie ein riesiger Telegraph; es war eine Warte zum Ausspähen; wir sahen ganz deutlich einen französischen Offizier hinaufklettern, wahrscheinlich um Umschau zu halten. Die Ablösung ging indessen ohne Störung vor sich; nur vereinzelte Schüsse, herrührend von sich treffenden Patrouillen, drangen an unser Ohr.

Das Zimmer, welches wir im Hause bewohnen sollten, war geräumig, zwei große Matratzen dienten uns zum Nachtlager, ein mächtiger Tisch stand in der Mitte, vier Stühle um ihn herum, das war für uns ausreichendes Mobiliar. Der Besitzer, ein ganz freundlicher Mann, war in seiner Behausung geblieben, er bediente uns gut und zeigte keinen Groll. Nachdem wir uns einigermaßen eingerichtet, ging ich hinaus in den Garten, um das höchst anziehende Bild um mich her zu betrachten. So weit das Auge reichte, gingen unsere Doppelposten am Verhaue auf und nieder,

Patrouillen, oft vorsichtig sich duckend, herumlugend streiften ins Vorderterrain; vor den Baracken, die in weiter Runde sichtbar waren, blitzten im Sonnenstrahl die zusammengesetzten Gewehre, um sie herum lagen plaudernde Soldaten, die Feldwachtoffiziere spähten durch Gläser hinüber in das feindliche Gebiet. Am Abhange des Plappeville hin dehnten sich die Zelte französischer Lager, hie und da flatterte ein Fähnlein vom Zelte herab, es war wohl ein Offiziersquartier. Vereinzelte Schüsse wurden den ganzen Nachmittag gewechselt, sonst gab es weiter nichts, Tante Plappeville gönnte uns kein Konzert. Gegen Abend umzog sich der Himmel und hüllte das belebte Bild in Nebel; wieder rauschte der Regen und trieb mich in mein Quartier. Früh streckte ich mich auf meine Matratze, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Ich sollte unangenehm gestört werden. Denn wir mochten noch nicht drei Stunden geschlafen haben, als uns plötzlich heftiges Gewehrfeuer aufschreckte. Wir eilten in den Garten. Der Spektakel war bei der oben erwähnten Ziegelei; sicher war hier eine unserer Patrouillen auf eine französische gestoßen. Doch die Franzosen schienen Fersengeld gegeben zu haben, wenigstens hörte das Schießen bald auf und hatte weiter keine Folgen. Wir blieben noch eine Zeit lang an der Gartenmauer auf Beobachtung; da indessen alles still blieb, kehrten wir endlich in unsere Behausung zurück, behielten aber die Säbel umgeschnallt, um möglichst schnell bei der Hand zu sein. Von Schlaf war nun nicht mehr die Rede; einmal hinderte uns der in Strömen niederprasselnde Regen daran, und fürs andere mußten wir schon um 3 Uhr aufstehn und unsere Leute wecken, um mit ihnen an die Gartenmauer zu rücken. Denn es war Befehl, daß jeden Morgen von 3 bis 8 Uhr die ganze Vorpostenlinie in Verteidigungsstellung verharren sollte, da man mit dem Morgengrauen, dessen unklares Zwielicht einen Ausfall begünstigte, am sichersten einen Angriff von seiten des Feindes erwarten konnte. Mehrere Leute und unsere Burschen blieben zurück, um für die Kompagnie und uns Kaffee zu kochen. Freilich war der Aufenthalt in dem Garten höchst unangenehm, denn es regnete

noch ohne Aufhören, auch war es empfindlich kalt. Um so angenehmer wirkte auf unsere Nerven der heiße Kaffee. Es war zwar ein echtes Feldzugsgebräu, aber es wärmte doch. Vor uns war es ganz ruhig, nur hie und da fiel ein Schuß und störte mit seinem hellen Klang die Stille der Nacht. Allmählich fing es an zu dämmern, in unklaren Umrissen traten die Berge, die Bäume und Weingelände aus dem Dunkel hervor, auch der Plappeville wurde sichtbar, er wies uns wie im Grimme seine vielen Feuerschlünde, deren rollende Sprache wir noch nicht vernommen hatten. Bald lag die ganze reizvolle Gegend allerdings in einem durch Nebel und Wolken getrübten Morgenlichte vor uns, an dem Verhaue standen festgewurzelt die Doppelposten, vor den luftigen Baracken hielten sich die Feldwachen unter dem Gewehr, jeden Augenblick zur Verteidigung ihres Postens bereit, drüben an den Höhen klebten wie Schwalbennester gleichfalls Baracken, alle mit Feldwachen besetzt.

Jetzt wurde es auch drüben bei unserem Gegner lebendig, ein Gewirr von Signalen tönte wieder zu uns herüber, sie bedeuteten keinen Sammelruf zur Schlacht, sie riefen nur die französischen Soldaten zur Andacht, zum Frühstück oder zur Arbeit. Einige Tage auf Vorposten, und man hatte sich an dieses Tongewirr gewöhnt, man witzelte über diesen Kling-Klang. Jetzt krochen mehrere Trupps Soldaten den Plappeville hinan, und dann ging da oben das Schaufeln und Hacken wieder los und währte den ganzen Tag. Durch all dieses Geräusch von drüben drangen plötzlich voll und ernst die erhabenen Klänge der schönen Kathedrale und riefen in diesen schlimmen Zeiten die Andächtigen zur Morgenmesse. Fünf Stunden hatten wir an der Gartenmauer verharrt, um 8 Uhr zogen wir uns einzeln ab und kehrten in unsere Alarmhäuser zurück. Auch dieser Tag verging ruhig, das Vorpostengeplänkle dauerte fort, wurde zuweilen heftiger und erstarb dann wieder. Patrouillen huschten beständig durch die Felder, etwas Ernstes aber kam nicht vor, und so hatte ich denn Muße, einige Briefe in die Heimat zu schreiben.

Schon vorher habe ich einer Ziegelei Erwähnung gethan, die etwa 700 Schritt südlich von Saulny liegt. Diese Ziegelei, die zeitweilig den Franzosen zum Aufenthalt diente, war ein arger Zankapfel für beide Parteien. Häufig nisteten sich die Franzosen truppweise in derselben ein und schossen nicht nur auf unsere Patrouillen, sondern belästigten auch eine unserer Kompagnieen, die, ziemlich frei und den Neckereien des Feindes preisgegeben, am Bois de Vigneulles auf Feldwache stand. Schon am Nachmittag war von dieser Kompagnie eine Patrouille nach der Ziegelei abgesendet worden, sie traf den Feind gerade in derselben, schoß auf ihn, und nun entspann sich ein ziemlich heftiges Scharmützel, bei welchem einer unserer Musketiere am Fuße verwundet wurde. Die Kompagnie beschloß Rache zu nehmen, am Abend zog eine Abteilung, mit Stroh versehn, in die Ziegelei und steckte sie an allen vier Ecken in Brand. Ich saß gerade auf der nach dem Garten meines Quartiers hinaus gelegenen Veranda, mich an dem Aufleuchten der zahllosen Wachtfeuer drüben am Plappeville ergötzend, als lustig zu meiner Rechten das eben angelegte Feuer aufging und mit seinem intensiven Schein das ganze Vorterrain erhellte. Den Franzosen war das Nest zerstört und ihnen die Freude, von dort aus auf unsere Vorposten zu schießen, gründlich versalzen. Unsere höflichen Feinde sagten nichts zu dieser Rache, doch keiner von ihnen nahte sich wieder der Ziegelei, die von nun an wir selbst in Besitz nahmen, indem wir die stehengebliebenen Mauerreste mit Schießlöchern versahen und die ganze Ruine zur Verteidigung einrichteten. Gegen 9 Uhr abends verließ ich meinen Observationsposten, genoß mein frugales Abendbrot und warf mich dann auf meine Matratze, gemütlich eine Cigarre rauchend, die ich einem soeben aus der Heimat angelangten Paketbrieflein entnahm. Ich streckte mich behaglich, dampfte die blauen Ringe meiner Havanna in die Luft und befand mich bald mit meinem Kompagniechef, der neben mir in ähnlicher Verfassung sich wohlgemut streckte, im angenehmsten Gespräch. Er erzählte mir von vergangenen Zeiten, seinem Junggesellenleben, seinem Bräutigamsstande, von

Weib und Kind. Das waren für mich anmutende Erzählungen; er war so ganz Feuer, als er auf sein kleines Mädchen zu sprechen kam, das ihm, als er fortzog in den Krieg, eben das erste Wort Papa entgegen gelallt hatte; um wie vieles entwickelter würde er es wiederfinden, wenn er heimkehrte. „Der letzte Brief meiner Frau," sagte er, „ist so voll von diesem Kinde; o, solch eine Lektüre ist herzerquickend hier in der Ferne; der Feind und eine Zukunft voller Gefahren vor mir und weit hinter mir das freundliche Bild des heimatlichen Glückes und ehelichen Friedens. Ja, ja, man lebt leichter im Kriege als lediger, ungebundener Mensch, und doch ist der Gedanke an Weib und Kind daheim auch hier so süß. Ich war ausgelassener im dänischen und böhmischen Feldzug, hier in Frankreich bin ich ernster, aber meine Aufgabe erscheint mir größer; nicht für mein Vaterland allein, sondern auch für meinen eigenen Herd stehe ich hier draußen, diese Sorge um das daheim Zurückgelassene hebt und beseligt; an der Erinnerung daran richte ich mich auf und ertrage Strapazen und Entbehrungen dann leichter." Nachdem wir uns müde geredet, schliefen wir ein, der Traum entführte uns in die Heimat. Um 3 Uhr morgens weckten uns unsere Burschen; es war ein Hundewetter draußen; der Regen strömte vom Himmel und machte den abschüssigen Garten, in den wir uns wieder begeben mußten, geradezu grundlos. Mit Wohlbehagen schlürfte ich noch meinen Kaffee, zog mir den Mantel über die Ohren, steckte mir die Pfeife an und watete mehr, als ich ging, der Gartenmauer zu, die die Kompagnie wieder zu besetzen hatte. Es war neblige Luft, empfindlich kalt und überaus naß. Das ganze Regiment war in Bereitschaft. Nach langem Harren graute der Tag trübe und wolkenschwer. Erst gegen 6 Uhr wurde es drüben lebendig; zahllose Signale ertönten, wie an den beiden vorigen Tagen, von der Metzer Kathedrale erklangen die Glocken, auf dem Plappeville war das alte Gewühl, man schanzte in einem fort, die Ziegelei rechts neben uns war eine rauchende Ruine geworden, sonst hatte sich das Bild gegen gestern nicht verändert. Mittags um 2 Uhr

wurden wir durch die 64er abgelöst und traten unbehelligt unseren Rückmarsch an. So endete unser erster Vorpostendienst vor Metz, er war trotz des schlechten Wetters immer noch erträglicher gewesen, als wir hatten erwarten können. Wir waren fröhlichen Mutes, als wir die nach St. Privat führende Chaussee erreichten. Unsere Aussicht auf gute Unterkunft war zwar nicht sonderlich, uns schwebten die schmutzigen Steinbrüche von Jeaumont vor Augen, bei denen wir, ehe wir nach Saulny kamen, in Biwak gelegen hatten. Da wo der Wald endet und das ziemlich weite Plateau von St. Privat beginnt, dicht an der Chaussee, erwartete uns die Musik. Es war dies eine der schmutzigsten Stellen unseres ganzen Vorposten-Bezirks. Infolge des gerade hier sehr fetten Lehmbodens hatte sich das ganze Terrain in einen See von gelber Sauce aufgelöst, mitten darinnen standen wie schwimmende Hütten ziemlich dürftige Baracken, ein Wegweiser an der Chaussee mit der deutungsvollen Inschrift „zum nassen Repli" wies auf sie hin. Wahrlich, die beiden Kompagnieen, die hier den Replidienst versehen hatten, waren auch nicht auf Rosen gebettet gewesen, da war es mir in meinem Gartenhäuschen bei Saulny doch noch besser ergangen. Es gab manche Neckerei; wir lachten die nassen Herren, die hier unserer harrten, um sich uns anzuschließen, tüchtig aus. Am Wege lag, jetzt bei Seite geschoben, eine umfängliche Tonne; ehe die Baracken standen, hatte sie als gewiß sehr beneidenswerte Unterkunft für einen Mann gedient; im Krieg ist alles brauchbar, und der praktische Sinn des Soldaten weiß auch das Unansehnlichste zu seiner Bequemlichkeit anzuwenden. Was würde der alte Diogenes von Sinope wohl dazu gesagt haben, wenn er es hätte hören können, daß nach mehr als 2000 Jahren brandenburgischer Witz sich noch über ihn lustig machen würde! Groß und weithin sichtbar war an dieser Tonne nämlich zu lesen: „Zum Diogenes!" Du alter Cyniker! Du hast einst einem Alexander dem Großen ein Lächeln zugleich und eine Bewunderung abgezwungen, obwohl deine Weltauffassung das gerade Gegenteil war von dem, was

Alexander wollte. — Damals sah die Welt den hellenischen Geist in das dunkel gewordene Asien dringen und ein neues Zeitalter der Menschheit anbahnen, heute galt es eine nicht kleinere That; es hatte sich der germanische Geist aufgerafft, wie ein Titan, auch, um alte verbrauchte Formen zu zerschlagen und ein Neues an ihre Stelle zu setzen. Das war auch eine Philosophie, aber eine Philosophie der Geschichte. Mit dem Cynismus freilich hatte sie ebenfalls nichts zu thun, ihr philosophisches Gebäude war die welterschütternde That, gleich der Alexanders. Aber warum sollte die Erinnerung an den alten bedürfnislosen Cyniker nicht auch uns erfreuen, gleich wie über ihn selbst sich einst ein Alexander gefreut?

Hier am nassen Repli kam uns die willkommene Nachricht, daß wir in anbetracht des schlechten Wetters kein Biwak beziehn, sondern nach St. Privat ins Quartier kommen sollten. In umso strammerer Marschweise eilten wir dem uns so erwünschten Ziele entgegen.

XV.

Im Soutien in St. Privat.

Mit klingendem Spiel rückten wir in St. Privat ein. Noch immer machte das Dorf einen trostlosen Eindruck. Schon im Frieden kann ein französisches Dorf auf Reinlichkeit keinen Anspruch machen, da es Gewohnheit der ganz fälschlich wegen ihrer feinen Sitten in Mode gekommenen Franzosen ist, den Dünger mitten auf der Dorfstraße aufzubewahren. Jetzt hatte sich infolge der furchtbaren Kämpfe, des von dem Wagengewühl und dem ewigen Regen aufgerissenen Bodens dieser Dünger mit Sand, Steinen, Wasser und anderen Dingen vermischt und bildete nun eine Schmutz- und Schlammdecke, durch die man nur mit größter Anstrengung sich Bahn brechen konnte. Es war schwer, die ganze Mannschaft in den Ruinen des Dorfes unterzubringen, zumal neben den mit Verwundeten belegten Häusern auch viele andere

noch zu Magazinen umgewandelt waren. Dennoch wurde Rat geschafft, die vom Vorpostendienst mitgenommenen Truppen notdürftig untergebracht, so daß sie wenigstens gegen den schlimmsten Regen geschützt waren, wenn sie auch vielfach nur einen trockenen Winkel fanden. Ich kam mit meinem Kompagnieführer in einem Hause unter, durch dessen Decken mehrere Granaten geschlagen waren; durch die weiten Löcher tropfte der Regen, in einem Winkel indessen glaubten wir uns sicher, dort ließen wir unsere Decken ausbreiten, befreiten uns von Stiefeln und Hosen, die unsere Burschen sofort einer dringend notwendigen Reinigung unterziehen sollten, und wickelten uns unterdessen in die wollene Umhüllung. Bald wurden wir gewahr, daß wir unseren Ruheplatz schlecht gewählt hatten, der Regen tropfte uns gerade hier von der Decke des Zimmers herab ganz lustig auf die Nase; wir mußten in eine andere Ecke flüchten; wir thaten es mit Humor, herzlich über unser Aussehn lachend. Man denke sich unser Kostüm, der Oberleib war mit dem Waffenrock bekleidet, alles übrige im adamitischen Zustande, so zogen wir, unsere Decken wie Kometenschweife hinter uns herschleppend, jeder eine Flasche Wein im rechten Arm, in des Zimmers entgegengesetzten Winkel, und da fanden wir in der That einen trockenen Fleck gerade groß genug, daß wir unbehelligt vom Regen liegen konnten, der übrige Teil des nicht kleinen Zimmers schwamm in Wasser. Nachdem wir uns gewaschen, fuhren wir wieder in unsere von Schmutz immer noch steifen Hosen und Stiefeln, denn die Burschen hatten sie nur von dem Allergröbsten zu befreien vermocht, und doch wie menschlich kamen wir uns jetzt vor gegen früher. Noch keine Stunde waren wir in St. Privat, als der Befehl einging, daß das Regiment zum sofortigen Ausmarsch sich bereit zu halten habe; es mußte vorn wieder etwas los sein. Wollten die Franzosen jetzt endlich Rache für die abgebrannte Ziegelei nehmen? Nein, das war eine falsche Vermutung, diesmal waren die Deutschen die Attentäter. An dem nach Saulny zu gelegenen Rande des Plappeville machte sich nämlich ein großes französisches

Lager breit; diesem sollte heute das Vergnügen, eine freundliche Begrüßung zu erfahren, bereitet werden. Von den hinter Saulny gelegenen Höhen sollte nämlich mit einigen Feldbatterieen das genannte Lager noch zu dieser Stunde beschossen werden. Da es nun sein konnte, daß die Franzosen diesen Gruß übel aufnehmen und als Antwort einen Angriff auf Saulny wagen möchten, mußten wir uns in St. Privat in Bereitschaft halten, um gegebenen Falls sofort zur Unterstützung unseres Vorposten-Regiments bei der Hand zu sein. So lief ich denn von Quartier zu Quartier und alarmierte meine Leute, die mit etwas saurer Miene ihre Tornister wieder umschnallten, wohlweislich aber ihre gefüllten Kochkessel an dem schnell angefachten Kaminfeuer ließen. Es dauerte nicht lange, da klang auch schon das dumpfe Rollen der Geschütze zu uns herüber, gedämpft durch den zwischen uns und Saulny gelegenen Wald. Der Geschützkampf schien an Energie zu wachsen, deutlich unterschieden wir das schwere Kaliber des Plappeville von dem helleren Klang unserer leichten Batterieen. Wohl eine Stunde mochte die Beschießung gedauert haben, kein reitender Bote rief uns nach vorn zur Abwehr eines anrückenden Feindes, schon klangen die Kanonenschläge in größeren Zwischenräumen an unser Ohr und ließen bald ganz nach. Nicht lange darauf kam auch der uns von der Gefechtsbereitschaft befreiende Befehl. Mit um so größerem Wohlbehagen legten wir uns aufs Ohr. An Schlaf war freilich wenig zu denken, denn der Regen hielt wieder die ganze Nacht hindurch an und prasselte in schweren Tropfen von unserer durchlöcherten Decke nieder. Es plätscherte so eigentümlich um mein Strohlager herum, daß ich jeden Augenblick befürchtete, mein schwer errungenes trockenes Logis würde zu Wasser werden. So weit kam es indessen nicht, und so war es mir denn immer noch besser ergangen, als unserem armen Regimentskommandeur, der sein Regiments-Stabsquartier in einer ärmlichen Hütte aufgeschlagen hatte. Dort drang das Wasser durch alle Poren ein, zwang den ganzen Stab mitten in der Nacht, das mit so großem Geschick hergerichtete Lager zu ver-

lassen, und nahm dann noch eine höchst unangenehme Durchnässung der dort liegenden Akten vor.

Der nächste Morgen fand uns bei reger Arbeit, alles war damit beschäftigt, die durch den bösen Vorpostendienst arg mitgenommenen Kleidungsstücke wieder zu reinigen und die schadhaft gewordenen Stellen auszuflicken. Die Kompagnie-Schuhmacher hatten alle Hände voll zu thun, die furchtbar gähnenden Stiefel wenigstens so weit wieder zusammenzuleimen, daß sie notdürftig so lange hielten, bis der bereits angeforderte Ersatz aus der Heimat eingetroffen sein würde, auch meinen großen Kriegsstiefeln war der Saulnyer Schlamm schlecht bekommen, und sie mußten sich jetzt den ersten Rüster gefallen lassen. Den Vormittag benutzte ich trotz des schlechten Wetters dazu, mir das Dorf und seine nächste Umgebung genauer anzusehn, um mir wenigstens ein ungefähres Bild von dem blutigen Gange des denkwürdigen Sturmes machen zu können. Die nach der Hauptseite des Angriffs zu gelegene Häuserreihe glich einem wüsten Trümmerhaufen, aber unversehrt standen noch die festen Steinmauern, welche die meisten lothringischen Bauernhöfe umhegen und jedes Haus zu einer kleinen Festung machen; an dem Fuße dieser Mauern waren unsere anstürmenden Garden zu hunderten in den Tod gesunken; aber den Feinden war die Rache nicht ausgeblieben, innerhalb der steinernen Umhegung hatte sie dieselbe ereilt und fast alle zu Boden gestreckt. Am blutigsten war es an dem schon oben von mir erwähnten Kirchhofe zugegangen, ihn hatten die Franzosen mit Zähigkeit bis auf den letzten Augenblick festgehalten, noch überall sah man hier die Spuren des erbittertsten Kampfes. Von hier aus konnte ich auch das Terrain überschauen, welches als das ursprüngliche Angriffsfeld des Gardekorps anzusehen ist, die weite, freie, sanft ansteigende Ebene von St. Marie aux Chenes nach St. Privat, ganz ungewöhnlich und ungeheuerlich müssen hier beim Andringen die Verluste gewesen sein, und weithin dehnten sich jetzt vor mir die Gräber aus, welche die Opfer dieser Blutarbeit bargen. Ringsum war der Boden aufgewühlt von Granaten, fest eingedrückt von

der Wucht darüber hinrasselnder Geschütze, ein trauriger Anblick! Nach meinem Spaziergang besuchte ich einen jungen Fähnrich meiner Kompagnie, der erst vor einigen Tagen in Frankreich angekommen war, dem aber bereits die Strapazen des Lagerlebens und Vorpostendienstes die etwas verzärtelte Gesundheit erschüttert hatten. Mit vollständig durchgelaufenen Füßen, von innerlichem Froste gequält, saß er ganz niedergeschlagen in seinem ärmlichen Quartier und sehnte sich wohl nach den Fleischtöpfen Aegyptens, die er zu Hause zurückgelassen hatte. Er mochte sich das frische, fröhliche Kriegsleben, welches er nur aus Büchern kannte, ganz anders vorgestellt haben, als es nun die Wirklichkeit ihm zeigte. Ich suchte ihn zu trösten, doch wollten meine ermutigenden Reden nicht recht wirken. Er hat sich später an die Kriegsanstrengungen gewöhnt und ist ein tüchtiger Offizier geworden, an dem die Leute mit Liebe hingen. Den Nachmittag benutzte ich zu Korrespondenzen in die Heimat; ein plötzlicher Alarm störte mich bei meiner Arbeit; vom Oberkommando war eine Depesche eingelaufen, welche meldete, daß der Feind mit ganzen Kolonnen gegen Saulny vorgehe; so machten wir uns denn schleunig kampfbereit und rückten auf unseren alten Biwaksplatz bei den Steinbrüchen von Jeaumont; die Gewehre wurden zusammengesetzt, und alles machte sich an die Arbeit, die Stellung zur Verteidigung einzurichten; dann besetzten wir den ganzen Abschnitt, Schutzlinien wurden gebildet, Soutiens aufgestellt und allerlei Versuche gemacht, wie das Biwak am besten gegen einen aus dem Walde vorbrechenden Feind verteidigt werden könnte; es wurden auch Patrouillen ins Vorterrain geschickt, alles, wie bei einem Manöver, nur mit dem Unterschied, daß sich hier alles jeden Augenblick in den blutigsten Ernst des Kampfes verwandeln konnte. Doch jenseits des Waldes blieb alles still, kein Kanonenschuß ertönte, kein Gewehrknattern erreichte unser Ohr. Noch waren also die Vorposten von Saulny vom Feinde unbehelligt geblieben. Wir harrten bis 8 Uhr in unserer Stellung und setzten unsere Uebungen fort, die bei dem immer noch anhaltenden

Regen noch besonders beschwerlich wurden. Da vorn alles ruhig blieb, kehrten wir endlich in unsere Quartiere zurück. Hier verbreitete sich noch eine Sensationsnachricht, die uns in eine nicht geringe Aufregung versetzte. Man erzählte nämlich, daß Frankreich ein Bündnis mit Oesterreich geschlossen habe, welches seine Truppen mobil zu machen im Begriffe stehe, und wollte ganz bestimmt wissen, daß unser 3. Korps den französischen Boden unverzüglich zu verlassen habe, um an die österreichische Grenze geworfen zu werden. Mir schien die Sache einigermaßen unwahrscheinlich, doch trat das Gerücht mit solcher Bestimmtheit auf, daß ich in meiner Ansicht wankend wurde und ebenfalls an unseren baldigen Abmarsch zu glauben anfing. Wie so viele Nachrichten im Kriege, erwies sich indessen auch diese als eine Ente, wenn sie auch nicht vollständig grundlos war. Denn in der That war die Haltung Oesterreichs in jenen Tagen eine äußerst zweifelhafte und die Neigungen der maßgebenden Kreise dieses Landes damals entschieden für Frankreich, und wären die bei Metz geführten Schläge zu unseren Ungunsten ausgefallen, wäre gar die Sedaner Affaire für uns schief abgelaufen, dann wäre es so gut wie gewiß gewesen, daß Oesterreich aus seiner zuwartenden Stellung herausgetreten wäre und mit Frankreich gemeinsame Sache gegen uns gemacht hätte, um so seinen beherrschenden Einfluß in Deutschland wieder zu gewinnen. Hätte aber jetzt Oesterreich gegen uns Front gemacht, wäre es eine große Unklugheit gewesen, denn jetzt lag die französische Rheinarmee gelähmt und unthätig in Metz, gebunden an allen Gliedern, das französische Kaiserreich war dahin und seine zweite Armee bei Sedan für diesen Krieg verschwunden; die deutschen Heere waren im siegreichen Vormarsch auf Paris, und kein Hindernis konnte ihnen auf diesem Zuge mehr entgegengestellt werden. Was konnte jetzt Oesterreich von einem Anschluß an das bereits zu Boden geworfene Frankreich noch erwarten, zumal es damals nicht wissen und nicht einmal ahnen konnte, daß das seiner kaiserlichen Armee beraubte Land noch widerstandsfähig war. Glaubten wir doch selbst alle nicht

mehr an eine lange Dauer des Krieges. Was konnten uns die elenden Franktireurhaufen, die sich in diesen Tagen zu bilden anfingen, denn noch anhaben, was die Erhebung der Massen, von der die republikanische Regierung in Paris jetzt zu reden begann? Hatten die regulären Armeen Frankreichs uns nicht widerstehen können, wie sollten das die undisziplinierten, ungeübten, bunt zusammengewürfelten Scharen zu Wege bringen, die durch einen Terrorismus seltener Art zu den Waffen getrieben wurden? Mein Kompagnieführer, der heute zum Hauptmann ernannt war und aus dem Regimentsquartier, in dem er sich in dieser seiner neuen Eigenschaft gemeldet hatte, zurückkehrte, widerlegte denn auch noch an demselben Abend dieses haltlose Gerücht, welches freilich noch mehrere Tage in den Köpfen unserer Leute fortspukte.

Vom Oberkommando waren mehrere Vorschriften erlassen worden, die die zweckmäßige Unterkunft der Truppen betrafen. Diese gestaltete sich bei dem anhaltenden schlechten Wetter für die Gesundheit der Mannschaft geradezu zu einer Lebensfrage. Nun waren aber im Bereiche des Armeekorps leider nur sehr wenige, meist zerstörte Kantonnements vorhanden; da war es schwer, den sanitätlichen Rücksichten mit Erfolg Rechnung zu tragen. Es wurde wegen der außerordentlichen Ueberfüllung in allen Kantonnements befohlen, auf die Einrichtung der Latrinen die größte Sorgfalt zu verwenden und diese, wenn irgend möglich, noch außerhalb der Gärten auf freiem Felde anzulegen; auf den Straßen und Höfen sollte für die größte Reinlichkeit gesorgt werden, und das war dringend notwendig angesichts des kaum zu beschreibenden Schmutzes, von dem die gesamten Kantonnements unseres Korps strotzten. Der Gesundheitszustand in unserem Regiment war kein erfreulicher, Strapazen und schlechtes Wetter mehrten die Ruhranfälle, und es war ein großes Glück für uns, daß die Krankheit nicht geradezu epidemisch wurde. Die Verpflegung der Mannschaft war gut und reichlich, und an jeden einzelnen Soldaten wurden wollene Sachen ausgeteilt, die ihn vor Erkältung schützten. Diese Fürsorge hat entschieden viel dazu

beigetragen, den einem Heere im Felde stets drohenden Epidemieen vorzubeugen. Die Liebesthätigkeit des deutschen Volkes hat hier den Truppen in Frankreich und insbesondere den Belagerungstruppen vor Metz und Paris einen großen Dienst geleistet; denn jetzt war gerade die Zeit, wo die Liebesgaben in reichem Maße einzugehen begannen, und schon in dieser ersten Periode der Metzer Belagerung verfügte fast jeder Mann über eine warme wollene Jacke und eine Leibbinde.

Schon am nächsten Tage sollten wir wieder Vorposten beziehn, denn es war ein Divisionsbefehl erlassen worden, daß wegen des höchst anstrengenden Vorpostendienstes von nun an die Regimenter alle achtundvierzig Stunden aufziehn sollten, und zwar stets in der Zeit zwischen 1 und 3 Uhr nachmittags, damit die abziehende Truppe noch Zeit zum Abkochen hatte, wenn auch die helle Stunde die Gefahr mit sich brachte, daß das Ablösungsgeschäft leicht von dem genau aufpassenden Feinde beunruhigt werden konnte.

XVI.

Zum zweiten Mal auf Vorposten in Saulny.

Es war am 11. September, als wir mittags um 1 Uhr von St. Privat aufbrachen, um wieder auf die Saulnyer Höhe auf Vorposten zu ziehn. Noch immer zeigte der Himmel ein trauriges Gesicht und stimmte auch das Menschenherz trübe. Mir that es weh, daß ich St. Privat schon wieder verlassen sollte, das arg zerschossene und zertrümmerte Dorf hatte uns in anstrengender Zeit ein trockenes Obdach gewährt, und für ein solches ist der Soldat jederzeit dankbar im Kriege. Und hie und da erinnerten doch wenigstens noch zertrümmerte Gartenverzierungen und kunstreiches Gitterwerk an frühere Wohlhabenheit, an die Zeiten des Friedens, und dies regte zu sanfteren Gedanken an; dort oben aber auf der bewaldeten Höhe von Saulny, dicht am Feind und

jeden Augenblick bereit, den sich nahenden Gegner niederzuschießen, war für mildere Regungen kein Raum, da war die Losung: Soldat sein mit Strenge. So schickte ich mich denn an, meine philosophischen Betrachtungen über die Berechtigung des Krieges aus meinem Kopfe zu bannen und mich in die richtige Vorpostenstimmung zu versetzen. In frischer strammer Haltung defilierten wir bei unserem Divisionskommandeur, Generalleutnant von Buddenbrock, vorbei, zogen beim nassen Repli vorüber, wo die Musik uns verließ, und an den Grabstätten unserer braven Garde. Noch immer waren die Krankenträger beschäftigt, die schlichten Hügel aufzuwerfen und sie mit einem grünen Kranz der Erinnerung zu schmücken. Noch immer lagen auf den zertretenen Feldern aufeinander geschichtet die jetzt von Regen und Sturm vermoderten Waffenröcke, Tornister, Taschen und Waffenstücke der Deutschen und Franzosen, an der Chaussee gefällte und zerschmetterte Bäume, zerrissene Telegraphendrähte, kurz alles Zerstörung und Verwüstung. Bald war der gedeckte Kolonnenweg erreicht, und wieder ging es in den frischen, grünbelaubten Grund unterhalb Saulny hinab. Durch schattige Obstgärten wand sich unsere Kompagnie hindurch und gelangte endlich an eine im Thal gelegene Mühle. Ein kleines Wohnhaus mit hübschem, freilich jetzt verwahrlostem Garten, nicht weit davon, unter Weidenbäumen verborgen, ein dunkler Weiher mit dem Mühlenrade, das jetzt still stand. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad!“ summte es mir ins Ohr beim Anblick dieses melancholischen Wassers. Und doch wie wenig stimmte diese Mühle zu diesem schönen Liede? Einsam und friedlich war es hier nicht, rings herum reges, kriegerisches Leben. Auf den im Halbkreis um diesen Grund sich dehnenden Geländen lag Feldwache an Feldwache, zahllose Posten bewegten sich in gleichmäßigem Tempo auf und nieder, dahinter in hölzernen Baracken lagen die ruhenden Mannschaften, in den Wäldern pickten und sägten die Pioniere, die immer fleißigen, dicht vor uns zeigten sich die noch rauchenden Ruinen der abgebrannten Ziegelei; weiter im Grunde lag ein schmuckes Dorf, von den

Franzosen besetzt, 1000 Schritt vor uns eine lange feindliche Schanze; der Plappeville glich einem Ameisenhaufen von unten bis oben, denn wieder wurde dort geschanzt und gebaut mit nie rastender Emsigkeit. Die weißen Zelte an seinem Fuße aber waren verschwunden, die Kanonade von vorgestern hatte sie weggefegt. Bald war die Ablösung ausgeführt, und wir suchten unser kleines Mühlenhaus auf, das uns zum Quartier dienen sollte. Der Müller der kleinen Besitzung war anwesend, er hatte sich durch den Kriegsschrecken nicht aus seinem Häuschen vertreiben lassen. Mit Mühe wurden unsere Leute in den engen Räumen untergebracht; für meinen Hauptmann und mich war kein Raum mehr, so zogen wir beide denn in den Pferdestall, in der frohen Aussicht, hier wenigstens während der Nacht warm zu liegen. Der Müller war ein ganz erträglicher Franzose, er hatte gegen uns keinen Haß. Als seine Landsleute hier gelegen hätten, meinte er, wäre es weit schlechter gewesen, wir gönnten ihm wenigstens noch einen Platz in der Küche, so gut wäre es ihm früher nicht geworden. Nur eine gewaltige Furcht hatte er vor den französischen Granaten; er führte uns an einen schmalen Vicinalweg, der hinter seinem Hause herlief, und zeigte uns mit ganz entsetzensvoller Miene ein riesiges Loch, welches hier vor zwei Tagen eine französische Granate gemacht hätte; er wäre in den Keller geflüchtet, um nichts mehr zu sehn und zu hören, und bei diesen Worten hielt er sich mit seinen beiden schwieligen Händen die Ohren zu. Der Nachmittag verging ohne Störung; schon um 7 Uhr abends begaben wir uns in unseren Pferdestall, hüllten uns in eine Pferdedecke und versuchten zu schlafen. Mein Hauptmann fühlte eine Krankheit in seinen Gliedern, heftiger Rheumatismus quälte ihn; er hoffte viel von dem warmen Stall, er sollte sich indessen in dieser Hoffnung getäuscht haben. Als das erste Morgengraun den Himmel säumte, ging ich, unsere Leute zu wecken; wir mußten in dem Obstgarten der Mühle Wache halten bis zum hellen Tag. Mein Hauptmann, unfähig seine Glieder zu rühren, mußte mir die Kompagnie überlassen, die ich rings an den Hecken des Gärtchens

aufstellte. Die Pfeife und ein warmer Kaffee waren wie immer, so auch hier, unser einziger Schutz gegen die empfindliche Frische des Morgens. Anfangs umzog den Grund ein dichter Nebel, derselbe sank, und zum ersten Male seit langer Zeit ging die Sonne freundlich am Horizonte auf; mit hellem Scheine beleuchtete sie das Lager des Feindes, in welchem wie stets ein reges Leben von früh an herrschte. Wieder ertönten die Hornsignale, sie riefen unsere Feinde zu allen möglichen Dienstverrichtungen. Eine wonnige Landschaft that sich nun meinen Blicken auf, freundlich spielte die Sonne mit dem frischen Laub der Fruchtbäume und dem schimmernden Mattengrün des Bodens, an den Grashalmen und Blättern glitzerten die Tautropfen, und rückwärts an den Hügeln hingen gleichsam die Gärten eleganter Villen, denen die Zerstörungswut des Krieges noch nicht allzuviel hatte anhaben können. Die Wege in den Gärten schienen sauber gefegt, Obst- und Weinspaliere grenzten sie ab, Teppichbeete schillerten in bunten Farben, keine Spur von Verwüstung war aus der Ferne zu bemerken. Noch nie war mir das Moselthal so schön erschienen, als an diesem Morgen, und mit ganzer Seele gab ich mich dem Genuß des herrlichen Sonnenaufgangs hin. Kein Feind störte mich, der vereinzelte Büchsenschuß einer eifrigen Schildwache, das war alles, was in diesem Augenblick an das kriegerische Leben erinnerte. Gegen 8 Uhr morgens verließ ich mit der Kompagnie den Garten, die Leute zerstreuten sich in dem Grund, legten sich unter schattige Bäume, lasen ihre aus der Heimat angelangten Briefe oder spielten Karten; der freundliche Herbsttag wirkte wie ein Zauber auf aller Herzen. Auch ich hatte mich behaglich ins Gras gestreckt und hing meinen Gedanken nach, ein großer Jubel dicht bei mir störte mich plötzlich daraus auf. Eine unnachahmliche Gruppe bot sich meinen Augen dar. Hoch auf einem umfangreichen Stein stand mein Bursche, er hatte einen Brief in der Hand und deklamierte daraus unter den sprechendsten Gestikulationen das humoristische Lied: „König Wilhelm saß ganz heiter", von dem wir in unserem

Regiment damals zuerst Kunde erhielten. Um sich herum hatte der geschickte Deklamator eine ganze Schar Soldaten versammelt, fast lauter Leute, die mit Havel- oder Spreewasser getauft waren, diese lieferten zu dem treffenden Texte drastische Illustrationen und vervollständigten denselben durch nicht mißzuverstehende Berliner Witze. Arme Eugenie und bedauernswerter kleiner Lulu, was hättet ihr da alles hören können? Wenn es euch je an Selbsterkenntnis gefehlt, hier hättet ihr sie zu erwerben Gelegenheit gefunden. Und der Gefangene von Wilhelmshöh', was würde er gesagt haben zu dem Konterfei, welches die Söhne der Stadt, die er mit seinen Legionen zertreten wollte, so bezeichnend von ihm entwarfen? Ich weiß es nicht, mich aber machte die Scene damals lachen, teils durch ihre karrikierte Feierlichkeit, teils durch ihren ausgelassenen Uebermut. Wunderbare, veränderliche Zeit! — Noch standen die Tuilerien in Paris, aber keine gefürchteten Noten flatterten aus ihnen mehr durch das geängstete Europa; der allmächtige Verfasser dieser höflichen Morgengrüße war jetzt ein einsamer Wanderer geworden, der verlassen und verstoßen in den schattigen Parkgängen des schönen Kasseler Schlosses umherwankte und wohl nachdachte über die Vergänglichkeit aller irdischen Größe! — Ob er sich damals vielleicht noch mit dem Gedanken trug, sein ruhmrediges Werk, das Leben Cäsars, des stolzen Römers, den er sich zum Vorbild genommen, in neuer Auflage erscheinen zu lassen? Ich glaube es schwerlich, vergangene Zeiten, untergegangene Größe! — Und die Soldaten tanzten und jubelten und ahnten nichts von meinen Betrachtungen. sie dachten weder an den alten, noch gaben sie sich lange mit dem neuen Cäsar ab; Eugenie und Lulu, die schöne Mutter und der um die Krone betrogene Sohn, das waren die prickelnden Gegenstände ihres unersättlichen Witzes.

Unter solchen Abwechslungen ging der Vormittag hin, Unterbrechungen anderer Art brachte der zweite Teil des Tages. Gegen 2 Uhr verbreitete sich plötzlich die Nachricht, der Feind rücke mit stärkeren Kräften gegen Saulny vor. Sofort geriet unsere ganze

Vorpostenlinie in Bewegung; in unserem Dorfe oben wurde es lebendig, die Geschütze wurden in ihre Positionen gefahren, die Replis rückten zur Verstärkung der Feldwachen heran. Auch wir griffen zu den Waffen und zogen in die Ruinen der vielbesprochenen Ziegelei. Die Mauerreste waren bald besetzt, und aufmerksam, auf jeden Angriff gefaßt, spähten wir hinüber zum Plappeville und zur Schanze von Voippy. Der Feind drüben wurde merklich unruhig, er schien im Zweifel zu sein über die Bedeutung der Truppenbewegungen in unserem Lager. Höhere Offiziere, mit Ferngläsern bewaffnet, kletterten auf den Beobachtungsturm des Plappeville und spähten, vielleicht selbst in höchster Sorge, ins Moselthal; der Ameisenhaufen da drüben geriet ins Stocken, auf der Voippyer Schanze lief man ängstlich hin und her, als ob man ratlos wäre. Das sah wahrlich nicht so aus, als ob die Franzosen Lust hätten, uns anzugreifen. Doch halt, am Fuße des Plappeville entwickelte sich eine französische Kompagnie. Mit vorgenommenen Schützenzügen rückte sie gegen die Trümmer der Ziegelei vor. Als sich die Franzosen uns auf 300 Schritt genähert hatten, ließ ich Feuer geben, sofort stutzten sie und traten eilig den Rückzug an. Jedenfalls hatten sie das verbrannte Gemäuer unbesetzt geglaubt und sich dasselbe im Fall eines Angriffs von unserer Seite sichern wollen. Ein weiteres Vorgehen der Franzosen erfolgte nicht; wir warteten mehrere Stunden in unseren Positionen, ohne daß ein Feind sich blicken ließ. Endlich kam uns der erwünschte Befehl, in unsere Mühle zurückzukehren. Die feindlichen Truppen, die unser Offizier auf dem oben näher beschriebenen Observatorium hatte anrücken sehn, waren Arbeiterkolonnen gewesen. So hatten wir denn durch den ganzen Alarm die Franzosen, die an keinen Angriff dachten, in Schrecken gesetzt, ohne es zu wollen; die ganze Aufregung im feindlichen Lager hatte nicht uns gegolten, sondern der eigenen Selbsterhaltung. Des langen Stehens müde, legte ich mich vor dem Wohnhause meines Müllers ins frische Gras und las Briefe. Die Sonne stand schon tief am Horizont und vergoldete mit

ihrem Abendstrahle die Berge und Villen um mich her. Links vor mir war auf einer Bergnase eine Feldwache eingerichtet, sicher konnte man von dort freie Umschau halten, das ganze Terrain übersehn. Mein Hauptmann, den sein Gliederreißen nur schlecht auf den Beinen stehen ließ, hatte sich zu mir gelegt; ein humoristischer Geist, wie er war, verlor er auch jetzt seine muntere Laune nicht, sondern scherzte und witzelte unaufhörlich und suchte darüber seine Schmerzen zu vergessen.

„Sehen Sie einmal dort oben hin," rief er plötzlich, nach der eben erwähnten Feldwache weisend, „eine ganze Kavalkade von Sonntagsreitern hat sich dort eingestellt. Seid mir nicht gar zu neugierig, meine Herren Samariter, ihr thut gut, mit der Nase davon zu bleiben, Tante Plappeville wird ohnehin heute etwas nervös sein." Und bei diesen Worten blinzelte er nach dem Fort zu unserer Rechten hinüber. „Passen Sie einmal auf, Tante Plappeville wird gleich losplatzen und denen da drüben ihren Abendgruß senden."

Wohl zwanzig Reiter hielten dort oben ziemlich keck an der äußersten Spitze der Bergnase, es waren keine Kombattanten, sondern Herren aus dem großen Troß derer, die für die notwendigen Bedürfnisse der Armee zu sorgen haben. Sicher hatte sie die reine Neugier dort hinaufgetrieben; mit Gläsern bewaffnet, schauten sie von hohen Rossen in die feindlichen Stellungen hinüber, höchst unvorsichtig, doch der Plappeville war ja so weit, und die Franzosen als galante Leute bekannt. Plötzlich blitzte es drüben auf dem Plappeville auf, ein grollendes Geräusch ließ sich vernehmen, und langsam, aber mit schrillem, durchdringendem Ton kam es angebraust, zog wuchtig über unsere Köpfe fort, ein gewaltiges Projektil; auf der Bergnase drüben schlug es ein, zersprang mit hellem, klingendem Schall, wirbelte Sand und Steine auf, und die große Kavalkade war verschwunden, nicht von den Stücken des Geschosses zerrissen, sondern von dem Trieb der Selbsterhaltung fortgeführt. Unser armer Müller, der gerade vor der Thür seines Hauses stand und mit zwei handfesten Mus-

ketieren sich durch Gestikulationen unterhielt, fiel beim Heranbrausen der Granate auf den Rücken und erhob ein jämmerliches Klagegeheul.

„Der ist auch für den Krieg nicht geboren," meinte mein Hauptmann, „drei Meilen vom Schuß ist ihm sicher am wohlsten."

Und noch einmal brauste es heran, zog über unsere Köpfe hinweg und fiel auf den rückwärtigen Höhen nieder, und noch dreimal wiederholte sich dasselbe Schauspiel, die Besatzung von Saulny in Aufregung versetzend. Der Müller wälzte sich noch immer am Boden und schrie aus Leibeskräften.

„Die da drüben," sagte der Hauptmann, „sind noch mit einem blauen Auge davongekommen; man muß die Katze nicht reizen und stets bedenken, daß sie unter ihren Samtpfötchen auch Krallen hat. Der Krieg ist keine Komödie, an deren Schaugepränge sich ein jeder belustigen kann, sondern eine verteufelt ernste Sache. Seid für diesmal mit dem Denkzettel zufrieden, ihr Herren Samariter, und bleibt in Zukunft von Sachen, die euch nichts angehn."

Tante Plappeville hatte sich allgemach wieder beruhigt, Schaden hatte sie weiter nicht angerichtet, nur eine Gewehrpyramide zerschlagen und den Saulnyer Boden um einige Pfund Eisen bereichert. Auch unser Müller erhob sich endlich wieder, er war nun ganz sprachlos geworden, zitternd wie Espenlaub flüchtete er sich in seinen Keller und ließ sich nicht wieder blicken.

Der Abend verging ruhig, ebenso die Nacht, welche wir wieder im Pferdestall zubrachten. Der nächste Morgen war ein genaues Konterfei seines gestrigen Bruders; ohne Störung rückte die Zeit unserer Ablösung heran, die sich verhältnismäßig schnell vollzog, und wieder eilten wir auf bekannten Wegen unserem lieben St. Privat zu. Am Waldessaum empfing uns die Regimentsmusik, und mit klingendem Spiel zogen wir in unser Quartier.

XVII.

Wieder im Soutien.

Ich bezog wieder mein altes Heim, mein Bursche sorgte für eine kräftige Suppe, dann wusch ich mich und ließ mich reinigen, so gut es gehn wollte, um anständig auf dem für den Nachmittag angesagten Regimentsappell erscheinen zu können. Auf dem verwüsteten Kirchhof versammelten sich die Kompagnieen und stellten sich in einem großen Viereck auf. Hier verteilte nach einer begeisterten Ansprache der Oberst Graf zu Dohna die ersten eisernen Kreuze an Offiziere und Mannschaften des Regiments. So sahen wir denn mit Befriedigung dieses erhabene Ehrenzeichen auf der Brust derer, die mit uns im heißesten Völkerstreite zusammengestanden Seite an Seite, dieser Anblick erfüllte uns mit Stolz, nicht mit Neid; auch wir anderen hatten unsere Schuldigkeit gethan, aber nicht allen zugleich konnte diese Auszeichnung gegeben werden, und den Würdigsten ließen wir gerne den Vortritt. Und nicht lange darauf ward auch mir das Glück zu teil, dieses schlichte Kreuz von Eisen, das einst nach den Tagen der Erniedrigung für kriegerische Verdienste gegen den Erbfeind am Geburtstage der Königin Luise gestiftet und kurz vor dem deutsch-französischen Kriege in bedeutsamer Weise von Luisens herrlichem Sohne erneuert war, als Ehrenzeichen auf meine Brust geheftet zu sehn. Es war dies einer der schönsten Augenblicke meines Lebens, einer von denen, die man nicht vergessen kann, und ob auch die Jahre im Sturme vorübereilen und der Scheitel bleich wird im aufreibenden Daseinskampfe.

St. Privat hatte sich in den zwei Tagen, welche wir auf Vorposten zugebracht, in seinem Aussehn mannigfach verändert. Zwar waren die Häuser in ihrem trümmerhaften Zustande geblieben, daran war in dieser bewegten Zeit nichts zu bessern; die deutschen Truppen aber hatten sich allmählich um Metz häuslich niedergelassen, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß dieser

Zustand wenigstens auf Wochen hinaus von Bestand sein würde. An ein Gelingen französischer Durchbruchsversuche von Metz aus glaubte man nicht; hinten in der Soutienstellung, welche gleichsam einen zweiten Ring um Metz bildete, fühlte man sich vollständig sicher, und da man dort von Metz und den französischen Zeltlagern nichts sah, kaum einmal ein Kanonenschuß mit dumpfem Getöse über die Metz einschließenden Hügel und Waldungen herüberklang, so wähnte man sich vom Kriegsschauplatz meilenweit entfernt. Vor den Thüren der Quartiere wurden aus rohem Holz Tische und Bänke gezimmert; und dort saß man nun beim Schoppen Wein, seine Pfeife dampfend und mit den Kameraden gemütlich plaudernd. Die Offiziere hatten in einem noch einigermaßen gut erhaltenen Hause sich ein Kasino eingerichtet, in dem sie zu traulicher Unterhaltung zusammenkamen. So war es in St. Privat, so war es im ganzen Umkreis des großen Belagerungsterrains. Eine so bedeutende Armee, wie sie damals um Metz lag, hat mannigfache Bedürfnisse, die nicht alle von der Intendantur befriedigt werden können, so gut wir auch damals verpflegt wurden. Aber das ewige Einerlei des Lieferungsessens, die ständigen Rationen von Hülsenfrüchten, Erbswurst, Reis und Rindfleisch oder Speck werden auch dem nicht Verwöhnten ziemlich unbequem; den Gaumen gelüstet einmal nach etwas anderem, nach einem heimatlichen Gemüse, nach einer Delikatesse, wohl auch nach einer guten Cigarre und anderen Dingen. — In den Tagen der Kämpfe und des Vorrückens durch feindliches Land war keine Gelegenheit geboten, Gehalt und Sold auszugeben, wo sollte man in den verlassenen Dörfern etwas kaufen? Ein jeder Soldat vor Metz hatte also Geld in der Tasche und angesichts der stabilen Verhältnisse, in denen er sich jetzt befand, auch Lust, es flüssig zu machen, um seinen Leib zu pflegen. Diese Verhältnisse machte sich die Spekulation zu nutze, und in Scharen zogen nun die Krämer und Händler von Luxemburg her oder tiefer aus deutschen Landen auf Planwagen und Karren herbei und überfluteten die Dorfstraßen, stets umringt von einer kauflustigen Menge trotz

der außerordentlichen Preise, die häufig gefordert wurden. Da wurden Brot und feine Backwaren, wie Butterteige und Zimmetstangen, feilgehalten; dieser hatte seinen Wagen gefüllt mit den verschiedensten Weinsorten und Spirituosen; jener bot feine Gemüse in Büchsen aus oder getrocknete Gartenpflanzen, gut, die Suppe zu würzen, noch ein anderer handelte mit Mixed Pickles, Gurken, Kartoffeln, Pilzen und anderen Dingen; Graupen und Nudeln wurden angepriesen; schwarzhaarige Luxemburger Mädchen zogen die Dorfstraße entlang, ihre Körbe gefüllt mit Eiern, andere verkauften Lerchen und sonstiges Geflügel, kurzum, es war in St. Privat und in allen hinter der Vorpostenlinie gelegenen Dörfern um Metz ein bewegtes Treiben, wie auf einem Wochenmarkte in der Heimat zu friedlichen Zeiten, der Absatz war groß und das Geschäft lohnend. Ein buntes Durcheinander, das sich seltsam von den Hausruinen und den sonstigen Spuren der Verwüstung abhob, ein Feilschen und Handeln in allen Ecken! Viele von diesen Krämern bauten sich bald an den Enden der Dorfstraßen Buden auf und ließen sich dort dauernd nieder, meist ganze Familien, während einzelne Mitglieder derselben Waren aus der Heimat herbeischafften, brachten die übrigen die schon vorhandenen an den Mann. Bald etablierten sich förmliche Cigarrenläden, Gemüsehandlungen, ja Militäreffektengeschäfte, sogar Kommanditen von namhaften Häusern um Metz, Bierstuben wurden eingerichtet, fliegende Städtchen bauten sich so auf an Stelle der niedergebrannten Dörfer. Alles lebte in Sicherheit, kein Mensch dachte daran, daß die Franzosen die Deutschen auf einmal zurückwerfen, von den Dörfern Besitz ergreifen und den ganzen unter großen Schwierigkeiten herbeigeschafften Kram wegnehmen könnten. Und später, wenn vorn bei den Vorposten ein Ausfallskampf wütete, sich neue Gräber aufthaten, um des Krieges verhängnisvolle Opfer in ihrem dunklen Schoß zu bergen, hinten blieb das Bild unverändert, keine Bude wurde abgerissen, kein Geschäft unterbrochen; man hatte ein gutes Zutrauen zu der siegreichen Kraft unserer Soldaten und kümmerte sich nicht um das Kanonen-

gebrüll, das in tausend gewaltigen Klangwellen über die Metzer Gefilde dahinbrauste.

Zu diesen Händlern gesellte sich bald eine Unzahl von Touristen, welche die Neugierde aus aller Herren Länder auf den Kriegsschauplatz trieb. Jetzt, da das Heer fest vor Metz lag, durchschwärmten sie einzeln und in ganzen Scharen die ausgedehnte Cernierungslinie, ließen sich von den mitteilsamen Soldaten erzählen, an die wichtigsten Punkte führen, wo die Schlacht am heftigsten gewütet hatte. Notizbuch und Skizzentasche hatten sie immerwährend bei der Hand, schrieben und zeichneten, machten Bekanntschaften mit Offizieren und Gemeinen und ließen es sich wohlgefallen, mit den deutschen Soldaten an dem Feldtisch vor dem Quartier so manche Flasche Wein auszustechen.

Der blasierte Engländer mit seinem nüchternen Gesicht und dem wohlgepflegten Backenbart fehlte nicht; Feldstuhl und Fernrohr hatte er mitgebracht, und so ließ er sich dann wohl in der Nähe eines alten, zerschossenen Hauses nieder, blieb halbe Stunden lang, die Beine vor sich gespreizt, sitzen, sagte kein Wort, höchstens einmal ein langweiliges Yes, und doch schien ihm das Aussehn der alten Hausruinen besonders zu behagen, endlich stand er auf, sein dienstbarer Geist nahm Fernrohr und Stuhl, und gravitätisch schritten beide von dannen. Aber auch der deutsche Tourist fehlte nicht; angehende Maler, die durch ein kühn entworfenes Schlachtenbild ihr Glück machen wollten, Antiquitätensammler mit ausgeprägten Gesichtern, oft kuriose Gestalten, Glücksritter mit hohen Stulpenstiefeln, den Kneifer auf der Nase, und dann wieder ehrsame Bürger, die da gekommen waren, den Soldaten im Felde Liebesgaben aus der Heimat zu überbringen, sie alle kamen und gingen. Da war kein Anlaß zur Langeweile, mit den verschiedensten Menschen kam man da in Berührung, mit Leuten aus allen Teilen Deutschlands, aus allen Schichten der Bevölkerung wechselte man freundliche Worte.

Mit diesen sogenannten Schlachtenbummlern wechselten die zahlreichen Berichterstatter für deutsche und fremde Zeitungen,

die da den Zurückgebliebenen daheim und der dem Kriegsschauplatze entfernter gelegenen Welt verkünden wollten, wie es bei uns im Felde zuging. Wir sahen viele solcher Journalisten in St. Privat, verkehrten mit ihnen, teilten ihnen unsere Erlebnisse mit und ließen sie dann auf ihrer Forschungsreise weiter ziehn.

Bald wurden sie ersetzt durch das lustige Völkchen der Photographen, die da angezogen kamen, um für allerlei illustrierte Blätter oder für eigenen Bedarf die Gegenden der weiten Schlachtfelder, das belebte Terrain um Metz, die zerschossenen, durch die schweren Kämpfe berühmt gewordenen Dörfer aufzunehmen. Wir selber bildeten Gruppen vor den im Bilde festzuhaltenden Ruinen, diese belebten das Bild und gaben ihm das entsprechende kriegerische Kolorit.

All dies Treiben erhielt uns in Atem, dazu kam der militärische Dienst, Exerzieren im detail, in der Kompagnie und auch im Bataillon, wie in der Friedensgarnison, dann, damit das Maß voll würde, ziemlich anstrengender Schanzenbau. In der Nähe von Amanvillers, das etwa eine halbe Stunde von St. Privat entfernt liegt, sollte eine umfangreiche Schanze für zwölfpfündige Geschütze aufgeworfen werden; die Infanterie mußte unter Leitung der Pioniere mit daran arbeiten. Die Schanze war notwendig, damit die Franzosen, wenn es ihnen gelänge, die Vorpostenkette zu durchbrechen und den Metz verhüllenden Wald zu durchstoßen, auf der hinter diesem Walde sich ausdehnenden Hochebene von St. Privat und Amanvillers würdig empfangen werden könnten. Für den nächsten Vormittag wurde ich zum Schanzenbau kommandiert und machte mich mit einer Abteilung von 150 Mann dahin auf. Amanvillers ist ein großes Dorf, es war auch teilweis zerschossen, aber nicht so niedergebrannt als St. Privat. Davor am Waldessaum lehnte sich an einen kleinen Hügel das Schloß Montigny la Grange, in welchem die Befehlshaber der französischen Armee bei einem reichlichen Frühstücksschmaus durch die ersten wohlgezielten Granaten überrascht sein sollten. Gräber dehnten sich auch hier in weiten Linien aus, und überall ragten aus den

zertretenen Feldern die kleinen weißen, mit Tannenzweigen geschmückten Kreuze. Mit dem schönen Wetter war es einmal wieder vorbei, unter heftigem Regen mußten meine Leute die schon im Grundriß abgestochenen Schanzen aufwerfen, keine leichte Arbeit! Ich flüchtete mich unter den Plan des Pionierwagens und hatte das nicht zu bereuen. Der Pionieroffizier führte einen guten Wein, treffliche Cigarren und vor allem eine vorzügliche heimische Wurst; ein solches Frühstück war nicht zu verachten. Mittags trat ich meinen Rückmarsch an und gelangte gerade nach St. Privat, um zu vernehmen, daß mein Hauptmann noch heutigen Tages nach Deutschland abgehen müsse, um dort Heilung von seinem schweren Rheumatismus zu suchen. Das Scheiden wurde ihm schwer, er war ein rechter und echter Feldsoldat; doch was halfs? Er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, und nach einem herzlichen Abschied von der Kompagnie und mir fuhr er, über und über in Decken gewickelt, auf einem zweirädrigen französischen Karren der nächsten Bahnstation zu. Ich habe ihn nicht wieder gesehn, er ist ins Feld nicht zurückgekehrt und hat bald nach dem Kriege seinen Abschied genommen. An seine Stelle trat in Ermangelung von Hauptleuten ein Seconde-Leutnant, ein Reserveoffizier, seines Zeichens ein Jurist, ein gewiegter Lebemann, etwas eitel und ausgerüstet mit allen gesellschaftlichen Formen. Der nächste Tag sollte uns wieder nach Saulny bringen, so wünschten wir uns denn gutes Wetter, zum mindesten keinen Regen und baten Jupiter Pluvius für diesmal wenigstens mit uns armen Soldaten ein Einsehn zu haben, und der gute Gott hat uns erhört.

XVIII.

Zum letzten Mal in Saulny.

Bei gutem Wetter traten wir unseren Marsch auf Vorposten an; diesmal erhielt ich eine Feldwache in unmittelbarer Nähe des gewaltigen Verhaus, der sich zum Schutze unserer Aufstellung durch den Grund von Saulny zog. Eine große, mit Stroh aus-

gelegte Baracke bildete das willkommene Wachtlokal. Ich hatte an dem Verhau entlang drei Doppelposten aufzustellen, die Ablösung des einen bildete eine stehende Patrouille, welche an einem Durchbruch des Verhaus, der als Ausgangsthor für die in das Vorterrain streifenden Patrouillen diente, ihren Platz hatte. Der Dienst war für mich ein neuer und infolge der großen Verantwortlichkeit ein höchst aufregender. Die Hälfte der Feldwache stand stets unter dem Gewehr, während die andere Hälfte abkochte oder der Ruhe pflegte. Patrouillen waren natürlich immerwährend draußen und suchten das Terrain vor dem Verhaue ab; manche feindliche Patrouille wurde angeschlichen und durch wohlgezielte Gewehrschüsse zurückgetrieben. Ich hielt mich wenig in der Baracke auf, sondern war meist bei den Doppelposten am Verhau oder beobachtete das Treiben auf dem Plappeville, von dem mich diesmal nur ein übersichtlicher Wiesengrund trennte. Gegen Abend begrüßte das gewaltige Festungswerk die von uns besetzten Höhen wieder mit seinen Zuckerhüten. Langsam und bohrend sausten die riesigen Projektile hoch über uns dahin und wühlten sich drüben, ohne zu schaden, in den Sand. Die Herren Franzosen wollten den jungen Metzer Damen ein interessantes Schauspiel bereiten; denn solche waren in ziemlich großer Zahl auf den Plappeville geklettert, um sich die bösen Prussiens durch ein Fernrohr zu beschauen. Ich konnte sie mit bloßem Auge auf der Höhe des Plappeville bemerken und sehen, wie galante Offiziere sie von einem Aussichtspunkt zum anderen führten und sie über das, was sie wissen wollten, belehrten. Der Anblick war für mich ganz ergötzlich, zumal die zu ihren Ehren abgeschossenen Granaten sämtlich bei uns keinerlei Unheil anrichteten. Der Abend kam, die holden Mädchen vom Plappeville waren verschwunden, und ich ging, meine Posten zu revidieren. Zweien befahl ich, ihr Quartier auf zwei mächtigen, am Verhaue aufragenden Bäumen zu nehmen, damit sie von dort aus bessere Umschau halten könnten, wie die Adler von ihrem Horst. Dann kehrte ich in meine Baracke zurück, blieb vor derselben stehen und

schaute in die sternenhelle Nacht hinaus. Der Allvater dort oben hatte seine ewigen Leuchten angefacht, und schon säumte das matte Licht des aufgehenden Mondes den äußersten Horizont.

Gespenstisch hob sich der Plappeville aus der Ebene empor; wie geheimnisvolle Nachtgestalten huschten die Posten zwischen den lange Schatten werfenden Bäumen hin und her, sonst war es still, nur hin und wieder klang ein heller Büchsenschuß durch den schönen Abend. Es war für mich ein feierlicher Augenblick, sinnend stand ich da, als mich plötzlich jemand vertraulich auf die Schulter klopfte. Schnell wandte ich mich um, unser Bataillonsadjutant stand vor mir. Er machte ein überaus vergnügtes Gesicht, ich merkte ihm an, daß er eine Ueberraschung für mich hatte.

„Es wartet dicht hinter Ihnen ein Besuch auf Sie," meinte er, sich wohlgefällig die Hände reibend, „ein angenehmer Besuch, der Sie überraschen wird."

Wer konnte das sein? Ohne dies weiter zu überlegen, stürzte ich hinter die Baracke — und lag in den Armen meines völlig genesenen Bruders, der mich in bester Laune ans Herz drückte. Der Adjutant hatte sich taktvoll zurückgezogen, uns unseren Gefühlen überlassend.

„Bist Du es denn wirklich und ganz gesund?" rief ich aus. Das war ein herrliches Wiedersehn nach jenem furchtbaren 16. August. Zwar knatterten in diesem Augenblicke wieder dicht vor uns die Gewehre, streiften doch von hüben und drüben zahlreiche Patrouillen durch das Gelände, die sich gegenseitig abzufangen suchten. Aber mir war dies ein gewohntes Schauspiel geworden und nichts gegen das furchtbare Kanonengebrüll jener mörderischen Schlacht, die die blutigste des ganzen Krieges geblieben ist. Es ist ein wunderbarer Augenblick, wenn sich zwei Brüder nach einem solchen Ereignis, wie wir es durchlebt, wiedersehn; da werden nicht viele Worte gewechselt und doch wird verstanden, was die Herzen so selig bewegt. Auch uns beide überkam ein hohes, heiliges Gefühl in jener sternenklaren Nacht auf jener einsamen

Feldwache, und die erstorbene Poesie erwachte in mir wieder mit höherem Schwunge. Der Mond war inzwischen voll und schön aufgegangen, noch immer hielten wir uns in den Armen fest, ohne zu reden. Endlich führte ich meinen Bruder vor die Baracke in das volle Mondlicht, er sah frisch und munter aus und gewährte in der neuen Uniform eines Vizefeldwebels mit wuchtigem Schleppsäbel einen gar kriegerischen Anblick. Und nun gings an ein Erzählen ohne Ende. Grüße von Vater und Mutter und Schwester, die alle gesund waren, von Verwandten und Freunden brachte er mit, dann folgten Berichte von Festen und Feiertagen im jubelnden Berlin, von Konzerten und Ehrenbezeigungen, von Begeisterung und Vaterlandsliebe, von allem Hohen, was das deutsche Herz erfüllt. Meines Bruders Wunden waren bald geheilt gewesen, dann waren die Tage der Erholung gefolgt, in welchen er manchen Beweis erhebenden Dankes erfahren hatte; dann hatte es ihn wieder fortgezogen zu seinem Regiment in Feindesland, beladen mit Kleidungsstücken und Lebensmitteln war er nun wieder da; auch für mich hatte er einen ganzen Koffer voll mitgebracht, einen Säbel, wie den seinigen, Regenmantel, Feldflasche, Wäsche, Wurst und Schinken, Kaffee- und Fleischextrakt, Cigarren und vieles andere. Wie erwünscht war mir dies alles, wie freute ich mich auf den kommenden Tag, wo wieder sich ein frisches Hemd um meine Glieder schmiegen sollte. Ich zeigte meinem Bruder den Plappeville und deutete, so gut ich es vermochte, unsere Vorpostenstellung. Dann schieden wir, er begab sich zurück zu seinem Füsilierbataillon, dem er überwiesen war, ich aber blieb in der glücklichsten Stimmung bei meiner Feldwache. Die Nacht verging ruhig, regelmäßig gingen und kamen meine Patrouillen, zuweilen waren sie auf französische Patrouillen gestoßen, hatten mit ihnen einige Schüsse gewechselt, die kein Unheil anrichteten, mitunter auch waren sie nichts vom Feinde gewahr geworden; aus der Ferne klangen mitunter Schüsse von weiter gelegenen Feldwachen zu mir herüber, hie und da ein Kanonenschuß vom St. Quentin,

Tante Plappeville verhielt sich ganz still, sie störte durch keinen einzigen Laut unseren Nachtfrieden. Ich hatte mich in die Baracke zurückgezogen, mich, in eine Decke gehüllt, in einer Ecke derselben niedergelassen und fröstelte doch ein wenig, denn die Nacht war rauh; um mich her lagen die Soldaten in festem Schlaf, viele schnarchten, einer sprach ganz vernehmlich im Traume; aus seinen abgerissenen Worten konnte ich entnehmen, daß er sich mitten in der Schlacht befand und mit den Franzosen herumbalgte. So kam der Morgen, mit goldenen Tinten bemalte er den Horizont, ich weckte meine Leute, und wir zogen in die Feldgräben am Verhau. Die Wache daselbst ging ohne Störung vorüber, höher stieg das Tagesgestirn, lebendig wurde es im weiten Vorpostenlager, lebendig auch drüben bei den Franzosen; munter plänkelten sich die Schützen, doch zu etwas Ernstem kam es nicht. Gegen Mittag wurde ich abgelöst, die Wache übernahm ein erst jüngst aus Deutschland ins Feld gerückter Landwehroffizier, dessen hohe Stulpstiefel noch so blank und unversehrt aussahen, als wären sie eben aus dem Laden genommen. Ich rückte mit meinen Leuten aus dem Wiesengrund durch Obstplantagen den Berg hinauf nach Saulny. Ich bezog oben am Berge eine schöne, dreistöckige Villa, die aber ebenfalls von der Zerstörungswut des Krieges nicht verschont geblieben war. Sie war auf einer exponierten Stelle erbaut, den Granaten des Plappeville preisgegeben, mehrere dieser Ungetüme waren in das Mauerwerk geschlagen. Hinter der Villa, an den Berg von Saulny gelehnt, befand sich ein reizender Garten, an den sich eine große Weinanlage malerisch anschloß. Auch hierher hatte eine Granate ihren Weg gefunden und ein ungeheures Loch gewühlt, merkwürdigerweise aber eine dicht dabei stehende Glaskugel ganz verschont gelassen. Oben in der besten Etage der Villa bezog ich mit meinem Kompagnieführer zwei hübsche Zimmer mit einer Aussicht auf den Plappeville. Jetzt erst merkte ich, daß dieses Festungswerk erst während der Belagerung zu erfolgreichem Widerstand eingerichtet war. Die Geschützemplacements,

die eine breite Front einnahmen, waren ganz neu und erst im Rohen ausgearbeitet. Terrassenförmig zogen sich tiefe Schützengräben den Berg hinauf, hie und da zeigte sich ein Blockhaus oder ein Erdeinschnitt, oben auf der Krone das Observatorium in Gestalt eines großen Gerüstes. Der Blick von meinem Fenster hinab in den Wiesengrund war entzückend, es wurde mir schwer, hier an Krieg zu glauben.

Nachdem ich so im Hause Umschau gehalten, packte ich meine neuen Sachen aus dem neu angelangten Koffer, der mich von nun an durch den ganzen Feldzug begleiten sollte, und kleidete mich nach langer Zeit zum ersten Mal wieder menschlich. Die vielen Vorräte, welche der Koffer barg, waren mir sehr erwünscht, am meisten aber jubelte ich über die guten heimatlichen Cigarren. Den Nachmittag benutzte ich zu einer Promenade durch das Dorf; die Straßen waren eng und winklig; hie und da gab es eine freie Stelle, die man nur mit äußerster Vorsicht passieren konnte, auch besuchte ich meinen Bruder unten in der Mühle im Wiesengrund. Hier war man in großer Aufregung, denn soeben war ein wackerer Füsilier, der sich zuweit hervorgewagt, von einer verlorenen feindlichen Kugel niedergestreckt worden. Man wollte sich an dem Feinde rächen, doch dieser hatte sich schon längst wieder unter den Schutz der Forts von Metz zurückgezogen. Ich sah mir die Leiche des armen Soldaten an, eine Kugel war ihm durch den Kopf geschlagen; ohne Ahnung war er dahingesunken, denn auf seinem Gesicht lag ein Lächeln. Etwa eine halbe Stunde blieb ich unten in der Mühle und unterhielt mich mit meinem Bruder von der Heimat; von der Angst, die sie alle ausgestanden, als nach der furchtbaren Schlacht von Vionville von mir keine Nachricht ankommen wollte, und von der Freude, als kurz nach der Todesnachricht mein Lebenszeichen aus Metz eintraf. Gegen Abend kehrte ich in mein Quartier zurück und suchte schon früh mein Lager auf, eine federnde Matratze, die in der einen Ecke meines Zimmers sich vorfand, und versuchte zu schlafen. Doch dies gelang mir vor der Hand nicht, die Erzählungen aus der

Heimat wirkten noch zu sehr nach, und die vereinzelten Kanonenschüsse, die durch die Nacht drangen, erinnerten mich jedesmal an die gefährliche Lage unseres Hauses; nach jedem Schuß fürchtete ich das Gebälk prasseln und die Eisenstücke durch die Wände schlagen zu hören. Endlich übermannte mich doch der Schlaf, um 3 Uhr weckte mich mein Bursche; erst rieb ich schlaftrunken meine Augen, doch zu eindringlich gemahnte die Pflicht, mit jähem Ruck sprang ich auf und fuhr in meine Kleider. Dann gings hinunter in den Garten zum gewohnten Lauerdienst. Diesmal setzte uns bald ein überaus heftiges Gewehrfeuer in Alarm und nötigte uns, Hof und Scheunen unserer Villa schleunigst zu besetzen, um im Falle eines plötzlichen Angriffs bereit zu sein. Im Laufschritt eilten zwei Kompagnieen die Dorfstraße hinunter, und Kommandos ertönten; doch man konnte nichts erkennen, denn noch herrschte Dunkelheit rings umher; aber das Gewehrfeuer nahm an Nachhaltigkeit zu; es war, als schickte sich der Feind zum Angriff an. Unten bei den Vorposten wurde es ebenfalls lebendig, da brach das Feuer plötzlich ab, und kein Schuß ertönte mehr. Wir blieben in unserer Stellung, bis der Tag anbrach und bis uns nähere Nachricht über diesen merkwürdigen Vorfall wurde. Es hatte sich wieder einmal um die Ruinen der Ziegelei gehandelt. Die Patrouillen der Feldwachen hatten eine stärkere französische Abteilung dort vorgefunden, Verstärkung herbeigeholt und nach kurzem, hitzigem Gefecht den frechen Gegner aus dem alten Gemäuer hinausgeworfen. Es hatte bei dem plötzlichen Zusammenstoß mehrere Verwundungen, doch glücklicherweise keinen Toten gegeben. Trübe war der Morgen angebrochen, mit dem schönen Wetter schien es schon wieder vorbei zu sein. Ich konnte nichts anderes thun, als in meinem Zimmer Briefe schreiben, zumal kein neuer Vorfall bei den Vorposten mich in diesem Geschäft störte. So kam der Mittag heran und mit ihm die Zeit der Ablösung. Doch nicht die 64er, sondern ein anderes Regiment erschien, daher währte die Uebergabe der Vorpostenstellung länger, und erst um 2 Uhr nachmittags standen wir auf der

Dorfstraße zum Abrücken bereit. Eine Viertelstunde später verließen wir Saulny, das ich nicht wiedersehen sollte, da wir einer anderen Bestimmung entgegengingen.

XIX.

In der Reservestellung zu Chantrenne.

Vierzehn Tage hatten wir in der Vorpostenstellung zugebracht, jetzt sollten wir in die zweite Linie rücken, um der wohlverdienten Ruhe zu genießen. Wir marschierten bei etwas sich erheiterndem Himmel durch St. Privat und schlugen von da den Weg nach Amanvillers ein. Unsere 7. und 8. Kompagnie schwenkte zur Ferme Montigny la Grange ab, unser Füsilierbataillon und die 5. und 6. Kompagnie begaben sich nach der Ferme la Folie, wir wendeten uns nach Chantrenne, wohin auch der Stab des Regiments seinen Weg nahm. Ein ganzes Bataillon mit allen seinen Offizieren sollte hier auf vierzehn Tage seine Unterkunft finden. Einst war dieses Chantrenne ein stattliches Gut gewesen mit einem geräumigen Wohnhaus, weit ausgedehnten Wirtschaftsgebäuden und einem ansehnlichen Areal. Aber was hatte der Krieg aus dem allen gemacht? Weit umher kahle, von dem schweren Gefährt der Kanonen durchwühlte und von den Hufen der Rosse zerstampfte Felder; das herrschaftliche Wohnhaus bis auf die unterste Etage niedergebrannt, und in den unteren furchtbar mitgenommenen Zimmern außer wenigen alten Tischen und Stühlen von Möblement nichts mehr zu finden. Die Wirtschaftsgebäude zeigten nur noch die Umfassungsmauern mit leeren Fensterhöhlen, die Dächer waren abgedeckt und teilweise ganz demoliert, nur eine einzige Scheune war dem Verderben entgangen und das kleine Haus des Portiers, einstöckig, wie mirs schien, in Lehm aufgeführt; etwas weiter, in schattigen Parkanlagen versteckt, das noch wohl erhaltene Verwalterhaus, klein, aber freundlich anzuschaun. Der einst gewiß schöne, jetzt vollständig niederge-

tretene Garten war nur noch durch die mächtige steinerne Umfassungsmauer, die freilich auch an vielen Stellen schadhaft war, zu erkennen.

„Wie soll hier ein ganzes Bataillon unterkommen?" das war unsere erste Frage. Es schien fast unmöglich, und dennoch gelang es, ohne daß auch nur ein Mann zu biwakieren nötig gehabt hätte. Jeder Winkel wurde benutzt zur Unterbringung der sich nach einem Obdach sehnenden Leute. Das Bataillon kam größtenteils in der mächtigen, gut erhaltenen Scheune unter, hier hauste es unten auf der Erde in den Bretterverschlägen, auf dem Speicher, dicht unter dem Dache, welche Räume vermittelst einer gewaltigen Leiter erstiegen werden mußten. Hier lagen nun die wackeren Krieger ziemlich dicht gedrängt, jeder seine sieben Sachen unter dem Kopfe, und doch waren sie vergnügt und überaus zufrieden mit der regensicheren Unterkunft. In erfinderischer Weise wurde die Scheune in einen nach Kriegsbegriffen wohnlichen Zustand versetzt. Der Regimentsstab bezog das Verwalterhaus, die Offiziere des Bataillons die traurigen Ueberreste des einstigen Herrensitzes, mit Ausnahme meines Kompagnieführers und meiner Person; uns schickte man in die Portierswohnung. Vom Hausflur ging es rechts in ein langes, aber sehr schmales und dumpfes Zimmer. Hier empfing uns der Portier mit seiner noch jugendlichen Schwester, die einzigen lebenden Seelen, die auf dem Gute anwesend waren. Er hatte sich, wie er mir erzählte, während der Schlacht in den Keller geflüchtet und dort im dunkelsten Winkel kauernd ängstlich auf den Ausgang gewartet, seine Schwester habe er erst nach der Schlacht in der Scheune in fast ohnmächtigem Zustande aufgefunden. Es war ein widriger Geselle; gekniffene Augen, gemeine Geberden, dazu eine verwachsene Gestalt, die mit einer zerrissenen blauen Bluse und alten Militärhosen spärlich bekleidet war, das erblickte ich an ihm als charakteristische Merkmale. In der einen Ecke der Stube stand ein großes Himmelbett, mit schmutzigen Betten übermäßig angefüllt. Mit grinsendem Lachen bot er mir dies

als Lagerstätte an; ich lehnte dies Anerbieten natürlich mit Dank ab. „Nun, wenn der Herr nicht will," meinte er, „werde ich neben meiner Schwester meine alte Lagerstätte wieder einnehmen." Ich würdigte den widerlichen Burschen keines Blickes mehr. Mein Kompagnieführer und ich flüchteten uns in ein kleineres Nebenzimmer. Ein großer Schrank, zwei Tische und vier Binsenstühle bildeten das Möblement. Frisches Stroh wurde herbeigeschafft, wollene Decken darüber gebreitet, das gab auf vierzehn Tage ein herrliches Kriegslager. Wir richteten uns bald wohnlich ein, kleideten uns um und gingen dann in den würzigen Abend hinaus, in die sanften Wiesengründe und freundlichen Waldparzellen, welche rings das Gut umschlossen. Am nächsten Morgen statteten wir unseren Kameraden im Herrenhause einen Besuch ab, hier war großer Jubel, sie saßen alle rauchend und plaudernd um den großen Tisch ihres Zimmers und tranken ihren Feldzugskaffee, etwas dick, nach Art des türkischen Gebräus. Sie hatten einen unglücklichen Reserveoffizier aufs Korn genommen, einen prächtigen Mann, einen Kollegen von mir, der in der wissenschaftlichen Welt schon damals als Historiker wohl bekannt war, Peter mit Namen, ein Sohn des früheren Direktors des Gymnasiums Schulpforta. Er sollte zum Erbarmen die ganze Nacht hindurch geschnarcht haben, und wie er sich auch mit beredten Worten verteidigen mochte, es half ihm nichts. Das Zimmer bot einen heiteren Anblick dar, Fensterscheiben gehörten in das Bereich der Einbildung, die Stube war nicht klein, aber doch gewaltig eng für die gesamten Premier- und Secondeleutnants des Bataillons nebst Vizefeldwebeln. An der langen, den Fenstern gegenüberliegenden Wand waren die Burschen mit Bettenmachen beschäftigt. Diese bestanden aus einem großen Strohlager mit Decken, als Fußende diente ein großes, vertikal aufgestelltes Brett, ein gleiches schrägliegendes als Kopfkissen. Das Ganze sah aus, wie die ökonomisch hergerichteten Lagerstätten auf dem Zwischendeck eines großen Auswandererschiffes. Doch, wie gesagt, eitel Fröhlichkeit war in dem wenig einladenden Raum, manchmal ein solcher Lärm, daß man

sein eigenes Wort nicht verstehen konnte, und daß die Herren Hauptleute, die ein kleineres Zimmer nebenan bewohnten, natürlich scherzhaft, um Ruhe bitten ließen. Vor dem Hause war ein breiter, mit herrlichen Bäumen bewachsener Platz, die erquickenden Schatten weithin warfen. Hier hatte man ein großes Zelt aufgeschlagen und Tische und Stühle hineingestellt, es diente nachmittags als Versammlungsort, hier wurde bei einem Glase Wein Skat gespielt und geplaudert.

Das Wetter war schön geworden, der Himmel klar, drüben der Feind regte sich nicht. Nachmittags kam mein Bruder von La Folie herübergeritten, er machte eine wahrhaft grausige Schilderung von den dortigen Quartieren. Die erste Nacht hatten sie biwakieren müssen, weil die Unterkunftsräume des vielen Ungeziefers wegen nicht bezogen werden konnten und überhaupt so schmutzig waren, daß selbst die sehr herabgeminderten Ansprüche eines Feldsoldaten an Reinlichkeit in argem Widerspruch mit diesem Sodom standen.

„Ihr seid hier gegen uns wie im Himmel," meinte er, „dort ist ein Dreckneſt das Ganze, ich spüre es schon jetzt an meinem Leib."

Gegen Abend begleitete ich ihn ein Stück Weges zurück; der Pfad führte am Waldessaum entlang durch ein schmales, aber reizendes Wiesenland. Auch hier bezeichneten wieder Gräber die Straße. An dem Grabe eines jungen Offiziers machten wir Halt. Mitten im wildesten Kampf, so hatte man meinem Bruder erzählt, war ein bekannter General gerade auf dieser Stelle angelangt, als die Krankenträger hier einen jungen Helden begruben. „Wen scharrt Ihr da ein?" fragte der General, „den Leutnant von . . . ." war die Antwort. Einen Augenblick starrte der Greis auf das offene Grab und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge, der Gefallene war sein Sohn. Dann reckte er sich auf und sprach fest zu den Krankenträgern: „Thut Eure Pflicht weiter, brave Jungen! — und sich umwendend zu den ihm nachfolgenden Truppen „vorwärts auf den Feind!" und mit geschwungenem Säbel stürzte er von dannen. An dieser Stelle verabschiedete ich mich von

meinem Bruder und kehrte wieder nach Chantrenne in meine Behausung zurück.

Die ersten Tage vergingen uns mit gründlicher Reinigung und Desinfizierung der Gehöfte, der Straßen und der nächsten Umgebung, denn die Ruhr fing an, sich in bedenklicher Weise einzustellen. Anzug, Lederzeug und Schuhwerk wurden in stand gesetzt, starke Arbeiterkommandos zum Schanzenbau abgesendet, im übrigen fleißig exerziert, die umliegenden Hausruinen wie zur Verteidigung besetzt, auch wohl zur Uebung erstürmt und die große Schlacht vom 18. August im Kleinen nach Manöverbrauch noch einmal durchgefochten. Des Nachmittags wurde im Detail geübt; ich machte meine ersten Studien im Kommandieren einer ganzen Kompagnie, ließ sorgsam Griffe machen, hielt Appells ab, alles wie im Frieden, und von drüben her donnerten dumpf die schweren Geschütze aus den Metzer Forts auf die Vorpostenaufstellungen der Deutschen; zwar eine nutzlose Munitionsverschwendung, aber uns doch jederzeit erinnernd an den gewaltigen Ernst unserer Lage und die Erhabenheit des Krieges.

Sehr gelegen kamen uns in diesen Tagen verhältnismäßiger Ruhe die Liebesgaben aus der Heimat. Abgesandte unserer Garnisonsstadt Neu-Ruppin waren mit einem ganzen Waggon so edler Geschenke für das Regiment angekommen. Meine Speisekammer bereicherte sich ungeahnt; auf dem Tische unseres Quartiers lachten meinem Kompagnieführer und mir plötzlich acht Flaschen guten Weins, mehrere Flaschen Cognak, Gilka, Kirschsaft, ein Tönnchen Kaviar, Sardinen und anderes mehr entgegen, und was das Beste war, einige Kistchen vorzüglicher Cigarren. Das reine Schlaraffenleben, dank den lieben Neu-Ruppinern, die hier die Anhänglichkeit an ihr Regiment von neuem bethätigten! Wollene Sachen wurden uns in reicher Fülle zu teil, und gute Gemüse und Suppenkräuter lieferten uns die aus Deutschland gekommenen Händler, die um das nahe Verneville, den Sitz des Korpskommandos, ebenso wie in St. Privat einen großen Jahrmarkt aufgeschlagen hatten. So war für alles gesorgt, die Tage

der Ruhe wurden zu heiteren, angenehmen, in denen sich die alte Kameradschaft von neuem befestigte, in denen Geist und Glieder sich stählten zu späteren, größeren Strapazen.

Am 23. September vormittags saß ich wohlgemut in meinem kleinen Quartier am hölzernen Tische und schrieb in die Heimat, als mein Bursche freudestrahlend in mein Zimmer stürzte und mir die Meldung brachte, es sei soeben ein großer Ersatz aus Deutschland angekommen, um unsere gelichteten Kompagnieen wieder mit frischer, kampfbegieriger Mannschaft zu füllen. Unverzüglich trat ich ans Fenster und sah auch sofort zu meiner großen Freude unten im Wiesengrund am Waldesrande eine lange Reihe schmucker Krieger stehn. Ihre Uniformen zeichneten sich durch ihre Neuheit und Sauberkeit aus, sie hatten mit dem Schmutz der Metzer Schützengräben noch keine Bekanntschaft gemacht, darum blitzte das Völklein da unten noch so blank, als sollte es zur Parade gehn. Die wackeren Brandenburger kamen direkt aus Stralsund, wohin unser Ersatzbataillon zum Zwecke des Küstenschutzes beordert war. Unter ihnen mußte sich, wie mir eben einfiel, Max Schulze, einer meiner besten Jugendbekannten befinden, ein flotter Referendarius, der Sohn eines Kollegen meines Vaters aus meiner Heimatstadt. Im Frieden war er starker Kurzsichtigkeit wegen vom Militärdienste befreit gewesen und in die erste Ersatzreserve gekommen, beim Ausbruche des Krieges hatte man sich indessen seiner erinnert und auch ihm den Militärrock angezogen. So war er als Freiwilliger unter die 24er geraten. Für mein Leben gern hätte ich den alten Jungen in meiner Kompagnie gehabt, so machte ich mich denn schnurstracks auf den Weg, um zuzusehn, ob ich die Erfüllung dieses Wunsches nicht erreichen könnte. Bald hatte ich meinen lieben Jugendfreund herausgefunden, mit seinen langen Beinen stapelte er auf mich zu, machte erst unter Lächeln dem Herrn Vizefeldwebel seine Honneurs und reichte mir dann seelenvergnügt die Hand. Es war ein frohes, herzliches Wiedersehn. In den guten Friedenszeiten hatte er meist ein etwas milchiges Aussehn gehabt,

weil er zu viel hinter den Büchern saß, heute aber war es mit ihm ein ganz anderes Ding. Der Exerzierplatz und die Sonne am Meeresstrand hatten seine Haut kräftig gebräunt, ein langer Kriegsbart wallte ihm um Kinn und Lippen, die Hosen hatte er feldzugsmäßig in hohe Stiefeln gesteckt, die Feldmütze auf das eine Ohr gerückt, in der That, kein Uneingeweihter hätte in diesem forschen Krieger den früheren Bücherwurm wiedererkannt; es war alles straff geworden an ihm, und mit der Straffheit war ein trockener, überaus gesunder Humor über ihn gekommen, der noch oft im Laufe des Feldzuges unsere Lachmuskeln erregen sollte. Und was sah ich zu meinem großen Erstaunen an ihm? Er, der dem edlen Tabak für sein ganzes Leben den Krieg erklärt zu haben schien, er drehte jetzt eine mächtige Feldzugspfeife in seinen Lippen hin und her und blies die blauen Rauchwolken mit solcher Meisterschaft von sich fort, als ob er schon von Kindheit auf ein perfekter Raucher gewesen wäre. — Um es kurz zu sagen, es gelang mir, diesen guten Freund und Schulkameraden in die Reihen meiner Kompagnie zu bringen. Den Reservetransport hatte ein Premierleutnant von Hülleßem geführt; ich hatte ihn schon in Ruppin kennen gelernt; er hatte damals beim Ersatzbataillon zurückbleiben müssen, weil er am rechten Beine etwas lahmte. Im Kriege gegen Oesterreich nämlich war ihm in der Schlacht von Sadowa durch eine Granate das rechte Schienbein zerschmettert worden, jahrelang hatte er an dieser Wunde herumheilen müssen und doch einen Schaden zurückbehalten, der ihm beim Gehn hinderlich war. Schon in Ruppin hatte dieser Offizier meine Aufmerksamkeit erregt, jetzt erschien er auf dem Kriegsschauplatze im Lager vor Metz und wurde Führer meiner Kompagnie. Noch heute steht das Bild dieses Mannes unauslöschlich vor meiner Seele, und ich will es mir nicht versagen, ihm, der seine stürmische Tapferkeit vor Le Mans mit dem Tode besiegelt hat, hier an dieser Stelle einige Worte dankbarer Erinnerung zu widmen. Mit einer überaus liebenswürdigen Persönlichkeit und einem durchgebildeten Geiste wußte

er eine unbeugsame Kraft des Willens, eine ihn nie verlassende Geistesgegenwart und eine stets zur rechten Zeit aufblitzende Entschlossenheit dem Feinde gegenüber zu verbinden. Die Kompagnie fühlte sich sicher unter seiner Leitung, Offiziere und Mannschaften hingen mit Verehrung an ihm, und er hatte auch ein Herz für seine Soldaten. Freilich verlangte er von ihnen viel, er forderte unbedingte Vollziehung seiner Befehle und wußte seine Auffassung von Pflicht auch auf die ihm anvertraute Truppe zu übertragen. Lässigkeit im Dienste, Schlaffheit auf dem Marsche, Mangel an Entschlossenheit vor dem Feinde, das konnte er nicht ertragen. Er durfte aber auch solche Anforderungen an seine Leute stellen, da er selbst ihnen mit dem besten Beispiel voranging. Unermüdlich in seiner Thätigkeit, suchte er selbst nach beschwerlichem Marsche nicht eher sein Quartier auf, bevor er sich nicht persönlich davon überzeugt hatte, wie seine Leute untergebracht waren. Er war stets um gute Quartiere für seine Leute bemüht und wußte die Quartierwirte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln anzuhalten, unseren Leuten gegenüber ihre Schuldigkeit zu thun. Wie oft habe ich ihn stundenlang mit seinem lahmen Fuß in der Dorfstraße herumwandern sehn, für seine Kompagnie, wie für seine Familie sorgend. Waren die Strapazen groß, dann verstand er es, den Leuten immer von neuem Mut einzusprechen; mitten in der Nacht besuchte er sie auf ihren Posten, auf ihren Feldwachen und sah zu, wie sie untergebracht waren. Darum gingen seine Leute für ihn aber auch durchs Feuer und opferten sich für ihn auf. Er selbst war in seinen eigenen Ansprüchen ungemein bescheiden, mit einem Strohlager in einer Küche oder Scheune, mit einer Erbswurstsuppe oder einem Bohnengericht ebenso zufrieden, wie mit prächtigen Betten und glänzenden Diners, wußte er sich in alle Verhältnisse des Feldzugslebens trefflich zu finden und schlief auf bloßer Erde im Biwak unter seinen Soldaten lieber, als in den prunkenden Zimmern eines französischen Grafenschlosses. Auch in den bedrängtesten Lagen bewährte er seine heitere Gesinnung, gerade

unter den größten Entbehrungen pulsierte sein stets frischer Humor am lebendigsten, und nie habe ich an ihm eine verdüsterte Stimmung, auch nur den Anflug einer unmutigen Laune wahrgenommen. Und solch ein Mann wurde nun mein Kompagnieführer. Der Kompagnie wurde dann noch ein Landwehroffizier zugeteilt, ein von Grund aus gutmütiger, prächtiger Mann, freilich mit einigen Sonderbarkeiten in seinem Wesen, die aber durchaus harmlos waren und mehr ergötzten, als störten. Ich mußte stets, wenn ich ihn mir so betrachtete, an den Apotheker in Goethes Hermann und Dorothea denken.

Außer den schon genannten Persönlichkeiten befand sich unter den Angekommenen noch ein kleiner Freiwilliger jüdischer Konfession, Naumann mit Namen, der ebenfalls in die Reihen unserer Kompagnie trat. Er war Student der Philosophie, für die er, wie ich später oft zu bemerken Gelegenheit hatte, ein entschieden hervorragendes Verständnis besaß. Man sagt den Juden manche Eigentümlichkeiten nach, die den Umgang mit ihnen erschweren; es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob diese Ansicht Berechtigung hat, ob nicht; aber das eine kann ich hier der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ich nicht sehr viel so umgängliche und liebenswürdige Menschen im Leben kennen gelernt habe, als dieser Jude war. Von geradezu idealen Grundsätzen war ihm vor allem eine nicht gerade häufig anzutreffende Tugend eigen, vollständige Selbstlosigkeit; so ausgeprägt sein Pflichtgefühl war, so wenig wußte er von Egoismus.

Man kann sich denken, daß durch diese neuen Elemente in unserer Kompagnie eine große Veränderung vorging. Zwischen Offizieren und Mannschaft knüpfte sich ein engeres Band; zwischen uns, den Offizieren, Offiziersaspiranten und Einjährig-Freiwilligen bestand bald das herzlichste Einvernehmen, wie nur Zeiten, wie die in Frankreich waren, es hervorrufen können. Rückhaltslos teilte einer mit dem andern, was er hatte; unbedingtes Vertrauen setzte der eine in des anderen guten Willen, kurzum, ein Geist schöner Kameradschaft belebte den wechselseitigen Verkehr.

Der Feind ließ uns in der ganzen Zeit, welche wir in Chantrenne verhältnismäßiger Ruhe pflegten, in Frieden. Die Festung Metz mit ihren Forts verbarg uns ein dichter Wald, die vereinzelten Kanonenschüsse, die vom Feinde herüberklangen, störten uns nicht und hinderten uns wenig, in unserem großen Zelte auf dem Hofe des umfangreichen Grundstücks uns zu Wein, Skat und Unterhaltung zusammenzufinden. Unsere Leute lagen freilich nach dem Eintreffen des Ersatzes zum Erbarmen dicht; jeder Balken, jeder Verschlag in der Scheune war benutzt, es war eben eine drangvoll fürchterliche Enge. Glücklicherweise hielt sich das Wetter leidlich, so daß die Mannschaften viel im Freien sein konnten. In dem großen ummauerten Garten brannten den ganzen Tag ausgedehnte Kochfeuer, dort war auch der Sammelplatz der Soldaten, die sich hier zu Kartenspiel und sonstigen Beschäftigungen zusammenfanden. An der dem Feinde zugekehrten Seite des Gartens wurde nachts eine bedeutende Feldwache aufgestellt, von einem Offizier kommandiert, der freilich anfangs ähnlich einem Rondeoffizier nur die Doppelposten zu revidieren hatte, im übrigen aber in seinem Quartier verbleiben konnte. Auch mich traf bald dieses Los. Es wurde mir schwer, meinen Doppelposten alle die fremden Straßen- und Ortsnamen einzuprägen, die in ihrem Gesichtskreise lagen, die sie aber doch notwendig wissen mußten.

Als ich nachts meine Ronde ging, war der Himmel bedeckt, und ein fast undurchdringliches Dunkel lagerte über der ganzen Gegend; gespensterhaft ragte das halb zerstörte Gemäuer der niedergebrannten Bauten in dieses Dunkel hinein, hie und da flog ein durch meinen Fußtritt aufgescheuchter Nachtvogel auf mit heiserem Geschrei; drüben von unserem Fuhrpark herüber tönte das Getrappel der ungeduldig werdenden Pferde, sonst war alles still und geheimnisvoll. Nur mit Mühe fand ich meine Posten auf, aber alle waren wachsam und hatten ihre Instruktion vollständig im Gedächtnis. Noch oft wurde ich in der Nacht gestört, denn jedes Mal, wenn sich von La Folie her abgebrochenes Gewehr-

feuer hören ließ, schickte der Unteroffizier der Feldwache zu mir; ich mußte in den Garten kommen und horchen; überzeugte mich aber bald, daß dies vereinzelte Feuer nichts zu bedeuten hätte. Den Tag über, wenn die Sonne freundlich die ganze Gegend beschien, sah alles um uns so ungefährlich aus; tüchtig wurde jeden Vormittag exerziert, die Nachmittage mit Appells ausgefüllt. Störend war die Nachricht für uns, daß das Unwesen der Franktireurs, das Sichbewaffnen der französischen Bauern sich selbst bis mitten in die Cernierungsarmee ausdehne; die Folge davon war, daß häufige Kommandos nach rückwärts gesendet werden mußten, um die Gegend hinter uns aufzuklären. Diesen Kommandos war befohlen, etwaigen feindlichen Angriffen oder Ueberfällen mit rücksichtsloser Energie zu begegnen, auch war angeordnet, daß die etwa erforderliche Züchtigung einer Ortschaft stets an Ort und Stelle durch Erschießen der Schuldigen, durch Abbrennen des Ortes oder Auferlegung einer angemessenen Geldstrafe sofort einzutreten habe. Die Aufmerksamkeit der Soldaten wurde ferner auf Leute gelenkt, die in hellbrauner oder grauer Bluse, gleichartiger Mütze mit abstehendem Schirm und blau-weiß-roter Kokarde bekleidet wären, da diese zu den Franktireurbanden gehörten. Bald kam uns auch der Befehl, die umliegenden Wälder nach herumlungernden Einwohnern, nach Waffen, Munition und anderen Dingen abzusuchen. Unser Bataillon hatte die Wälder bei Bagneux, Chantrenne und La Folie aufzuklären. Es geschah dies gegen Ende unseres Aufenthaltes in den Reservequartieren von Chantrenne nach dem Abkochen an einem sonnenhellen Nachmittage. Die Aufgabe war in keiner Weise beneidenswert. Denn die Wälder um Metz, durchgängig mit wirrem Unterholz bestanden, sind fast undurchdringlich und jedenfalls für eine Truppe kaum durchschreitbar. In langer Linie, die einzelnen Leute in einem Abstand von mehreren Fuß voneinander, stellte sich die Kompagnie an der Lisière des von ihr zu durchschreitenden Waldes auf. Der Hauptmann voran, so ging es mit gezogenen Faschinenmessern in das Gestrüpp hinein. Mit diesen bahnten sich die Leute den Weg, da anders an ein Vorwärtsschreiten nicht zu denken war. Nach

mehr als einstündiger Arbeit, die unsere Hände weidlich zerriß, gelangten wir endlich auf einen Wiesenfleck und trafen hier mit den anderen Kompagnieen zusammen, die ihren Weg durch andere Teile der abzusuchenden Wälder genommen hatten. Das Ergebnis unserer Absuchung war ein sehr harmloses. Zwar hatten wir eine ganze Anzahl von Waffen und einige arg in Verwesung geratene, noch unbeerdigte Leichen gefunden, aber keinen einzigen Franktireur; drei unverdächtige Bauern waren aufgegriffen worden, die nun zitternd und flehend in unserer Mitte standen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß ihres Lebens letzte Stunde nun geschlagen hätte. Sie wurden natürlich mitgenommen, bald aber wieder auf freien Fuß gesetzt.

Wir lagerten uns auf der Wiesenfläche und verkürzten uns mit mancherlei Gesprächen die Zeit. Da plötzlich verbreitete sich eine Nachricht durch unsere Reihen, die rauschenden Jubel hervorrief. Soeben nämlich war die Meldung von der Kapitulation Straßburgs in dem Hauptquartier von Metz eingelaufen und machte natürlich mit Blitzesschnelle ihre Runde durch die Cernierungsarmee. Also Straßburg, die alte deutsche Stadt, einst ein Mittelpunkt deutscher Kunst und Wissenschaft, in der Meister Gottfried seinen Tristan gesungen, Erwin von Steinbach seinen erhabenen Dom aufgeführt, die herrliche Stadt, in der einst der große Philologe Sturm gelehrt, eine deutsche Universität geblüht und die dann durch den schändlichen Verrat des Bischofs Egon von Fürstenberg dem französischen König Ludwig XIV. ausgeliefert worden, sie war wieder deutsch. Wohl konnte man singen: „O, Straßburg, o Straßburg, du wundervolle Stadt, vor dir liegt begraben so mancher Soldat," aber man wußte doch nun wenigstens, daß diese Gräber nicht umsonst geschaufelt waren, wehte doch jetzt wieder vom hehren Münster herab, hinüberwinkend in das deutsche Vaterland, grüßend des Elsaß blühend Thal, die deutsche Fahne. Hatte die zerstörende Wut der Geschütze auch so manches vernichtet, in manches alte Bauwerk Bresche gelegt, es war nicht anders gegangen, aber deutsch wieder war die Stadt und sollte es bleiben.

Ein jeder fühlte die Bedeutung dieses großen Ereignisses, und freudigen Jubels voll traten wir den Rückmarsch in unsere Quartiere an. Wann wird Metz folgen? das war die Frage, welche wir uns damals gerade mit fieberhafter Ungeduld vorlegten. Noch trotzte es, zwar fest umschnürt von unseren eisernen Armen, aber doch noch unbezwungen, eine spröde Jungfrau am Moselarme, fremd geworden dem lieben Vaterlande, dem es einst durch den schnöden Verrat auch eines Bischofs, der sein Priesterkleid mit so schwerem Verbrechen befleckte, grausam entrissen wurde. Wie lange wollte das gewaltige Bollwerk noch trotzen? Wer konnte es wissen? Denn wer konnte damals schon berechnen, ob die Metzer Armee aus Mangel an Lebensmitteln kapitulieren, oder ob sie eine große, unter den Wällen der Festung zu schlagende Entscheidungsschlacht noch einmal wagen würde? Wohl erwarteten wir täglich eine Wendung in der Sachlage um Metz, wir, wie das ganze Vaterland, aber unsere Geduld sollte noch auf eine harte Probe gestellt werden, noch sollte manche Woche verrinnen, ehe die Entscheidung kam. Mit Gewehr im Arm, stets auf einen Ausbruch des Feindes gefaßt, stand hier der Soldat nach wie vor in jeder Witterung auf Vorposten, auf jeden herübertönenden Schuß lauschend, unausgesetzt mit gespannten Nerven und klaren Auges jede Falte des Terrains untersuchend, um erforderlichen Falls mit offener Brust sich dem Feinde entgegenzuwerfen. Der Pesthauch der Schlachtfelder mischte sich hier mit den rauhen Niederschlägen einer schlechten Witterung, und selbst der Sonnenstrahl lockte die bösen Dünste der Verwesung gefahrdrohend hervor. Nur eiserne Naturen, von Pflichtgefühl und willigem Gehorsam durchdrungen, von heiliger Vaterlandsliebe beseelt, konnten so hohen Anforderungen gewachsen sein.

Freilich, wir hatten ja jetzt fast vierzehn Tage verhältnismäßiger Ruhe genossen, aber was war denn unser Heim gewesen? Das Schlachtfeld mit seinen niedergebrannten Wohnstätten und seinen weiten Gräbern um uns her. Und doch kamen wir uns wie im Paradiese vor, hatten wir auch an manchen notwendigen

Lebensmitteln Mangel, namentlich an Brot und Kartoffeln, dieser Lebensspeise des deutschen Soldaten, Liebesgaben strömten uns von allen Seiten zu, und das nahe Verneville, das Standquartier des Korpskommandeurs, um das ebenfalls eine fliegende Kaufmannsstadt entstanden war, bot für feine Zungen sogar Leckerbissen jeder Gattung dar.

Ich nähere mich dem Ende unserer Ruhetage, es erübrigt mir nur noch, mitzuteilen, weshalb wir uns gerade in dieser ganzen Zeit in so unmittelbarer Nähe des Feindes vor einem Angriff sicher fühlen durften. Der Grund hierfür ist in dem Terrain zu suchen, auf dem wir uns befanden. Es wird zum Verständnis der folgenden Schilderungen notwendig sein, dasselbe ein wenig näher zu beschreiben.

Gehen wir von dem Alarmplatz unserer Division aus, der sich bei Amanvillers befand. Vor diesem Orte breitet sich ein weites freies Plateau hin, das im Osten durch den lang hingestreckten Wald begrenzt wird, der die Festung Metz unseren Blicken entzog, an dessen diesseitigem Rande Montigny la Grange liegt. Jenseits des Waldes nach Metz zu dehnt sich ebenfalls ein Plateau aus, das von St. Maurice, zum teil bewaldete, aber nach den Forts St. Quentin und Plappeville zu, die im Hintergrunde aufsteigen, ebenfalls kahle und keine Deckung bietende Terrainwellen. War es den Franzosen so schon unmöglich, vor uns größere Truppenmassen zu entwickeln, so wurde ihr Angriffsfeld zudem noch überaus eingeengt durch die steile Châteler Schlucht und das Bois de Châtel zu ihrer Linken, das dichte Bois de Vigneulles zu ihrer Rechten.

Mußte so schon ein feindlicher Angriff von vornherein in den oben genannten Gehölzen und den an ihrer Lisière gelegenen und zur Verteidigung eingerichteten Fermen St. Maurice und St. Vincent auf den nachhaltigsten Widerstand stoßen, so hatte der Feind, selbst wenn er diesen überwand, nur das ganz freie, keine Deckung gewährende Plateau von Amanvillers zu weiteren Offensivstößen übrig. Dieses Plateau ist aber durch den Anfang

der Châteler Schlucht schroff abgegrenzt und konnte von dem befestigten Amanvillers aus auf das verheerendste bestrichen werden, so daß ein erfolgreicher Angriff auf unsere Stellung von seiten des Feindes fast zu den unmöglichen Dingen gehörte. Vom 18. August her kannten die Franzosen dieses Terrain, und wir waren daher sicher, daß sie uns ungeschoren lassen würden. Und in der That, nichts hatte in diesen vierzehn Tagen unsere äußere Ruhe gestört. Doch neuer Vorpostendienst stand uns bevor, wir traten damit in einen neuen Abschnitt der Belagerung von Metz. Unsere Division erhielt nämlich den Befehl, die Vorpostenstellung von Châtel im Anschluß an das 9. Armeekorps bis zum Bois de Vigneulles zu übernehmen, gleichzeitig sollte sich die Division rückwärts bis an die Orne ausdehnen, um gegen das täglich weiter um sich greifende Franktireurwesen den Rücken der Cernierungsarmee zu sichern, dann aber auch, um Requisitionskommandos leichter in größere Entfernung entsenden zu können. Auf diese Weise wurden vier Linien gebildet. Eine Brigade der Division sollte stets auf Vorposten sein, und zwar ein Regiment in der ersten Linie, in welcher die Châteler Schlucht und die Fermen St. Vincent und St. Maurice sich befanden, die Stellung von St. Vincent gegen die beiden anderen etwas zurückgezogen. Das andere Regiment der Vorpostenbrigade kantonnierte in der Hauptsache in Amanvillers und den umliegenden Fermen. Die andere Brigade stand in dritter und vierter Linie, der Stützpunkt der ersteren war Verneville, der der letzteren hauptsächlich Jouaville und Conflans. Das in diesen Orten befindliche Regiment hatte seine Front nach der der Cernierungslinie abgekehrten Seite zu nehmen. Der Alarmplatz der Division blieb der westliche Ausgang des Dorfes Amanvillers. Da die Vorpostenregimenter sich alle drei Tage, die Brigaden unter einander alle sechs Tage ablösen sollten, so mußte für jedes Regiment folgende Reihenfolge eintreten: drei Tage auf Vorposten, drei Tage in Amanvillers, sechs Tage entweder in Verneville oder in Jouaville. Die Nachricht von dieser Vorpostenstellung erhielten wir am 30. September.

Ehe wir jedoch Chantrenne verließen, spielte uns der Feind noch einen kleinen Streich. Ich hatte gerade wieder die Feldwache in unserem Garten, als ich früh am Morgen des 1. Oktober ein sehr heftiges Gewehrfeuer aus östlicher Richtung vernahm, welches, nach dem Klang zu urteilen, nicht weit von der Stellung des Regiments entfernt sein konnte. Bald kam die Meldung, daß sich ein heftiges Gefecht in der Vorpostenlinie des Lauenburgischen Jägerbataillons, die später von unserer Division mit eingenommen werden mußte, entsponnen habe. Sofort wurde unser ganzes Regiment alarmiert und rückte gegen die Châteler Schlucht vor. Ich blieb indessen mit meiner Feldwache im Garten zurück und erhielt den Befehl, die dem Feinde zugekehrte Mauer zu besetzen. Das Gefecht hielt eine gute halbe Stunde unter heftiger werdendem Gewehrfeuer und schließlich auch unter ziemlich starkem Granatfeuer an, so daß ich zu der Vermutung kam, es würde ein Ausfall gegen unsere Stellung, den wir fast für unmöglich gehalten hatten, vorbereitet, da aber dann plötzlich das Gefecht abbrach, schwand diese Vermutung wieder. Bald sah ich unsere Truppen zurückkehren, und auch mein Bataillon langte wohlbehalten in Chantrenne wieder an. Die Sache hatte folgende Bewandtnis: die Jäger hatten vor ihrer Aufstellung einen sehr exponierten detachierten Posten in eine Art von Pavillon gelegt; dieser wurde von den Franzosen angegriffen, und die Jäger wurden nach heftigem Gefecht aus dem Pavillon geworfen. Unsererseits wurde nun dieser Posten aufgegeben und blieb in Besitz des Feindes. Ich komme später auf diesen Pavillon zurück und werde da zeigen, wie unbequem für unsere Châteler Feldwachen der Verlust dieses Postens gewesen ist.

Am Mittag dieses 1. Oktober, nachdem wir noch in unseren alten Quartieren abgekocht hatten, übernahm unsere Brigade die erste und zweite Linie unserer neuen Aufstellung, und zwar bezog das 64. Regiment die Vorposten, während wir in die Replistellung nach Amanvillers rückten.

XX.

In Amanvillers.

Amanvillers war, wie ich bereits früher angedeutet, am 18. August das Centrum der feindlichen Stellung gewesen und hatte die ganze Wut dieser furchtbaren Schlacht gespürt; so war es denn kein Wunder, daß viele Häuser, die an der langen Dorfstraße lagen, von Granaten zerrissen waren. Ein Kommunikationsweg, auf der Höhe des Plateaus hinlaufend, verbindet nach links den Ort mit St. Privat, eine Art Chaussee nach rechts mit Verneville. Der Ort war zur hartnäckigsten Verteidigung eingerichtet, zahlreiche Schützengräben beherrschten das vorliegende Plateau und drüben den Waldrand, und spanische Reiter sperrten die Wege. Ein großes Schanzwerk am südlichen Ausgang des Dorfes, an dem wir selbst mit hatten bauen helfen, hielt das ganze Vorterrain im Falle eines feindlichen Ausfalls unter dem Bereich seiner vernichtenden Granaten. Etwa in der Mitte der langen Dorfstraße, in einem einstöckigen, von Granaten verschont gebliebenen Hause war mir mit den übrigen Offizieren der Kompagnie Quartier angewiesen worden. Ein paar niedrige Stiegen direkt von der Straße aus führten zur Eingangsthür, durch welche man in einen großen Raum gelangte, der früher als Küche gedient hatte und jetzt unseren Burschen als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Ein mächtiger Kamin, zwei große braune Tische und einige halbzerbrochene Stühle waren das einzige Mobiliar in diesem Raum; dahinter lag ein schmaleres, ziemlich langes Zimmer, eingelassene Holzschränke an der einen Längswand, ein großer, roh gearbeiteter Tisch, einige Binsenstühle, und in einer Ecke am Boden drei gut erhaltene Sprungfedermatratzen, das waren auch hier die einzigen Spuren ehemaliger Wohnlichkeit. Dies war der für die Offiziere bestimmte Raum. So wenig einladend derselbe auf den ersten Blick erschien, so behaglich ist er uns geworden im Laufe der Tage, welche wir hier zugebracht. Genügsam ist man im Kriege, namentlich stellt man

keine Ansprüche an den Komfort der Räume; eine gute Lagerstätte ist in solchen Zeiten mehr wert, als schimmernde Tapeten und glänzende Möbel, und eine solche wußten wir uns zu bereiten mit Hilfe der vorgefundenen Matratzen und unserer wollenen Decken. Wein war in Fülle vorhanden, und wo derselbe fehlte, konnte er auf der Dorfstraße gekauft werden, auch Gemüse in Blechbüchsen, gute Butter, Hühner, Lerchen, Kuchen und allerlei Delikatessen, allerdings nur für vieles Geld, aber spielte denn Geld damals eine Rolle? Ich wurde wieder zum Küchenmeister ernannt; ein jeder bezahlte eine bestimmte Summe in die Küchenkasse, und nun lag es mir ob, für die Eß- und Trinkbedürfnisse der Kompagnie-Offiziere zu sorgen. Da bin ich denn, zwei Burschen mit großen Körben hinter mir her, auf den fliegenden Markt — denn einem solchen glich die Dorfstraße — gegangen und habe eingekauft, was das Herz unter damaligen Verhältnissen nur wünschen konnte, so daß sich unsere Wandschränke bald mit allerlei verlockenden Dingen anfüllten. Die Burschen draußen im Vorraum machten die Köche, und so kam nach meinen Anordnungen und mit Hilfe der vom Regiment gelieferten Rationen an Fleisch, Kaffee, Reis und Gemüse, sowie der eingekauften Leckerbissen eine Tagesverpflegung zustande, die sich sehen lassen konnte. Meine Küche mundete den Herren vortrefflich, was schadete es da, daß es Hammelfleisch und immer wieder Hammelfleisch gab! Das eine Mal kam dasselbe als duftender Braten, dann als Kotelett, ein drittes Mal in Gestalt von Ragout, dem auch die Gurken nicht fehlten, auf den Tisch; für den Abend waren gebratene Lerchen in Aussicht gestellt, die ich immer von einer hübschen Luxemburgerin, das Stück zu 20 Pfennig, kaufte, oder Spiegeleier mit Kartoffeln; kurzum, trotz der geringen Mannigfaltigkeit in dem, was geliefert und für Geld erstanden werden konnte, brachte ich doch so viel Abwechslung in unseren Tisch, daß kaum einer das ewige Einerlei in den Grundstoffen, aus denen die Gerichte bestanden, spürte, geschweige denn unangenehm empfand. Dazu tranken wir nun vorzüglichen Wein,

der die Laune stets wach erhielt und uns in die heiterste Stimmung versetzte. Schon am ersten Tage hatte es sich in Amanvillers ausgesprochen, daß es bei der 2. Kompagnie den feinsten Tisch und den besten Tropfen gäbe. Und so kam es, daß wir unser langes, schmales Zimmer fast den ganzen Tag voller Kameraden hatten, die da kamen, unseren Wein zu probieren und unsere Gerichte zu kosten; Cigarren freilich und Tabak mußte sich jeder selbst mitbringen, denn damit konnte man, zumal vor Metz, nicht freigebig sein. Da wurde dann gescherzt und geplaudert über allerlei wichtige und unwichtige Dinge, eine lustige Anekdote jagte die andere, Jägergeschichte folgte auf Jägergeschichte, denn auch der Krieg hat ja deren in Fülle aufzuweisen. Wir hatten so manchen Witzbold unter den Offizieren des Regiments, und alles, was ein solcher an humorvollen Dingen bei sich aufgespeichert hatte, gab er hier zum besten und hatte stets ein dankbares Publikum. Und über all diesen Erzählungen wurden zwar allmählich die Flaschen, aber nimmer die Gläser leer, und der Hecht wurde immer undurchdringlicher, bis die munter angeregte Gesellschaft endlich um 9 Uhr abends das Feld räumte, zuletzt der Major, ein unverwüstlicher Freund froher Geselligkeit und des Humors, aber auch, wie er am 16. August bewiesen, ein Turm in der Schlacht; derselbe treffliche Mann, der mir in Faulquemont eine französische Lektion erteilt, ein Halbbruder meines Hauptmanns, mit dem er eng verwachsen war. Ja, der Soldat im Kriege ist leichtlebig, er genießt die köstliche Zeit bis zur Neige, denn, wer weiß! —, „Heute rot, morgen tot!" — Dennoch war diese Zeit in Amanvillers nicht ohne ernste Vorbereitung für einen möglicherweise zu erwartenden Kampf. Jeden Morgen und jeden Abend rückte das gesamte Kantonnement zur Uebung in die Schützengräben und die übrigen starken Befestigungen des Ortes, damit im Falle eines Angriffs selbst bei Nacht jeder seinen Platz schnell finden könnte. Ja, die Herren Franzosen hätten nur kommen sollen von drüben aus dem Walde, sie wären mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden! — Des Nachts wurde

natürlich mit Stiefel und Sporn geschlafen, morgens schon in aller Frühe Appell abgehalten und dann die Quartiere revidiert. Die Leute waren zum großen Teil in Scheunen untergebracht, in einer solchen besuchte ich meinen guten Freund, den Referendar Max Schulze. Ich stieg die Leiter hinan zum Scheunenboden, und da fand ich ihn in einer regensicheren Ecke mitten unter vielen Kameraden sitzend als munteren Erzähler. Er erkannte mich durch seine großen Brillengläser erst, als ich dicht vor ihm stand; behaglich strich er sich seinen Vollbart, nahm noch einen kräftigen Zug aus seiner Pfeife, dann erhob er sich und stand, verschmitzt lächelnd, in strammer militärischer Haltung vor mir. Bald schüttelten wir uns, zwei alte Freunde, die Hände; bald waren wir mit unseren Gedanken in der Heimat, auf den Plätzen der Kindheit; doch nicht lange weilten wir da, die Gegenwart war zu eindrucksvoll, als daß wir uns lange aus ihr mit unserem Geiste hätten entfernen können. Ich fragte nach seinem Befinden und seinen sonstigen Verhältnissen. Er fühle sich sauwohl, meinte er, finde sein Quartier äußerst behaglich und verzehre seine Erbswurst mit wahrem Löwenappetit. Erst wenige Tage war er ja bei der Kompagnie, wie der Leser weiß, und doch schon ein Liebling seines Unteroffiziers und seiner ganzen Korporalschaft, die ihn zum Zeichen ihrer Hochachtung stets mit „Herr Schulze" anredete und ihm umschichtig Waffen, Knöpfe und Stiefel putzte; er sorgte hingegen für die nötige Bewegung ihrer Lachmuskeln und gab allen ein schönes Beispiel soldatischer Genügsamkeit und unverwüstlicher Ruhe. Solche Freiwilligen können wir in unserem Heere gebrauchen, sie sind in einem Kriege nicht mit Gold zu bezahlen, weil ihr Einfluß nach allen Richtungen hin ein großer ist. „Auf Wiedersehn, alter Junge!" und wieder stieg ich die steile Leiter hinab, bis zu welcher er mir als ein rechter Kavalier das Geleite gegeben. Er versprach noch, wenn die Herren Offiziere nichts dagegen hätten, mich am nächsten Tage besuchen zu wollen, vorausgesetzt, daß ein guter Tropfen bei mir zu finden wäre, und auch den kleinen Philosophen mitzubringen, der augenblicklich

in der Nebenscheune, in einer Dachluke sitzend, seinen Spinoza studiere. Und am nächsten Tage nach dem Frühappell fand er sich mit dem kleinen Philosophen bei uns ein; bald war er, wie dies bei seinem ansprechenden Wesen, das nie die militärische Rangordnung außer Acht ließ, nicht anders sein konnte, auch in den Offizierskreisen heimisch, ebenso der junge Spinozist, und von Stunde an waren beide in ihnen gern gesehene Gäste nicht nur am Skat- und Spieltisch, sondern auch bei der Flasche. Der kleine Philosoph trank gern ein gutes Glas Wein und, was das Ansprechendste war, er trank es mit Verständnis; Max Schulze gehörte zwar nicht zu den Trinkern, aber er konnte mächtig viel vertragen und that im Kriege ein Uebriges, ohne jemals aus seiner Ruhe und seinem Humor zu kommen. So war Max Schulze bei der Kompagnie bald ein allbekannter Mann, der, was die Hauptsache war, auch im Ernstfall, wenn die eisernen Würfel rollten, das allgemeine Vertrauen besaß, keine Furcht kannte und sein liebes Leben nicht höher hielt, als man es in solchen Zeiten taxieren muß. Der gütige Leser wird es entschuldigen, wenn ich um meines guten Freundes willen etwas tiefer Atem geholt habe, er hat ja wohl auch einen guten Freund und weiß, was es mit einem solchen auf sich hat.

Auch mit meinem Bruder, den ich in Chantrenne selten zu sehen bekommen hatte, traf ich in Amanvillers wieder häufiger zusammen. Er wohnte mir schräg gegenüber in einem dem meinigen ähnlichen Quartier zusammen mit unserem Freund vom alten Roland, der, von seinen bei Vionville erhaltenen Wunden unlängst genesen, vor wenigen Tagen zum Regiment zurückgekehrt war. So war denn das dreiblättrige Kleeblatt von Brandenburg, das der 16. August in alle Winde geblasen, heil und vergnügt wieder beisammen, an Erlebnissen reicher, die im lebendigen Wechselgespräch ausgetauscht wurden. Oefters kamen sie auch zu mir herüber, angezogen von unserer guten Küche und unserem noch besseren Wein, der namentlich den energischen Angriffen meines Bruders mit Glanz unterlag.

Am 2. Oktober nachmittags 4 Uhr rückte das Regiment vor den südlichen Ausgang von Amanvillers zum Feldgottesdienst. Nichts ist feierlicher und den ganzen Menschen ergreifender, als eine solche Verehrung des Herrn der Heerschaaren im Kriege unter freiem Himmel mitten auf einem Felde, das überall noch die Spuren von dem furchtbaren, männermordenden Kampfe zeigt, der da stattgefunden. Andächtig war auch die Stimmung der Mannschaft, die den erhebenden Worten des Feldgeistlichen mit empfänglichem Gemüte folgte. Als der Geistliche eben den Segen über die kriegerische Gemeinde sprach, zog plötzlich ein Briefballon aus Metz über die Köpfe der Andächtigen hin, alle Blicke richteten sich unwillkürlich auf den Ballon, gespannt, ob er sich nicht senken würde. Ihn verfolgende Dragonerpatrouillen brachten seinen aus lauter kleinen Zetteln bestehenden Inhalt gegen Abend auch wirklich ins Divisionsquartier nach Verneville. Bedeutsame Aufschlüsse gaben diese Zettel nicht, sie enthielten Nachrichten an Eltern und Verwandte, zärtliche Ergüsse an ferne, sich sehnende Bräute und fast durchweg Klagen über schlechte Verpflegung und quälenden Hunger. Nie sind diese Nachrichten, die gewiß mancher in banger Sorge schwebenden Mutter oder sehnenden Braut willkommen gewesen wären, an ihre Adresse gelangt, wir nahmen sie mit als Erinnerungen an die Metzer Belagerung, und mehrere davon liegen noch heute in meinem Schreibtisch neben jenem ahnungstrüben Brief an eine Mutter, den ich dem ersten toten Franzosen, den ich sah, auf dem Schlachtfelde von Spichern aus der Brusttasche gezogen und leider nicht hatte befördern können, weil er ohne Adresse war. Ich betrachte diese Reliquien noch heute stets mit einer gewissen Wehmut, namentlich die letztere; was würde sie vielleicht heute der Mutter, wenn sie noch lebte, wert sein als köstliche Erinnerung an den für die verlorene Sache des Vaterlandes dahingegebenen Liebling!

Und schon wieder bin ich mit meinen Gedanken fortgeschweift von dem belagerten Metz, verzeihe auch dies, freundlicher Leser, vielleicht hast auch du einen lieben Angehörigen zu beweinen,

von dem du seit seinem Weggang in den Krieg nichts weiter erfahren, als die ernste lakonische Kunde, daß er gefallen sei.

Von dem Feinde hörten wir während der drei Tage, die wir in Amanvillers lagen, so gut wie gar nichts; zuweilen drang der Klang eines Gewehrschusses von jenseits des Waldes zu uns herüber, zuweilen auch wohl ließen die mächtigen Forts von Metz aus der Ferne auf kurze Zeit ihre gewaltigen Stimmen vernehmen, doch das war nichts Außerordentliches und uns allen schon so bekannt, daß wir auf diese gewöhnliche Musik des Tages kaum noch achteten. Beunruhigende Nachrichten liefen von unseren Vorposten nicht ein, nur erfuhren wir, daß die Not in Metz sich bedenklich steigere, daß sich demgemäß die Deserteure auf den Feldwachen mehrten und schwer abweisen ließen. Diese Anzeichen schienen darauf zu deuten, daß die Tage des Widerstandes in Metz gezählt seien, ermahnten aber auch zu doppelter Vorsicht, da man mit Recht annehmen durfte, daß der Feind, ohne noch einen ernstlichen Durchbruch versucht zu haben, sich und die starke Festung den Belagerern nicht übergeben werde. Wir waren daher noch auf einen harten Kampf gefaßt, das hatte das Gute, daß wir im Genuß des Augenblicks den hohen Ernst der Lage nimmer aus den Augen ließen.

XXI.

Auf Vorposten bei St. Vincent.

Am 4. Oktober nachmittags 2 Uhr zogen wir auf Vorposten, und zwar das Füsilierbataillon auf den rechten, das 2. Bataillon auf den linken Flügel und das 1. ins Centrum. Die sämtliche Bagage blieb in den Kantonnements. Von der Châteler Schlucht zog sich die von unserem Regiment zu besetzende Vorpostenlinie den Forts St. Quentin und Plappeville gegenüber an dem Bois de Châtel, dem Plateau von Plappeville und dem Bois de Vigneulles hin; das Centrum auf dem Plateau von

Plappeville gegen den rechten und linken Flügel hufeisenförmig zurückgezogen und gestützt auf die zur Verteidigung eingerichtete Ferme St. Vincent. Links neben dem Füsilierbataillon sollte das unsrige mit zwei Kompagnieen dieses in einer Mulde belegene Gehöft besetzen und mit den beiden anderen Kompagnieen eine Repliſtellung an der Nordliſière des auf circa 800 Schritt davorliegenden Waldes, des Bois de Châtel, einnehmen, eine Feldwache 400 Schritt vorwärts an die Nordoſtecke dieſes Gehölzes vorſchieben, die die Verbindung mit dem Füſilierbataillon aufrecht zu erhalten beſtimmt war. Direkt vor dieſer Aufſtellung war freies Terrain, das in ſanften Wellen zu der Höhe, auf der Fort Plappeville lag, anſtieg. Von dem Bois de Châtel zog ſich indeſſen vor der Front des 1. Bataillons bis zum Bois de Vigneulles ein großer Schützengraben; der letztgenannte Wald war gegen den Feind durch einen dichten Verhau abgeſchloſſen, welchen das 2. Bataillon mit drei Feldwachen zu beſetzen hatte, während das Füſilierbataillon am Bois de Châtel ebenfalls drei Feldwachen und in einem in die feindliche Stellung ſich vorſchiebenden Tannenwäldchen einen detachierten Unteroffizierspoſten aufſtellen mußte.

Wenn die Vorpoſtenſtellung des Regiments auch eine ſehr ausgedehnte zu nennen war, ſie war 4500 Schritt lang, ſo bot ſie doch vermöge der Terrainverhältniſſe und der fortifikatoriſchen Anlagen eine große Stärke. Der Anmarſch des Feindes, der allerdings durch das Feuer der Forts ſo unterſtützt werden konnte, daß eine längere Verteidigung der vorderen Waldränder ſchwierig war, wurde vollkommen eingeſehen und konnte nur unter dem wirkſamſten diesſeitigen Feuer erfolgen, welches noch durch das Einrücken der beiden Replikompagnieen in den das Bois de Châtel und Vigneulles verbindenden Schützengräben verſtärkt wurde. Falls dieſe Stellung geräumt werden mußte, verwickelte ſich der Feind in ein heftiges Waldgefecht, welches er nach früheren Erfahrungen zu ſcheuen ſchien und welches durch den rieſigen Verhau jedenfalls einen ſehr ernſten Charakter angenommen hätte, endlich

stieß er auf die zur zähesten Verteidigung eingerichteten beiden massiven Fermen St. Vincent und St. Maurice, die letztere im Vorpostenbereich des 2. Bataillons gelegen, deren Umfassungen vollständig geschlossen waren und deren Verteidigung durch die etwas rückwärts an dem Wege Lorry-Amanvillers eingeschnittene Vorpostenbatterie noch unterstützt ward.

Am 4. Oktober um 2 Uhr nachmittags bezogen wir, wie gesagt, die eben beschriebene Vorpostenlinie. Der Himmel sendete diesmal keine Regenmassen hernieder, sondern bei leidlich reiner Luft marschierten wir aus unseren Kantonnements; erst gings über die freie, vor Amanvillers sich breitende Fläche, dann hinein in den Wald bei der Vorpostenbatterie vorüber, und endlich in die Terrainmulde, in welcher St. Vincent liegt. Die 3. und 4. Kompagnie blieb in diesem steinummauerten Gehöft zurück, die 1. und 2. Kompagnie marschierte bis an den Waldrand, hinter dem zwei große Baracken für die Mannschaften und eine kleinere für die Offiziere erbaut waren. Die Kompagnie, bei der ich stand, hatte die Feldwache an der Ecke des Bois de Châtel zu geben. Der Landwehrleutnant Freitag, ein Original als Soldat und Mensch, aber von prächtigem Junggesellencharakter, hatte mit seinem Zuge die Feldwache zu übernehmen, während wir uns in den Baracken häuslich einrichteten. Gegen den Feind gedeckt waren wir durch den vor uns liegenden Wald, aber gleich links war das Terrain frei und gestattete einen Blick auf die in der Ferne aufragenden Befestigungswerke des Plappeville. Der Feind störte uns beim Ablösen nicht und gestattete unseren Leuten, nachdem sie die Gewehre zusammengesetzt, sich behaglich in ihren Baracken auszustrecken. Auch wir suchten unser Asyl auf, es war nicht groß, aber warm; prächtige Steppdecken, Liebesgaben, waren über Stroh auf den Boden gebreitet; in halber Höhe befand sich ein Gesims zur Aufnahme unserer Weinflaschen, Gläser und was wir sonst an Speise- und Trinkgeräten nötig hatten. Vor der Baracke, in der Nähe der Eingangsthür, stand ein roh gezimmerter Tisch, ebensolche Bänke darum; hinter derselben war ein kleiner Sand-

hügel aufgeworfen, oben abgeplattet, welcher als Kochherd diente. Unsere Burschen, für uns mit der Menage für den ganzen Tag versehen, machten sich sofort daran, Feuer anzufachen und die Feldkessel daran zu setzen. Fleisch und Reis waren die opulenten Gerichte, welche gegen Abend unserer warteten. Wir ließen uns indessen an dem Holztische vor der Baracke nieder und schauten uns die wirklich liebliche Gegend an, in welche heute aus fast unbewölktem Himmel mit freundlichen Strahlen die Sonne schien; zwar färbte sich das Laub der Bäume schon gelb, aber frisch grün noch war der Rasen, der sich bis an die uns zugewandte Waldlisière erstreckte: in der Ferne rechts von uns zog sich der lange Höhenrücken hin, auf welchem die Befestigungswerke des St. Quentin erbaut sind; vor uns ragte der Plappeville auf; seine Kanonenrohre, die aus den Schießscharten hervorlugten, blitzten in der Sonne unheimlich und geheimnisvoll, aber sonst lag anscheinende Ruhe über der ganzen Gegend, nichts erinnerte im Augenblick an den furchtbaren Ernst des Krieges. Der Hauptmann der 1. Kompagnie, Brenning, der als ältester Offizier das Repli kommandierte, zog behaglich aus seinem Etui eine Cigarre heraus, die anscheinend nicht aus einer der zweifelhaften Liebesgabenkisten genommen war; ich mochte wohl einen etwas sehnsüchtigen Blick auf diese Cigarre werfen.

„Ja, ein feines Kraut, Vizefeldwebel!" sagte er, wohlgefällig lächelnd, und bald blies er mir den aromatischen Rauch aus dieser Primasorte entgegen. Meine Blicke mußten lüsterner geworden sein, denn er erbarmte sich meiner und gab mir auch eine dieser kostbaren Insassen seines Etuis. „Aber mit Verstand rauchen," sagte er, „so etwas hat man im Kriege nicht alle Tage." Die Burschen brachten Wein, und wir stärkten uns. Nun kam auch mein Hauptmann hinzu und meldete, daß die Feldwache an der Nordostecke des Bois de Châtel richtig ausgesetzt wäre und ihre Verbindung mit dem Füsilierbataillon hergestellt hätte; der Herr Leutnant aber habe Durst und begehre einige Flaschen Wein.

„Das soll ihm werden!“ erwiderte Hauptmann Brenning, „nimm zwei Flaschen aus dem Korbe und folge mir,“ rief er seinem Burschen zu, der den seltsamen Namen Jericho führte, „ich will ohnehin zusehn, wie es vorn aussieht.“

Ich blieb mit meinem Kompagnieführer allein bei der Baracke zurück; rechts und links lagen die Mannschaften, meist vor den Baracken hingestreckt, mehrere waren an den schlennig angefachten Kochfeuern beschäftigt. In der Ferne sahen wir einige Truppenteile von Vorposten zurückkehren; da erschien plötzlich hinter uns auf der Höhe eine Kavalkade, mehrere Herren in Uniform, die meisten in Civil, doch um den einen Arm die weiße Binde mit dem roten Kreuz geschlungen, Johanniter, wie es schien; ein ähnliches Schauspiel, wie wir schon bei Saulny erlebt hatten.

„Die thäten auch besser, sie blieben dahinten,“ meinte mein Kompagnieführer, „diese unzeitige Neugierde kann ihnen teuer zu stehen kommen, wenn Tante Plappeville ein böses Gesicht dazu macht.“

Kaum hatte er dies gesagt, als wir es auch schon von drüben her aufblitzen sahen, und mit einem furchtbaren, langgezogenen Gebrause kam es heran, ein entsetzlich schriller Knall von der Gegend unserer Feldwache her, dann ein Moment Ruhe und wieder ein Blitz aus der Befestigung des Plappeville. Das Gebrause war intensiver noch, als das vorige Mal, es kam gerade auf uns zu, immer gewaltiger wachsend und einen schrilleren, schneidenderen Klang annehmend; keine Frage, die Granate hatte genau die Richtung auf unser Repli. Wie auf Kommando warfen wir uns auf die Erde, mit furchtbarem Getöse fuhrs in die zusammengesetzten Gewehre, die klirrend zu Boden fielen; eine laute Explosion, ein Schwirren, Zischen und Pfeifen um uns herum, dann eine kleine Pause, — da brauste es zum dritten Mal heran. Diesmal aber zog es hoch über unsere Köpfe weg und schlug etwa 300 Schritt hinter uns in den Boden nieder in unmittelbarer Nähe zweier Soldaten, die dort einem interessanten Geschäft oblagen. Die

armen Kerle stürzten vornüber, aber nur, um im nächsten Augenblicke wieder aufzuspringen, und in der Verfassung, wie sie waren, mit aus der Ordnung gekommener Toilette, davonzulaufen, als hätte sie eine Tarantel gestochen. So ernst die Situation war, wir mußten doch lachen über diesen seltsamen Anblick. Der Kavalkade hinter uns auf der Höhe mußte es unheimlich geworden sein, denn sie war verschwunden, wie von der Erde weggeblasen. Ihr hatte der Gruß des Feindes ohne Frage gegolten, er hatte drei seiner schwersten Zuckerhüte geworfen, um ihr eine ganz besondere Ehre zu erweisen. Wir waren mit dem bloßen Schrecken davongekommen, denn keins von den unheimlichen Projektilen hatte uns einen Schaden zugefügt; wir sammelten die mächtigen Sprengstücke, um sie später als Erinnerung mit in die Heimat zu nehmen. Bald kam Hauptmann Brenning zurück.

„Da konnte ich um mein bischen Leben kommen, ich wußte nicht wie," rief er uns schon von weitem zu, ein großes Stück Eisen zeigend, das dicht neben ihm in die Erde gefahren war.

„Unserem Freitag ist vor Schreck der erste Schluck Wein im Halse stecken geblieben, doch hat er sich nachher mit einem desto tieferen Zug aus der Flasche getröstet und der Tante Plappeville seine Reverenz gemacht."

„Ja, was die Neugier nicht alles anrichten kann," entgegnete Premierleutnant von Hülleßem, „das kommt davon, wenn Leute ihre Nase absolut dahin stecken, wo sie nichts zu suchen haben. Sie haben doch die Kavalkade da oben gesehn? Jedenfalls haben sie die Franzosen für auffahrende Artillerie gehalten und darum ihre Zuckerhüte losgelassen. Der Spaß hätte uns leicht einige Menschenleben kosten können, und so viel ist wahrlich die Befriedigung einer Neugier nicht wert".

Auch die beiden Soldaten, die so unangenehm in ihrer philosophischen Beschäftigung gestört worden waren, hatten weder eine Verwundung, noch eine Quetschung ihrer Glieder zu beklagen, und Tante Plappeville, die wohl sehr zornig gewesen sein mochte, beruhigte sich allgemach und ließ uns den Tag über ungeschoren. Bald

war der an den Ernst des Krieges erinnernde Zwischenfall vergessen, und die fünfte Nachmittagsstunde traf uns bei unserem frugalen Mahl, von welchem dem Leutnant Freitag eine tüchtige Portion, da die Natur ihn mit einem gesegneten Appetit ausgestattet hatte, auf die Feldwache geschickt wurde. Dann wurde ein Skat gespielt, zu welchem auch der Einjährige Max Schulze beordert war, der sich von der ersten Bekanntschaft mit französischen Granaten noch ganz erbaut fühlte und nur bedauerte, daß ein Sprengstück so unhöflich gewesen war, seine Bajonettspitze zu verbiegen. Wir haben den Nachmittag über noch viel über den Vorfall gescherzt; wir hatten das leicht, da er so gnädig abgegangen war, und der Humor als freundlicher Knabe immer neben dem furchtbaren Ernst des Krieges zu stehen pflegt. Am Abend meldeten sich zwei Kavallerieordonnanzen, welche die Nacht über beim Repli zu bleiben hatten, um etwaige Vorkommnisse von Belang auf Vorposten möglichst schnell den einzelnen Truppenkommandos zu melden. Sie mußten ihre Pferde an Bäume binden und die Nacht in unmittelbarer Nähe derselben zubringen. Es war völlig dunkel geworden; wir saßen, beleuchtet von einem armseligen Talglicht, vor unserer Baracke um den primitiven Tisch herum beim dampfenden Punsch und ließen es uns wohl sein, zuweilen durchtönte ein vereinzelter Gewehrschuß die Nacht, vielleicht von einer Patrouille herrührend, die auf eine feindliche gestoßen war, sonst blieb es still. Plötzlich entstand ein furchtbares Hallo unter unseren Soldaten, ein Laufen und Rennen, das zu einer wahren Jagd ausartete. Was in den Baracken war, stürzte hervor, um das Wunder zu sehn, das sich da auf Vorposten ereignet hatte. Etwas Bedenkliches oder gar Gefährliches war es nicht, das merkte man an dem freudigen Lärm, den die Leute machten. Ein abgemagerter Gaul verursachte diese Sensation, er war von drüben aus dem feindlichen Bereich entlaufen, wahrscheinlich des langen Hungerns müde, und so bei seiner Flucht auf unser Repli gestoßen. Das arme Tier war nichts weiter mehr als Haut und Knochen, der Schwanz war ihm halb abgefressen, wahrscheinlich

von einem anderen Gaul, der neben ihm an derselben leeren Krippe gestanden.

„Denen da drüben fängt an der Magen zu knurren", meinte Max Schulze, „möchten sie sich nur erst alle die Haare vom Kopfe gefressen haben, dann werden sie schon zu uns herüberkommen und in unsere Speckseiten einhauen."

Immerhin war das halbe Gerippe von Pferd ein neuer Beweis, daß es mit der Verpflegung in Metz zu hapern begann, und daß die Gerüchte von dort ausgebrochenem Hungertyphus nicht ganz ohne Grund waren; als ein solches Beweisstück wurde denn auch der arme Gaul mit dem abgefressenen Schwanze unter Bedeckung nach St. Vincent geschafft, von wo aus er in das Divisionsquartier befördert wurde. Inzwischen war es 9 Uhr geworden und der Abend kalt. Die Mannschaften legten sich zur Ruhe, nur ein Posten vor dem Gewehr blieb stehen mit dem strengen Befehl, um 3 Uhr zu wecken. Auch wir suchten unsere Baracke auf und streckten behaglich die müden Glieder unter die warmen Steppdecken; noch eine Stunde etwa plauderten wir gemütlich von den Wechselfällen des Krieges, dem Stand der Dinge, von Heimat und Freunden, dann hatte uns Morpheus in seinen Armen und ließ uns nicht eher wieder los, als bis der Posten um 3 Uhr uns weckte. Um diese frühe Stunde begann unser Tagewerk hier in der ersten Linie dicht am Feinde. Leise, damit in der Stille der Nacht kein großes Geräusch entstand, welches die Tante Plappeville stören könnte, trat die stets bereite Mannschaft unter die Gewehre; einige Leute wurden zum Kaffeekochen zurückgelassen, die Deckelpfeifen wurden angezündet, und dann gings hinein in den langen Schützengraben, um bei einem etwaigen Ueberfall des Feindes, den die Morgendämmerung begünstigen mußte, auf dem Posten zu sein. Uns fror jämmerlich, eisig legte sich die Nachtkälte auf unsere Glieder, durch die Mäntel dringend, die wir dicht um uns gezogen hatten. Lange Regengüsse hatten den Schützengraben in einen Schlammgraben verwandelt, doch was halfs? Wir legten uns hinein und lugten

durch die Dunkelheit nach dem Feinde hinüber; dorten war alles still, er schien noch den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Endlich brachten die Burschen den ersehnten Kaffee, echten Blümchenkaffee, in dem die schlecht gemahlenen Bohnen in großen Stücken herumschwammen, und dennoch hat mir selten ein Getränk besser gemundet. Behagliche Wärme durchströmte meinen Körper, die noch vermehrt wurde, als mir mein Kompagnieführer seine Cognakflasche bot und mich einen tiefen Zug aus derselben thun ließ. Endlich kam die heilige Morgendämmerung, noch lagen die Nebel vor uns auf der weiten Rasenflur und zogen rechts und links über die Waldungen hin, allmählich sanken sie, und vor uns traten in unsicheren Konturen die Befestigungswerke des Plappeville, immer deutlicher werdend mit der mehr und mehr erwachenden Sonne. Der Himmel war dicht bewölkt, und schon fing es an zu tröpfeln; jetzt regte sichs auch drüben beim Feinde, wir sahen nichts von ihm, aber die wundersame Musik schallte zu uns herüber, mit der er ja, wie wir aus Saulny schon wußten, des Morgens die Soldaten zu allen möglichen Verrichtungen zu rufen pflegte; ein wirres Durcheinander von Signalen; aber mitten durch dieses Gewirr hindurch klangen wieder volle, langgehaltene Glockentöne, von der Kathedrale von Metz wurde der Morgen eingeläutet. Wie feierlich friedlich schallten diese Klänge hinein in das wilde kriegerische Leben, das sich im weiten Umkreise um die stolze Stadt und hin durch das sonst so stille und liebliche Moselthal nun schon seit Wochen entfaltet hatte. Zwei Völker standen hier zum gewaltigen Entscheidungskampf noch immer einander gegenüber, ausgerüstet mit allen Waffen der Vernichtung, welche die moderne Kriegskunst ersonnen. Die Glockentöne aber schallten auch hinüber über die tausende von Heldengräbern, in denen die Braven ruhten, die dem gewaltigen Kriege zum Opfer gefallen waren. Das schöne Moselthal war zu einem einzigen großen Lagerplatz, aber auch zu einem weit sich dehnenden Kirchhof geworden, zu dem der ernste Klang der Kathedraleglocken gar treffend stimmte. Um 8 Uhr, als das Vorterrain deutlich über-

schaut werden konnte und Fort Plappeville klar vor unseren Blicken lag, zogen wir uns vorsichtig, damit wir vom Feinde nicht eingesehn werden konnten, in unsere Replistellung zurück, bald aber lockte uns ein interessantes Schauspiel wieder an den Waldesrand. Fort Plappeville glich einem Ameisenhaufen. Aehnlich wie wir es bei Saulny gesehn, bewegte sich an seinem Abhang und auf seinen Wällen unaufhörlich eine Menge kleiner roter Gestalten, die den ganzen Tag emsig schaufelten. Man sah feindliche Offiziere zu Pferde unsere Stellung besichtigen und konnte die Geschütze auf den Wällen zählen, ja hatte häufig auch hier wieder das Vergnügen, französische Damen auf den Brustwehren zu bemerken, zu deren Erheiterung in höflicher Weise dann auch wieder ab und zu einige Granaten auf die verdammten Prussiens geschleudert wurden. Im übrigen verging der 5. Oktober ganz ruhig. Leutnant Freitag wurde durch einen Offizier und einen Zug der 1. Kompagnie von seiner Feldwache abgelöst, er sah etwas übernächtig aus, als er zu uns aufs Repli kam, das hinderte ihn aber nicht, sofort zu einer Flasche kräftigen Burgunders zu greifen und in das eben fertige Mittagessen, Suppe von Erbswurst, Kartoffeln und gebratene Hammelrippen, gewaltig einzuschlagen.

„Der Kukuk hole solche nasse Nacht," meinte er, „keinen trockenen Faden hat mir der vermaledeite Wald mit seinem beständigen Nebel am Leibe gelassen."

„Haben aber trefflich geschlafen," entgegnete Premierleutnant von Hülleßem, „wir haben Sie ja bis hierher schnarchen hören, und der Wald hat durch sein Echo Ihr herrliches Konzert verdoppelt."

„Wünschte, es wäre so," brummte Freitag, „habe aber nicht ein Auge zugethan und den Herrn Premier um seine wollene Steppdecke gründlich beneidet."

Er sprachs und zog sich in die warme Baracke zurück, um nun bald wirklich ein Schnarchkonzert anzustimmen, welches uns in Aussicht auf die kommende Nacht ein wahres Entsetzen ver-

ursachte. Inzwischen hatte Jericho, der sich auf dieses Geschäft am besten verstand, den Kaffee gekocht, dazu gabs eine feine Cigarre aus der Tasche des Hauptmanns Brenning, und so fühlten wir uns trotz des feinen Regens, der vom Himmel niederrieselte, immerhin leidlich wohl.

Nachmittags gegen 4 Uhr schallte heftiges Gewehrfeuer vom Füsilierbataillon zu uns herüber, zuweilen untermischt mit dumpfem Geschützdonner; dies veranlaßte Hauptmann Brenning, das Repli unters Gewehr treten zu lassen, obwohl von der Feldwache gemeldet wurde, daß vor der Front alles ruhig wäre und die Franzosen am Plappeville munter weiter schanzten. Nach einer halben Stunde schwieg auch das Feuer; es stellte sich nachher heraus, daß von dem oben erwähnten Pavillon her eine feindliche Kompagnie sich der Châteler Schlucht zu nähern versucht habe, von unserem Füsilierbataillon aber so gebührend empfangen worden sei, daß sie es vorgezogen habe, unter dem Schutz einiger vom St. Quentin geschleuderter Granaten sich schleunig zurückzuziehn. Das ganze Unternehmen hatte wohl nur den Zweck gehabt, die diesseitigen Vorposten ein wenig zu beunruhigen. Wir suchten diesmal unser Lager bereits um 8 Uhr auf; Leutnant Freitag schnarchte noch und nahm es gewaltig übel, als wir uns unterstanden, ihn zu wecken. Er trank noch einen tüchtigen Becher voll Punsch, um dann mit einer anerkennenswerten Energie weiter zu schnarchen. Er brachte die merkwürdigsten Töne hervor, die uns lange nicht einschlafen ließen; schließlich aber siegte doch die Müdigkeit und führte uns in das Reich der Träume hinüber. Bereits um 3 Uhr morgens befanden wir uns wieder in den Schützengräben, um hier fünf lange Stunden in Schmutz und Schlamm auf das vollständige Erwachen des Tages zu harren. Der Regen fiel heute in dichteren Tropfen auf uns nieder; trotz des Blümchenkaffees und des Cognaks, den wir in dieser Nacht in reichlicher Fülle genossen, fröstelte uns, selbst Max Schulze wurde die Sache etwas zu bunt, und sehnsüchtiger denn je wünschte er sich zu seinen Pandekten zurück. Am meisten ärgerte es ihn,

daß ihm die Regentropfen die Brille beschmierten und er nun kaum imstande war, den Hals der Cognakflasche zu finden, die in beständigem Kreisen blieb. Die Leute lagen zumeist mit dem Kopfe auf der Brüstung des Schützengrabens, mit dem Unterkörper im Schlamm, einer oder der andere vermochte es zu schlafen trotz der empfindlichen Kälte, die an die Nieren ging. Wie froh waren wir, als endlich um 8 Uhr der Befehl kam, in die Replistellung wieder einzurücken. Ohne wesentlichen Zwischenfall verging der Vormittag, um 1 Uhr wurden wir von der 3. und 4. Kompagnie abgelöst und marschierten in die Bereitstellung nach St. Vincent. Der von hohen Steinmauern umfaßte Hof, rings mit Schießscharten versehn und am Eingang verbarrikadiert, nahm uns bald auf; die Gewehre wurden zusammengesetzt, die Leute in Scheunen und Ställen untergebracht, während die Offiziere in dem kleinen einstöckigen Hause in einem ziemlich geräumigen Zimmer Unterkunft fanden, das keine weiteren Möbel hatte, als ein paar Tische und Stühle. An der einen Längswand war Stroh gebreitet als Nachtlager, ein am Kopfende angebrachtes Schrägbrett diente als Kopfkissen. Kaum hatten wir uns unser neues Quartier flüchtig betrachtet, als wir auch schon wieder unter das Gewehr gerufen wurden. Der im Bereich des Füsilierbataillons gelegene, höchst unbequeme Pavillon, von dem aus der Feind Einsicht in unsere Feldwachen nehmen konnte, sollte durch zwei Feld- und eine zwölfpfündige Festungsbatterie von der Ferme Moscou aus beschossen werden. Zu diesem Zwecke mußte die ganze Vorpostenkette mit ihren Replis sich für einen etwaigen feindlichen Angriff bereit halten. Kaum standen wir auf dem Hof der Ferme unter dem Gewehre, als die furchtbare Kanonade begann, jeden Augenblick an Heftigkeit zunehmend. Von der Ferme Moscou dröhnte es in gewaltigen Donnertönen herüber, man hörte das Sausen der Granaten, das Einschlagen und Platzen derselben. Schuß auf Schuß wurde von den preußischen Batterieen abgegeben, mehrere Projektile fuhren in den Pavillon, zerschmetterten an mehreren Stellen das Gebälk, aber entzündeten es nicht. Die

Metzer Forts erwiderten anfangs das Feuer nicht, mit einem Male aber blitzte es aus ihnen an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit auf, ein gewaltiger Donner durchzitterte die Gegend, und nun durchschnitten die ungeheuren Eisenstücke mit rasender Kraft die Luft und fielen zerschmetternd in den preußischen Batterieen nieder. Nun folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner aus den ungeheuren Befestigungswerken, es prasselten und zischten die Granaten, wie wenn die heftigste Schlacht entbrennen sollte, nur noch unheimlicher und lauter sausten die riesigen Vernichtungskörper aus den beherrschenden Forts hinüber über die Köpfe der Feldwachtkompagnieen auf die Höhe von Moscou. Dort waren zwei Geschütze bald demontiert, es war nicht möglich, dem vernichtenden Feuer der Forts, die unaufhörlich ihre Sprengmassen in die diesseitigen Batterieen warfen, auf die Dauer Stand zu halten. Gegen $3^1/_4$ Uhr fuhren nach nicht unbedeutenden Verlusten die preußischen Geschütze ab, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, denn noch stand der Pavillon, dessen Zerstörung es gegolten hatte. Aber das furchtbar großartige Schauspiel war noch nicht zu Ende, Fort Plappeville hatte seine Wut noch nicht erschöpft und warf nun seine kolossalen Zuckerhüte auf die Stellung unserer beiden Vorpostenkompagnieen von St. Vincent, die durch einen großen Eichbaum von weitem markiert war. Wir hörten es wieder unheimlich nahe zischen und brausen, vernahmen die bohrende Bewegung der mächtigen Eisenkörper deutlich an dem eigentümlich summenden Klange, hörten, wie sie prasselnd zur Erde fuhren, ihre zischenden Kreise beschrieben, das Erdreich tief aufwühlend, und wie sie dann in Dutzende von Stücken zerplatzten, die pfeifend die Luft durchschnitten. Glücklicherweise thaten die unheimlichen Zuckerhüte keinen Schaden, auch die 3. und 4. Kompagnie kam wie wir vor zwei Tagen an derselben Stelle mit dem bloßen Schrecken davon. Infanterie zeigte der Feind bei dieser Kanonade nicht, und als der wilde Lärm verrauscht war, — es mochte 4 Uhr nachmittags sein, — konnten wir die Gewehre wieder zusammensetzen und die Leute abtreten lassen.

Wie viele Menschenleben dieser Versuch, den feindlichen Pavillon zu zerstören, unserer Artillerie gekostet hat, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch ohne Opfer ist er nicht abgegangen.

Der Abend verlief ruhig; ich benutzte diese Ruhe, um bei trübem Kerzenlicht einige Briefe in die Heimat zu schreiben, aus der ich lange keine Nachrichten erhalten hatte. Dann besuchte mich Max Schulze, und wir beide ließen uns von Leutnant Freitag bestimmen, einen Skat zu spielen. Freitag hatte gründlich ausgeschlafen, eine vollständige Katzenwäsche mit sich vorgenommen und konnte nun wieder schmunzeln mit seinem freundlichsten Gesichte; zudem gewann er im Spiel, ein Umstand, der ihn immer launig stimmte; er förderte aus dem Schacht seines Humors seine beliebtesten Witze zutage, allen schon bekannt, aber doch immer von neuem dankbar aufgenommen. Das zog auch den Major an unseren Tisch, der pikante Scherze besonders liebte. Bald saßen alle Offiziere um uns herum, das Skatspiel mußte aufgehoben werden, und die fröhlichste Unterhaltung schloß den etwas aufregenden Tag. Jericho meinte endlich, daß es Zeit zum Schlafengehen sei, da er soeben auf Befehl seines Hauptmanns die letzte vorhandene Flasche Wein gebracht habe, auch kein Stümpfchen Licht mehr da wäre. Diese Gründe waren einleuchtend, und so suchten wir denn unser Lager auf. Dieses war wenig behaglich, denn das Stroh, auf dem schon mancher Krieger seine kurze Nacht verträumt, war festgefilzt, zum Aufschütteln desselben war keine Zeit gewesen, und so verursachte es denn blaue Flecke am ganzen Körper. Auch hier wurden wir schon früh am Morgen um 3 Uhr geweckt, doch konnten wir wenigstens in geschlossenem Raum Kaffee trinken ohne Zähneklappen und sonstige Molesten.

Trüb und nebelig brach der Tag an; ja, der Nebel verdichtete sich am Vormittag so, daß wir keine zehn Schritt weit zu sehn vermochten; der Waldrand, der Plappeville waren unsichtbar; da galt es, die Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Um 12 Uhr vernahmen wir links von uns Gewehrfeuer, es klang gedämpft durch

den Nebel wie die Schläge auf einer ungespannten Trommel, aber immer heftiger wurde das Feuer, auch Kanonendonner ließ sich vernehmen. Was mochte das sein? Sollte der Feind wirklich die ungewöhnliche Dichtigkeit des Nebels benutzen und unter dem Schutze desselben einen Ausfall machen wollen? Wir wußten es nicht, aber die immer wachsende Heftigkeit des Gewehrfeuers ließ darauf schließen, daß hier mehr als ein Vorpostenscharmützel im Gange war. Vorn die Vorposten waren in ihre Schützengräben gerückt, links von uns das 2. Bataillon hatte den Verhau im Bois de Vigneulles besetzt, jeden Augenblick erwarteten wir einen Angriff. Mittags um 1 Uhr kamen die 35er, uns von Vorposten abzulösen. Trotz des immer lebhafter sich entwickelnden Gefechtes geschah dies auch; nun aber sanken plötzlich die Nebel, die Konturen des Plappeville traten hervor, das ganze Vorterrain ward für das Auge sichtbar. Eine Ansammlung von bedeutenden Massen in der Gegend von Maison rouge und St. Cloy im Moselthal war erkennbar; es war kein Zweifel mehr, der Feind hatte sich unter dem Schutze des Nebels konzentriert, um gegen die preußischen Linien einen Ausfall zu machen. Als der Nebel vollständig gesunken war, sah man ganz deutlich den Feind in dichten Schwärmen gegen die Stellung der Division Kummer vorgehn, und bald darauf entspann sich ein ungemein heftiges Gefecht bei Ladonchamps, les Grands und les Petits Tapes. Der Feind schien Fortschritte zu machen, man sah es an dem Platzen der Granaten in der Luft und hörte es an dem sich immer näher ziehenden Rollen des Kleingewehrfeuers. Unmittelbar vor unserer Front war zwar kein Feind zu sehen, auch der Plappeville blieb stumm, dennoch hielt es unser Major für angezeigt, mit dem Bataillon auf der Stelle zu bleiben, bis weitere Befehle eintrafen. Diese kamen bald, wir wurden auf den Alarmplatz der Division nach Amanvillers beordert und eilten in möglichst schnellem Marschschritt dorthin. Die ganze Division, soweit sie nicht unmittelbar auf Vorposten lag, war hier versammelt, um, wenn nötig, in das immer heftiger werdende Gefecht einzugreifen. Hier hörten

wir nun, daß der Feind mit 60000 Mann gegen die Division Kummer ausgefallen sei und dieselbe mit seiner erdrückenden Uebermacht aus ihrer ersten Position herausgeworfen habe; die Division schiene sich jetzt zu halten, habe aber einen schweren Stand und werde weiterer Hilfe bedürfen. Inzwischen öffnete der Himmel seine Schleusen, ein heftiger Regen fiel auf uns nieder; so standen wir nun fest, die Leute das Gewehr bei Fuß, in der Ferne das wütende Gefecht, in welches einzugreifen wir jeden Augenblick den Befehl erhalten konnten. Um 4 Uhr kam der Befehl zum schleunigen Abkochen, die Gewehre wurden zusammengesetzt, Kochlöcher gegraben, und das wichtigste Biwaksgeschäft begann. Auch hier zeigte der Krieg seine Kontraste. Während vor uns der Tod seine Ernte hielt, umschwärmten uns Luxemburgerinnen mit allerlei Waren; Eier, Brot und Kuchen hielten sie feil, um für unser und zugleich für ihr eigenes Lebensbedürfnis zu sorgen; sie scheuten den prasselnden Regen nicht, fanden sie doch reißenden Absatz. Um 5 Uhr sprengte ein Offizier in fliegender Eile auf unseren Rendezvousplatz; „an die Gewehre," erscholl es; die Kochkessel mit dem Inhalt, der noch nicht gar war, mußten umgestürzt werden, wehklagend liefen die Luxemburgerinnen von dannen, als wenn sie sich schon von Kugeln umsaust sahn, und in höchstens 10 Minuten stand die Division zum Abmarsch bereit. Wir rückten auf unseren früheren Biwaksplatz auf der Höhe der Steinbrüche von Jeaumont an der Straße nach St. Privat, um gegebenen Falls bereit zu sein, die 5. Infanteriedivision, welche dem Feinde im Bois de Voippy in die Flanke gefallen war, unterstützen zu können. Der Division Kummer waren im ersten Ansturm des übermächtigen Feindes vier Dörfer weggenommen worden; zwei hatte sie mit Bravour und unter großen Verlusten wieder erobert, doch nun stand der Feind ihr wie ein Wall gegenüber, den sie nicht durchbrechen konnte, da mußte die 5. Division Hilfe bringen, den starken Feind in die Weiche stoßen. Der Stoß wurde gut ausgeführt, der Feind kehrte unter den Schutz seiner Forts zurück, blieb aber mit seiner ganzen Macht dort stehn, gleich als

ob er am nächsten Tage seinen Angriff wiederholen wollte. Der Kampf war erbarmungslos gewesen, denn unsere Landwehr, einmal zur Wut gereizt, kennt keine Schonung und keinen Pardon, und der Feind, ebenso ergrimmt, focht um seine Existenz. Die Dunkelheit machte zunächst dem Gefecht ein Ende; die 6. Division erhielt den Befehl, in ihre Kantonnements zu rücken, mit der Anweisung, am anderen Tage um 5 Uhr morgens auf ihrem Rendezvousplatz von neuem konzentriert zu stehen, da der Feind besonders starke Kräfte bereitgestellt hatte und da man am nächsten Tage mit Sicherheit eine noch heftigere Fortsetzung des erbitterten Kampfes erwartete.

XXII.

Wieder in zweiter Linie.

Bei völliger Dunkelheit rückten wir in unsere Kantonnements nach Verneville, woselbst wir um 10 Uhr in der Nacht durchnäßt, erfroren, ausgehungert und von den Strapazen ermüdet, eintrafen. Notdürftig wurden die Mannschaften untergebracht, auch für uns war das Quartier eng. Nachdem ich noch ein Stück Brot und Speck zu mir genommen hatte, warf ich mich auf mein Lager, eine mit Stroh gefüllte Bettstelle, die ich mit Leutnant Freitag zu teilen hatte. Ich schlief unruhig die wenigen Stunden, die zum Schlafe gelassen waren, denn bereits um 3 Uhr morgens war das Kantonnement wieder in Bewegung, rückte mit dem Glockenschlage 4 aus Verneville und stand genau um 5 Uhr als das erste Regiment der Division auf dem Rendezvousplatz bei Amanvillers. Es hatte die ganze Nacht über geregnet und goß noch wie mit Mulden; der Platz war völlig aufgeweicht, so daß man sich weder setzen, noch legen konnte. Vielleicht aber war gerade dieser Regen unserer Sache günstig und vereitelte die weiteren auf einen Ausfall gerichteten Absichten der Franzosen, die durch den tiefen, weichen Lehmboden nun schwerlich ihre

ohnehin schon mit verhungerten Pferden bespannten Geschütze vorbringen konnten, und ohne Artillerie waren unsere Stellungen gar nicht anzugreifen. Um $5^1/_4$ Uhr war die ganze Division wieder bei Amanvillers gefechtsbereit, aber kein Gewehrfeuer ließ sich vernehmen. Gegen 9 Uhr kam die Meldung, daß der Feind zwar seine Kräfte noch immer der Division Kummer gegenüber konzentriert halte, aber nichts Ernstliches unternehmen zu wollen scheine. Da feindlicherseits auch bis um 2 Uhr nachmittags kein Angriff erfolgt war, erhielt die Division den Befehl, wieder in ihre Quartiere zu rücken. Da wir unter heftigem Regen vom frühen Morgen an unthätig auf einer Stelle gehalten hatten, so wurde dieser Befehl mit Freuden begrüßt. Die Unterkunft in Verneville, vom Generalkommando mit allen seinen Gliedern, dem Stabe der 6. Infanteriedivision und einer Brigade, sowie zahlreichen Kolonnen belegt, bot wenig Annehmliches. Die Mannschaft war unglaublich eng untergebracht, wozu noch wesentlich eine große Anzahl hier befindlicher Lazarette beitrug, selbst das Schloß von Verneville war hierzu noch benutzt, so daß sogar die höchsten Befehlshaber mit äußerst bescheidenen Stübchen sich begnügen mußten. Unser Major von Hülleßem, zum Kommandanten dieses Ortes ernannt, dem Leutnant Freitag als Adjutant beigegeben war, hatte die schwierige Aufgabe, mit eiserner Strenge in diesem wirklichen Ameisenhaufen auf Ordnung und Reinlichkeit zu halten, welche bei der herrschenden Ruhr höchst notwendig war. Das fortan anhaltend schlechte Wetter trug das Seinige dazu bei, diesen Posten nicht zu einem beneidenswerten zu machen, da der Boden auf den Straßen so aufweichte, daß alle Arbeit vergeblich war. Zahlreiche, vom Regiment täglich gestellte Arbeiterkommandos bemühten sich, hierin eine Aenderung herbeizuführen, die Schornsteine zu reinigen, die Vorräte an Getreide zu dreschen, die Latrinen zu verschütten und neue anzulegen, sowie die umliegenden Gräberhügel zu erhöhen.

Außerdem wurde am 10. ein Arbeitskommando von einem Offizier, 9 Unteroffizieren und 200 Mann nach Amanvillers gestellt,

um unter Leitung von Pionieren die dortige Stellung weiter zu verstärken. Mich traf wieder das Los, dies Kommando zu führen; es wurde an einer Verstärkung der Schützengräben und an einem ganz neuen Schanzwerk gearbeitet. Meine Aufgabe war dabei, von einem Pionierwagen aus die Arbeit der Leute zu beobachten und ihren Fleiß anzuspornen. Etwa fünf Stunden dauerte die Arbeit, welche hinreichend waren, mich bis auf die Haut zu durchnässen. Um 1 Uhr mittags traf ich mit meiner Abteilung im Kantonnement Verneville wieder ein. Mein Bursche Röstel kam mir mitleidig entgegen. „Ich habe die Kolosseumsschleicher," so nannte er meine Morgenschuhe, „schon warm gestellt, Herr Feldwebel; nu man schnell aus mit die großen Rabattentreter, die der Schuster och zu unverschämt jrob jemacht hat für so ne feine Füße."

Ich mußte mich hinsetzen, und Röstel lederte mir buchstäblich mit vieler Anstrengung die schweren Stulpstiefel von Beinen und Füßen; es geschah dies seit zehn Tagen zum ersten Mal, und welches Gefühl der Wonne überkam mich, als sich meine Beine plötzlich von der gewohnten Last frei fühlten; ich sprang vor Vergnügen einige Male im Zimmer umher, dann entledigte ich mich der zum Auswringen nassen Strümpfe, ersetzte sie durch trockene und fuhr in meine warmen Morgenschuhe. Ich war wirklich wie neu geboren. Das Wohlgefühl erhöhte sich, als gute Nachrichten aus der Heimat eintrafen, darunter drei Briefe mit Cigarren. Mein Vater hatte eine vorzügliche Sorte geschickt, ich gab eine davon meinem treuen Burschen, und wie schmunzelte der gute Junge, als er das feine Kraut wohlgefällig in den Fingern wiegte.

„Die hat nich bei die jewöhnlichen Liebesjaben jelegen, det riecht man ihr schon von weitem an," bemerkte er, „die soll aber schmecken." Er nahm die Cigarre zwischen die Zähne, schmunzelte noch einmal liebevoll und zog mit den großen Stiefeln von dannen. Ich schrieb Briefe mancherlei Art; an meine Eltern, an einen meiner früheren Lehrer, von dem ich eine begeisterte Zuschrift erhalten hatte, und an meine alte Kinderfrau, die mich

einst auf ihren Armen gewiegt und nun stolz darauf war, daß ich als forscher Krieger im Felde stand. Abends machte ich mich sauber und ging in das kleine Kasino, welches am Ende des Dörfchens in einem winzigen Hause für die Offiziere des Kantonnements eingerichtet war. Hier gab es ganz leidlichen Wein und Butterbrot mit kaltem Aufschnitt. Ein Deutscher war auf diese Spekulation gekommen, die jedenfalls auf einen anschlägigen Kopf schließen ließ. Wir waren etwa unserer fünfzehn in dem kleinen, etwas rauchigen Zimmer, auch der Korpskommandeur kam dorthin; er erzählte uns von dem Ausfall am 7. Oktober, daß die Sache anfänglich bedenklich gestanden und die Division Kummer schwere Verluste zu beklagen habe.

„Auf sie hat es Bazaine abgesehn," fuhr er fort, „als sie auf dem anderen Moselufer stand, hat sie seine Belästigungen zu spüren gehabt, und kaum ist sie auf unser Moselufer hinübergezogen worden, da bindet er schon wieder mit ihr an. Nun, er wird jetzt wohl eingesehen haben, daß auch die Landwehr nicht zu verachten ist. Ich vermute übrigens, daß Bazaine seine letzten Anstrengungen macht. Er hat beim letzten Ausfall 40 Fouragewagen mit aus Metz gebracht, und es ist ihm auch wirklich gelungen, aus den vier Dörfern, die er anfänglich uns fortgenommen, einige Vorräte wegzukapern; was will das sagen bei 150000 Mann! Seine Soldaten, schlecht ernährt, werden schwierig; sie müssen vor den Thoren von Metz kampieren meist unter freiem Himmel, und der Gesundheitszustand wird mit jedem Tage schlechter. Die Deserteure aller Waffengattungen und Chargen mehren sich auf unseren Feldwachen und fordern mit Ungestüm ihre Gefangennahme, besonders vom Korps L'Admirault, das uns mit bei Vionville gegenübergestanden. Ich glaube, meine Herren, wir haben die längste Zeit vor Metz gelegen, wir müssen auch frei werden für andere Unternehmungen, vermutlich wird man uns an der Loire nötig haben."

Also der Fall von Metz schien noch nicht das Ende des Krieges zu bedeuten, wie wir wohl anfänglich gehofft; es kamen

uns hier die ersten Andeutungen, daß sich uns noch ein anderer Kriegsschauplatz eröffnen würde. Mochte es sein, aber nur fort von Metz, das war unser aller Wunsch. Wir hatten das regellose Belagerungsleben mit seinen beständigen Aufregungen und Strapazen auf den unwohnlichen Stätten der großen Schlachtfelder herzlich satt; doch nicht so schnell, als wir erwarteten, sollte die Erlösung kommen.

XXIII.

Auf Vorposten bei Châtel.

Sechs Tage hatten wir in den engen Kantonnements von Verneville zugebracht, da rief uns die Pflicht wieder auf Vorposten. Die Division sollte sich am 13. Oktober zu diesem Zwecke bei Amanvillers sammeln. Noch immer war regnerisches Wetter, die Wege waren grundlos geworden, namentlich spottete der von Verneville nach Amanvillers führende jeder Vorstellung. Diesmal hatte das 1. Bataillon die Stellung von Châtel, das 2. die bei St. Vincent und das Füsilierbataillon die bei St. Maurice zu besetzen. Das 1. Bataillon marschierte über die südöstlich von Amanvillers liegenden Steinbrüche in den Wald hinein und folgte der durch die lange enge Schlucht von Châtel führenden Chaussee. Nach etwa dreiviertelstündigem Marsch gelangten wir an das Barackenlager, welches den oben am Rande des Bois de Châtel eingerichteten Feldwachen als Soutien diente. Ein gewaltiger Verhau zog sich den Berg hinauf bis zu dem sogenannten Kranze, einem kahlen Bergvorsprung, auf dem das Repli der Feldwachen untergebracht war. Bei dem Barackenlager verließen uns die 3. und 4. Kompagnie, um den Kranz und die davorliegenden, am jenseitigen Waldrande etablierten Feldwachen Nr. 4 bis 6 zu besetzen; die beiden anderen Kompagnieen marschierten weiter die Schlucht hinauf bis zu dem Orte Châtel, der auf allen Seiten verbarrikadiert war. Einzeln mußten wir durch die Barrikaden

klettern und klommen dann den ziemlich steilen Bergabhang hinauf, auf dessen Höhe unmittelbar dem Feinde gegenüber an einem schmalen Waldsaume sich die Feldwachen 1 und 2 befanden, die vor sich auf freiem Plateau, 500 Schritt von einer feindlichen Schanze entfernt, ihre Doppelposten eingegraben hatten. Diese Feldwachen übernahm die 1. Kompagnie, die einen Zug unten im Barackenlager zurückgelassen hatte, wie ein Gleiches die 3. Kompagnie gethan. Die Feldwache 3, rechtwinklig zu 1 und 2 auf einer kahlen, von einer Bruchsteinmauer umgebenen Bergnase gelegen, übernahm unsere 2. Kompagnie. Mit Hilfe des schützenden Holzes gelangten wir bis unmittelbar an den kahlen Fleck heran. Die Ablösung erfolgte mit größter Vorsicht. Auf dem Bauche kriechend zog sich die alte Feldwache ab, in derselben Weise krochen wir an die Bruchsteinmauer heran, an welcher die Mannschaft ausgeschwärmt zubringen mußte.

„Hier seht Euch man vor," rief uns einer von der alten Feldwache zu, „hier sind die blauen Bohnen billig."

„Wird so schlimm nicht sein," meinte ein Unteroffizier meines Zuges; fürwitzig erhob er sich und wollte aufrecht an die Schutzmauer schreiten, doch surr, da sauste ihm eine Chassepotkugel dicht an der Nase vorbei, und surr und surr kamen noch zwei hinterdrein geflogen. Mein Unteroffizier war kouriert, er prallte erst zurück, dann lag er schleunigst am Boden und kroch nun auch wie wir an die Deckung heran. Rechts vor uns in einer Entfernung von etwa 300 Schritt erhob sich wohl 10 Meter hoch der laubenförmige Pavillon. Hinter der Brüstung der Plattform standen etwa sechs Rothosen, zwei das Gewehr im Anschlag; wir konnten sie sprechen hören und lebhaft gestikulieren sehn. Unmittelbar hinter dem Pavillon auf abfallender Ebene, für uns nur mit dem Dache sichtbar, dehnte sich ein großer Schuppen, der mit einem Bataillon französischer Infanterie besetzt sein sollte. Vor der Front der Feldwachen 1 und 2 zog sich die lange, ebenfalls schon erwähnte Schanze hin, die unsere Feldwache rechts flankierte. Die Naturscenerie um uns herum war überaus malerisch.

Ungefähr 2000 Schritt vor uns lagerte sich der langgestreckte Bergrücken, auf dem das Fort St. Quentin erbaut ist, das sich mit seinen mächtigen Werken ungemein imposant ausnahm; zu unseren Füßen eine lachende Ebene, durch die sich wie ein Silberband ein Arm der Mosel schlängelte; in der Mitte dieser Ebene auf einer Terrainwelle das freundliche, von den Franzosen besetzte Dorf Lessy, hinter uns jenseits der Châteler Schlucht auf der Höhe die Fermen Leipzig und Moscou, gekrönt von den preußischen Schanzwerken, in denen zwei Zwölfpfünderbatterieen ihre Aufstellung genommen hatten. Uns Offizieren der Feldwache Nr. 3 diente ein höhlenartiges Gemäuer, etwa 30 Schritt von der Steinbrüstung, in der unsere Leute lagen, entfernt, zum Aufenthalte. Man konnte in diesen seltsamen Unterschlupf nur hineinkriechen und in ihm infolge seiner Niedrigkeit nur liegen. Der ganze Feldwachtdienst an dieser Stelle war ungemein anstrengend, nicht sowohl weil er die schärfste Aufmerksamkeit und somit auch die höchste Nervenanspannung bei Tag und bei Nacht erforderte, — denn die feindlichen Patrouillen schlichen sich namentlich des Nachts bis dicht an die Steinmauer heran, — als weil er die höchsten Anforderungen an die physische Kraft des Menschen stellte. Vierundzwanzig Stunden, an eine Steinmauer gelehnt, zubringen, in dieser Lage essen, trinken, beständig den Feind beobachten, nur ganz bruchweise schlafen, das war eine Leistung, die sich nur mit deutscher Zähigkeit in einer Kriegslage wie diese war, und auch da nur schwer erfüllen ließ. Daß sie erfüllt wurde mit unverdrossenem Sinn, ist einer der schönsten Beweise für die Kraftleistung des deutschen Soldaten, aber auch für seine Hingabe an die große Sache des Vaterlandes gewesen. Außerdem aber war auch das Leben auf dieser Feldwache beständig gefährdet, denn mit kurzen Unterbrechungen fegten vom Pavillon her und von der Flanke aus der feindlichen Schanze die Chassepotkugeln über den freien Bergfleck, so daß man auch bei der größten Vorsicht sich häufig genug von ihnen umsurrt und umsummt fühlte. Die Feldwache 2, bei der sich Hauptmann Brenning befand, war etwas weniger gefährlich, weil sie durch den allerdings am Rande

ziemlich lichten Wald geschützt war; desto schlimmer hatten es hier die vorgeschobenen Doppelposten, die in ihre auf freiem Felde in die Erde gegrabenen Löcher kriechen und dort jedesmal zwei Stunden wie lebendig eingegraben ausharren mußten.

Als unsere Feldwache nach allen Regeln der Kriegskunst ausgeschwärmt lag, statteten wir Hauptmann Brenning auf seiner Feldwache einen Besuch ab; wir hatten ja bis zu derselben kaum 50 Schritt zu gehn und konnten die Sache deshalb wagen. Als wir bei ihm eintrafen, fanden wir ihn in großer Aufregung; er gestikulierte mit den Händen nach einem der Doppelposten hinüber, rief und schrie, was die Lunge herhalten wollte. Der eine Mann, es war Musketier Neumann, war nämlich aus seinem Loche, in welchem es ihm zu langweilig geworden sein mochte, herausgekrochen und wanderte nun ganz gemütlich, das Gewehr über, der feindlichen Schanze zu, als könnte ihm von dort keine Gefahr drohen.

„Sehn Sie doch den Kerl an," rief Hauptmann Brenning uns entgegen, „er läuft geradezu in den Tod." Und weiter schrie er: „Zurück ins Loch, Himmelhund," und wir schrieen mit, es war alles umsonst, es schien, als wäre der Mann mit Blindheit geschlagen. Er wanderte munter der feindlichen Schanze entgegen, da plötzlich krachte ein Schuß, der Mann schlug die Hände nach oben und brach dann zusammen. Da lag er nun, ein schwarzer Punkt, unbeweglich, tot, ein Opfer seiner Tollkühnheit oder seiner Dummheit! Der Vorfall machte auf uns alle den peinlichsten Eindruck, doch im Kriege mißt man mit anderem Maß, ein Toter mehr, wieder einer zu den vielen! Am Tage konnte kein Versuch gemacht werden, die Leiche wegzuholen, denn sie lag im Bereich der feindlichen Schanze mitten auf freiem Felde; unter dem Schutze der Nacht wollte man es wagen; ob mit Erfolg, war fraglich.

Wir kehrten zu unserer Feldwache zurück; vom Pavillon her begrüßten uns einige Chassepotkugeln, und die Kerle, welche sie geschossen, lachten laut und höhnisch uns aus: „Cochon, Prussien!"

hörten wir deutlich einen von der großen Nation rufen. Wir konnten ihnen da oben nichts anhaben, denn unsere Kugeln reichten nicht hinauf, das war das Schmerzliche auf dieser Feldwache. Um etwas zu ruhen, krochen mein Hauptmann und ich in unsere niedrige Steinhütte; wir tranken etwas Wein, aßen Brot und Speck und dampften eine von den lieblichen Liebesgabencigarren, die wir soeben empfangen hatten; lange sollten wir nicht ungestört bleiben. Denn plötzlich krachte es drüben von Schanze Moscou auf, und in langgezogenem, unheimlichem Summen brauste es hoch über unsere Köpfe dahin. Sieben bis acht Granaten aus den deutschen Zwölfpfünderbatterieen flogen über uns hinweg und fielen unten im Thale im Dorfe Lessy nieder. Wir krochen unter unserem Steinhügel hervor und an die Steinmauer heran, um dem wirkungsvollen Schauspiel, welches sich nun entwickelte, zuzuschaun. Unsere Franzosen drüben auf dem Pavillon waren verschwunden, rechts über die Schanze, die unsere Stellung flankierte, schauten französische Offiziere, mit Fernrohren bewaffnet, anscheinend einigermaßen entsetzt nach Moscou hinüber; unten in Lessy wurde es lebendig; bereits dampfte es im Dorfe an verschiedenen Stellen auf, und drüben auf dem St. Quentin kletterten zwei französische Offiziere auf das Aussichtsgerüst, das dort errichtet war. Granate aber auf Granate zog mit unheimlichem Gesumme in mächtigem Bogen über uns dahin und platzte in Lessy mit schrillem Klang. Anfangs antwortete der St. Quentin nicht; er schien zu vornehm für solche Erwiderung zu sein; doch plötzlich blitzte es in ihm auf, und nun kam es angebraust, langsam, gewaltig, die Nerven erschütternd. Wir konnten nach dem Geräusch den Zug des ungeheuren Projektils verfolgen, weit hinter Moscou fuhr es zur Erde nieder; aber schon brauste ein zweites Ungetüm heran, mit Donnerkrachen schlug es in die diesseitige Schanze, das Ziel war gefunden. Doch mit rasender Gewalt entlud sichs auch aus dieser, gerade über unseren Köpfen kreuzten sich die ungeheuren Sprenggeschosse, und wie es Schlag auf Schlag in Lessy niederfiel, Staub

aufwirbelnd und Steingeröll, so umsprühte die Geschoßflut auch die Schanze Moscou und überschüttete unsere brave Artillerie mit solchen Eisenmassen, daß sie nach etwa einer Dreiviertelstunde das Feuer einstellen mußte, ohnmächtig gegen die riesigen Zuckerhüte des St. Quentin. Wir hatten während dieses ganzen hehren Schauspiels sozusagen im Sicheren gelegen, keine Granate hatte sich auf unsere Feldwache verirrt, und die Gewehrläufe unserer französischen Gegenüber schwiegen. Erst als die Kanonade, ich habe nicht in Erfahrung gebracht, wem sie deutscherseits gegolten, verstummt war, erschienen unsere Freunde wieder auf dem Pavillon, und der eine mit einem famosen Zwickelbart zog sein Käppi, grüßte, gehorsamst dienernd, zu uns herüber, und surr, flogen zwei Chassepotkugeln als Bekräftigung seines Grußes über die kahle Fläche unserer Feldwache, vom Pavillon her aber erschallte ein lautes Gelächter, als wollte der gallische Hahn uns foppen, weil wir mit unseren Zündnadelkugeln nicht zu ihm gelangen konnten. Auch rechts über die Schanze guckten bald wieder die wohlbekannten Käppis hinweg; ja, ein Kerl hatte die Unverschämtheit, sich breitbeinig auf die Brüstung zu stellen und uns den edelsten Teil seines Körpers zu präsentieren. Mein Kompagnieführer knirschte vor Aerger, dem frechen Patron seinen losen Spott nicht heimzahlen zu können, er ließ ein paar Kugeln auf die Schanze jagen, aber 100 Schritte vor derselben, nicht weit von der Stelle, wo die Leiche unseres erschossenen Posten lag, flogen sie in den Sand.

„Euch will ich morgen die Suppe versalzen," meinte Premierleutnant von Hülleßem, und schickte einen Unteroffizier unten auf das Soutien an der Chaussee, um einige Chassepotgewehre mit Munition für die Feldwache zu fordern. Schon dunkelte es, unsere Leute lagen an ihrer Steinmauer auf der Lauer; wir zogen uns in unsere Höhle zurück, um bei der rauhen, naßkalten Witterung uns an dem Punsche zu erwärmen, den unsere Burschen auf niedrigem Feuer im Walde bereitet hatten.

Ich war recht ernst geworden, ich dachte nach Haus zurück, an meine Mutter.

„Was haben Sie denn?" fragte mich mein Kompagnieführer, als er mich so still dasitzen sah.

„Ich denke an mein lieb' Mütterchen, wie ihr es wohl gehen mag," antwortete ich, „gestatten Sie, Herr Premierleutnant, dieses Glas auf meiner Mutter Wohl!" Ich hielt mein Glas in die Höhe.

„Halt, junger Freund!" entgegnete der Premierleutnant, „auch ich hab' ein Hoch auszubringen; zwar ist meine Mutter tot, schon manches Jahr liegt sie im Grab; aber ein blühendes Weib hab' ich daheim, lassen Sie auf ihr Wohl mein Glas mich leeren."

Wir wollten anstoßen, doch Leutnant Freitag, der Dritte im Bunde, hielt sein Glas zurück, und ein wehmütiger Zug prägte sich in dem Antlitz des sonst so trockenen Humoristen aus.

„Fast könnte ich Sie beneiden," sagte er ernst, „ich habe weder Mutter, noch Braut, noch Frau, ich stehe allein in der Welt; aber dennoch habe ich ein herrliches Lieb', es ist das Vaterland, ihm lassen Sie uns unser Glas weihen, auf sein Wohl und sein Glück!"

„Recht so," sagte Herr von Hülleßem, und voll klangen unsere Gläser zusammen. Sonst war Schweigen um uns her und tiefe Dunkelheit; von der Steinmauer her blitzte das Bajonett des nach vorne spähenden Posten, in unserem Herzen aber bebte ein eigenes, wonnevolles Gefühl.

„Ja, dir, mein Vaterland, gilt unser Gruß von ferner Wacht, gebe Gott, daß wir dich wiederschauen im Ruhmesglanz!"

Mehrere Minuten sprachen wir kein Wort, die Weihe dieses Augenblickes nicht zu stören; in meiner Seele gestaltete sich ein freundliches Gedicht, das ich später niedergeschrieben und zur Erinnerung an diese Feldwacht meinen beiden Hüttengenossen überreicht habe.

„Das ist stimmungsvoll und schön," meinte da mein Kompagnieführer, „ich wills meinem Weibe schicken zum Angedenken an die schweren Tage vor Metz."

Das Gedicht hat seinen Weg zu ihr gefunden, ihren Gatten sollte sie nicht wiedersehn.

Bald prasselte wieder der Regen hernieder, er führte uns in die Gegenwart zurück; wir hüllten uns fröstelnd in unsere Regenmäntel und krochen ganz hinein in unsere Höhle. So lagen wir und unterhielten uns von behaglicheren Zeiten; plötzlich drang ein dumpfes, ununterbrochenes Rollen an unser Ohr, das die ganze Nacht anhielt; es rührte von der Beschießung von Verdun her. Zuweilen unterbrach ein heftiger Geschützdonner aus den Metzer Forts die Stille der Nacht, es waren die Freundschaftsbezeigungen des Franzmanns, durch die er uns in Atem zu halten suchte. Wir achteten dieser Liebesgrüße nicht und schliefen bald ein. Ich mochte eben in meinen ersten Träumen liegen, als ein heftiges Geknatter von unserer Feldwache her mich und meine Höhlengenossen erweckte. Wie ich aus der Höhle herausgekommen bin, weiß ich nicht; nur das ist mir noch im Gedächtnis, daß ich mir die ganze Rückseite meines Regenmantels von einem Ende bis zum anderen an einem scharfen Stein aufgerissen habe. Im Nu waren wir an der Steinmauer. „Die verdammten Bister haben sich bis dicht an unsere Stellung geschlichen," meinte ein Unteroffizier, doch war durch das Dunkel der Nacht hindurch vor unserer Front nichts zu erkennen; in der Ferne rummelte es fort, die in Verdun hatten auch keine ruhige Nacht, dort erhellten vielleicht brennende Häuser das unheimliche Dunkel. Wieder krachte ein Schuß vom St. Quentin; wir hörten in der Ferne das Summen, doch war das Geschoß nicht auf unsere Feldwache gerichtet. Soeben stahl sich dort oben am wolkenschweren Himmel ein einsamer Stern durch das Gewölk; war es das Auge Gottes, das auf die hier im blutigen Kampfe ringenden Menschenkinder niedersah? Aber der Stern verschwand wieder, ein Wind erhob sich und peitschte den Regen, der noch unaufhörlich rann. Vor unserer Front blieb es still; und nachdem wir unseren Leuten noch einmal die strengste Wachsamkeit anbefohlen hatten, zogen wir uns in unsere Steinhöhle zurück.

Die Glockentöne der Kathedrale und die Signale der Franzosen weckten uns aus unserem Schlafe, ein grauer Tag war angebrochen. Dicht vor der Steinmauer unserer Feldwache lag ein junger Franzose, dem noch der Milchbart im Gesichte stand, in seinem Blute; eine deutsche Kugel hatte ihn getroffen. Drüben auf dem Pavillon wars wieder lebendig, auch rechts an der Schanze zeigten sich feindliche Köpfe; aber unser Hauptmann hatte die besten Schützen seiner Kompagnie mit Chassepotgewehren an der Steinmauer im Anschlag liegen; er selbst und auch ich hatten eine Flinte ergriffen, und als wieder ein frecher Gesell da drüben auf die Schanzenbrüstung stieg, da krachten aus unserer Feldwache acht wohlgezielte Schüsse zum Feinde hinüber; wir sahen den Uebermütigen die Hände zusammenschlagen, rückwärts von der Schanze stürzen, er war getroffen, wir hatten unsere Genugthuung für den gestrigen Hohn. Das machte einen tiefen Eindruck auf unsere Gegenüber, stundenlang ließ sich kein Feindeskopf an der Schanze sehn, und auch der Pavillon wurde geräumt, wir konnten frei und unbelästigt auf unserer Feldwache spazieren gehn. Doch da gegen Mittag zeigten sich wieder Käppis an dem Schanzwerk, wir hielten hin, aber es waren eben nur Käppis, die der schlaue Franze auf die Brüstung gesetzt hatte, um uns an der Nase herumzuführen.

Um 1 Uhr wurden wir abgelöst, um das Repli im Walde zu beziehen, das den verlorenen Unteroffizierspoſten zu geben hatte, nicht die ganze Kompagnie, nur ich mit meinem Zuge, die beiden anderen Züge besetzten den Kranz. Von unserer Feldwache Nr. 3 führte ein schmaler, durch das dichte Unterholz von den Pionieren gehauener Weg auf ein ausgerodetes Waldstück; hier waren die Baracken für meinen Zug erbaut und etwas abseiten ein kleines Holzzelt für den wachhabenden Offizier. Am Waldrande befanden sich zwei Laubhütten für einen Doppelposten, den das Repli zu geben hatte, und davor zog sich ein langer Schützengraben hin, den wir vor Morgengrauen zu besetzen hatten. Rechtwinklig zu diesem Schützengraben schnitt eine kleine Waldparzelle, echtes

Tannenholz, in die feindliche Stellung ein, auf einem sanften Kamm sich dehnend, der rechts und links zum Feinde allmählich abfiel. Starkes Drahtgeflecht, Fallgruben, Verhaue schützten die beiden Waldränder, an denen je eine stehende Patrouille die Verbindung mit dem Repli und dem verlorenen Unteroffiziersposten aufrecht erhielt, der in diesem Walde an der nach dem St. Quentin zu gelegenen Ecke eingerichtet war, wo, wie sich später herausstellte, die beiderseitigen Posten eingegraben sich kaum in einer Entfernung von 100 Schritt gegenüberstanden. Ich selber führte meinen Unteroffiziersposten dorthin; dicht an der Waldecke noch im Walde selbst befand sich ein Grab, flach gegraben, denn die Stiefelspitzen der darin Ruhenden ragten aus dem vom Regen aufgewühlten Erdreich hervor; es war das Grab der oldenburgischen Jäger, die hier vor zehn Tagen gefallen waren, als uns bei einem kleinen Ausfall der Feind, mit Uebermacht anstürmend, den viel besprochenen Pavillon wegnahm. Wir waren damals, wie der Leser weiß, in Chantrenne alarmiert worden, doch war es weiter zu keinem ernstlichen Kampfe gekommen; wäre dies geschehn, wäre der hier aufgestellte Unteroffiziersposten verloren gewesen, ehe ihm das Repli hätte Hilfe bringen können. Ich habe diese Waldparzelle wohl zehnmal aufgesucht; doch gefahrvoll war der Weg dorthin; denn an den Abhängen rechts und links konnten feindliche Schützen liegen, selber verborgen, doch hier mit stets sicher treffender Kugel im Lauf. Nur einmal auf diesen meinen Gängen sausten mir Chassepotkugeln um die Ohren, gerade genug, um einzusehen, daß hier der Tod auf allen Seiten lauerte. In meinem Zelte fand ich warme Decken vor, auch die Baracken für die Leute waren leidlich eingerichtet. Am Abend kam Major von Hülleßem, der Feldwachtkommandeur auf das Repli; es war eine unheimlich finstere Nacht; ich machte mich mit ihm auf in den Tannenwald, wo das Unteroffiziersdetachement lag; wir fanden es auf seinem Posten, wachsam, wie der deutsche Soldat immer ist, namentlich aber dann, wenn Wohl und Wehe vieler von seiner Wachsamkeit abhängt.

„Seien Sie morgen früh ja auf der Hut, man munkelt einen Ausfall," sagte der Major zu mir, „Punkt 3 Uhr in die Schützengräben, und nun gute Nacht."

Ich hörte seine Schritte noch durch den Wald knistern, er entfernte sich nach Feldwache Nr. 3, ich aber blieb mit meinen Gedanken allein und wagte in meinem Zelt nicht einzuschlafen. Mein Geist schweifte in die Heimat, ich sah meine Mutter auf dem Bahnhofe stehn und mir den letzten Abschiedsgruß zuwinken, ich gedachte der mahnenden Worte meines Vaters, wie er mir beim Scheiden dringend anempfahl, auch in der schwierigsten Lage meine Pflicht zu thun. Ich hatte es ihm gelobt. Hatte ich mein Gelübde gehalten? — Ich durfte mir diese Frage bejahen; dies stimmte mich zufrieden, ja, wenn dieses Wort erlaubt ist, erfüllte mich mit einem gewissen Stolz. Endlich mußte ich doch eingeschlafen sein, denn ich schreckte wie aus tiefem Traume empor, als mich der Posten vor Gewehr anrief, um mich zu wecken. Es war $^3/_4$3 Uhr, meine Leute waren schon munter, leise zogen wir in den Schützengraben dicht vor dem Waldsaum; vor unserer Front regte sich nichts, und als die Umrisse des mächtigen St. Quentin durch den Morgennebel sichtbar wurden, da tönten wieder die fernen Kathedraleglocken zu uns herüber, und unwillkürlich erhob sich das Herz zur Andacht, zu einer feierlicheren, als im erhabensten Gotteshause. Drüben beim Feinde blieb alles ruhig, nur rechts vom Pavillon her schallte heftiges Gewehrfeuer, die Franzosen tauschten mit den unsrigen ihre Morgengrüße. Um 8 Uhr kehrten wir in unseren Wald zurück, einige verlorene Kugeln von der feindlichen Schanze vor Feldwache Nr. 2 surrten durch die Bäume, sonst gab es auf Vorposten nichts Neues. Zwar kam die Meldung, es würde ein Ausfall in größerem Stil am heutigen Tage vermutet, doch fehlten wenigstens vor unserer Front alle Anzeichen dafür. Eine Ordonnanz erschien auf der Feldwache, sie brachte mir Briefe aus der Heimat, auch Päckchen mit Cigarren vom Vater. Ich zog mich in meine Hütte zurück, und während ich, auf wollene Decken gestreckt, meine schöne Havanna dampfte und las, wie

zu Hause alles wohl und munter sei und jeden Tag mit Spannung auf den Fall von Metz warte, flackerte das Feuer bei den Feldwachen 1 bis 3 wieder auf; über meinem Kopfe hörte ich ein eigentümliches Singen, eine Chassepotkugel war oben durch meine Hütte gefahren. Ich sprang von meinem Lager auf und schickte sofort eine Patrouille nach Feldwache Nr. 3 mit der Anfrage, was vorn los wäre? Sollte der vermutete Ausfall doch etwa vor sich gehn? Dann noch schnell einen Blick in die lieben Briefe aus der Heimat, die so vertrauensvoll geschrieben waren; doch schon kam eine Meldung von Feldwache Nr. 3, das Schießen habe nichts zu bedeuten; man habe versucht, den armen erschossenen Posten von der Schanze wegzuholen, es sei umsonst gewesen. Ohne weitere Störung kam der Mittag und die Zeit der Ablösung heran. Doch noch gab es keine Ruhe für uns; ich übergab das Repli einem anderen Zuge, um auf Feldwache Nr. 6 zu ziehn, die ebenfalls im Walde etabliert war und drei Doppelposten am Waldsaum auszusetzen hatte. Ich mußte erst auf den detachierten Unteroffizierspostenwarten, der froh war, aus seiner höchst peinlichen Lage befreit zu sein. Feldwache 6, etwas weiter vom Feinde entfernt, war nicht ganz so gefahrvoll, als die bisherigen Stellungen; hier schützte das dichte Holz einigermaßen gegen einen erfolgreichen Angriff, und das vorliegende Terrain war übersichtlich. So ist mir denn auch auf dieser Feldwache nichts von Belang begegnet, wenn natürlich an rechte Ruhe und erquickenden Schlaf auch hier nicht zu denken war. Trotzdem hatte sich auf unserer Vorpostenlinie manches von Bedeutung zugetragen. Mittags 1 Uhr hatte sich auf Feldwache Nr. 2 bei St. Maurice ein französischer Soldat des 15. Linienregiments, zum L'Admirault'schen Korps gehörig, als Deserteur mit voller Bewaffnung gemeldet. Es war dies ein neues Zeichen einer beim Feinde beginnenden Demoralisierung. Der Mann klagte sehr über die unglaublichen Strapazen der französischen Armee, die die ganze Zeit über unter den kleinen Zelten in unerhörtem Schmutze ohne Stroh biwakiert habe, sowie über den Mangel an Verpflegung, namentlich an Salz und Brot,

während an Fleisch nur das der Pferde zur Ausgabe käme; die der Kavallerie sollten schon fast alle verzehrt, beziehungsweise den Anstrengungen erlegen sein, nur die Artillerie sei noch bespannt. In der Nacht meldeten die nebenseitigen Vorposten ein außergewöhnlich starkes Fahren beim Feinde, auch der heftige Kanonendonner aus westlicher Richtung, von der Beschießung Verduns herrührend, dauerte noch fort. Am Vormittag wurde von dem vorgeschobenen Unteroffizierspostен der Feldwache Nr. 3 bei St. Maurice im Bois de Vigneulles ein französischer Korporal vom 43. Linienregiment gefangen; derselbe sagte aus, daß für den 16. Oktober ein Durchbruchsversuch geplant sei. Verdoppelte Aufmerksamkeit war daher nötig, wenn auch mit jedem Tage die Besorgnis mehr schwand, daß ein solcher gelingen könnte. Doch es wurde 1 Uhr, ohne daß beim Feinde sich Verdächtiges regte. Die 64er kamen, uns von dem anstrengenden Vorpostendienst abzulösen, bald hatte ich meine Wache übergeben und marschierte auf einem schmalen, durchgehauenen Weg hinab auf den Kranz und von dort, immer dem gewaltigen Verhau folgend, bis auf die Chaussee im Grunde, wo die Baracken standen. Hier sammelte sich das Bataillon und rückte nach Amanvillers. Am Ausgang des Waldes empfing uns die Regimentsmusik; im Taktschritt zogen wir ein in das Dorf, übten noch einmal die Besetzung der Verteidigungsstellen ein und zerstreuten uns dann in unsere Quartiere. Bald waren wir wieder in dem uns schon heimisch gewordenen Zimmer vereinigt. Inzwischen mehrten sich die Desertionsfälle beim Feinde in auffälliger Weise, kaum zwei Stunden nach unserem Einrücken wurde ein ganzer Trupp französischer Gefangener durch die Hauptstraßen unseres Dorfes geführt; auch eine ganze Menge ganz heruntergekommener Pferde, die sich durchgängig alle Haare aus Mähne und Schwanz gegenseitig abgefressen hatten, waren wieder eingefangen worden; ein Zeichen, wie sehr die Hungersnot in Metz im Steigen begriffen war.

Alle diese Anzeichen gaben dem Oberkommando Veranlassung zu folgendem Armeebefehl:

Hauptquartier Corny, den 16. Oktober 1870.

Es hat den Anschein, als wenn die entscheidenden Tage für die Armee von Metz jetzt herannahten. Der feindliche Oberfeldherr wird möglicherweise am morgenden Tage seinen Entschluß fassen und, falls er das Durchschlagen wählt, schnell handeln. Ich weise deshalb die Armeekorps auf genaueste Wachsamkeit und Beobachtung aller Vorkommnisse beim Feinde hin. Je mehr aber das neblige Wetter die Beobachtung erschwert, desto mehr müssen von morgen ab die Truppen bereit gehalten werden, um schnell die Gefechtsstellung einzunehmen. Erfolgt nach irgend einer Seite ein Angriff des Feindes mit größeren Kräften, so haben die Vortruppen, ohne sich Verlusten auszusetzen, sich auf die Gefechtsstellung unter Demaskierung der Batterieen in jetzt schon festzustellenden Richtungen zurückzuziehn; die Korps aber haben ihre Stellungen bis zum letzten Manne zu verteidigen.

Die nicht angegriffenen Korps werden das Gefecht auf ihren Flügeln genau beobachten, um mit einer Division und der Korpsartillerie, nach dem Feuer marschierend, dort einzugreifen.

Es ist weiter die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in der feindlichen Armee Uneinigkeit ausbricht, und daß einzelne Korpschefs nach verschiedenen Seiten zur Rettung der Waffenehre durchzubrechen suchen, während der andere Teil der Armee in Metz zurückbleibt; umsomehr ist es nötig, daß die Korps sich folgende Vorschriften gegenwärtig halten

„Jedes Korps weist die Angriffe auf seine Front zurück; jedes Korps hält die Cernierung auf seiner Seite bis auf meinen weiteren Befehl aufrecht".

Der Generalleutnant von Hartmann wird sich von Thionville aus, wenn sich Gefechte nördlich Metz engagieren sollten, über deren Gang orientiert halten, um unter Aufrechterhaltung der leichten Cernierung von Thionville durch Landwehrbataillone mit dem größten Teil seiner Truppen wahrscheinlich auf linkem Moselufer entsprechend einzugreifen.

Die 25. Infanteriedivision nebst Korpsartillerie des 9. Korps ist von morgen früh ab zur schnellsten Konzentration, wenn ein Befehl dazu ergehen sollte, bereit zu halten.

Da unter den ärmeren Einwohnern von Metz die Hungersnot bereits zu Revolten geführt hat, ist es notwendig, die Vorposten nochmals besonders darüber zu instruieren, daß der Ausbruch von Scharen von Einwohnern nötigenfalls durch Waffengewalt zurückzuwerfen ist.

Der General der Kavallerie
gez. Friedrich Carl.

Diesem Befehle gemäß wurde für unser Regiment angeordnet, jeden Morgen von früh 6 Uhr an in der Art marschbereit zu sein, daß Kaffee gekocht wäre und das Gepäck zum Umhängen bereit läge. Wir glaubten so recht an keinen Ausfall mehr, wenigstens ließen wir uns durch die Aussicht auf einen solchen in unserer Gemütlichkeit nicht stören. Es war am 17. nachmittags, als auf unserem Zimmer wieder eine ganze Reihe von Offizieren versammelt war, auch Max Schulze war gekommen und spielte mit Leutnant Peter und Leutnant Freitag einen überaus philosophischen Skat. Plötzlich ertönte auf der Dorfstraße der Ruf „Feuer"; wir stürzten hinaus und richtig, ein Haus in einer Nebengasse, in welchem die Musik Unterkunft gefunden, stand in Flammen. Doch glücklicherweise war die Windrichtung vom Dorfe ab, immerhin war ohne Spritzen und genügendes Wasser das einmal brennende Haus nicht mehr zu retten, obwohl das ganze ansehnliche Kantonnement mit eifriger Löscharbeit bei der Hand war. Die Herren Musici, deren Unvorsichtigkeit höchst wahrscheinlich das ganze Unheil angerichtet hatte, machten recht verdutzte Gesichter; jeder sein mühsam gerettetes Instrument unter dem Arme, so zogen sie ab, für den Augenblick obdachlos, und sie mußten sich noch dazu den lauten Spott gefallen lassen, mit dem man sie von allen Seiten bedachte. Als den angestrengten Bemühungen unserer Leute es schließlich gelungen war, des Feuers Herr zu werden, fand sich wehklagend eine ältere Frau ein, die

sich die Besitzerin des Hauses nannte und nun in der exaltierten Weise der Franzosen den Krieg und Napoleon, Metz und Bazaine verwünschte. Wo sie hergekommen, wo sie nachher geblieben war, weiß ich nicht. Das Feuer war gelöscht und das Erdgeschoß fast unversehrt geblieben, ein Glück für unsere Musikanten, die nun mit diesem viel engeren Raum vorlieb nehmen und es sich gefallen lassen mußten, daß der inzwischen eingetretene Regen an verschiedenen Stellen durch die Decken ihrer Behausung sickerte. Wir kehrten gegen 7 Uhr abends in unser Quartier zurück; der Feind vorn hatte sich nicht geregt und ließ uns auch am ganzen 18. Oktober zufrieden, vielleicht aus Respekt vor dem Jahrestage der Schlacht von Leipzig, dem zu Ehren wir einige Flaschen unseres besten Rotweins springen ließen, zumal er auch der Geburtstag unseres Fritz war, dem wir ein donnerndes Hurra hinüber nach Paris sandten.

XXIV.

In Jouaville.

Endlich am 19. mittags bezog das Regiment in vierter Linie die Stellung an der Orne, die wegen des Treibens der Franktireurs wohl seitens der Wachen viel Vorsicht und Aufmerksamkeit erforderte, doch aber im ganzen infolge der weiteren Dislozierung eine bessere Unterkunft und für die meisten eine anhaltende Ruhe brachte. Ich kam mit dem 1. Bataillon nach Jouaville, einem ziemlich geräumigen Dorfe. Der Weg dorthin führte auf durchweichtem Boden über Verneville und dann weiter auf fast grundlosem Wege durch ebenes Terrain, immer noch Schlachtfeld des 18. August. Das Dorf selbst machte einen ganz freundlichen Eindruck und unterschied sich von den bisher von uns bewohnten Ortschaften hauptsächlich dadurch, daß es von der Wut der Schlacht unversehrt geblieben, daher noch lauter heile Häuser hatte und, was uns besonders anheimelte, nicht von seinen Be-

wohnern verlassen war. Ich kam zu einem Schankwirt ins Quartier, einem wahren Bramarbas von einem Menschen, der eine reine Wollust dabei zu fühlen schien, der Ex-Kaiserin Eugenie und dem abgesetzten Kaiser alle möglichen Ehrentitel anzuhängen. Die Deutschen gefielen ihm recht gut, weil sie für seinen schlechten Wein und sein noch schlechteres Bier ihm gutwillig seine hohen Preise bezahlten. Ich habe nie einen Menschen das leicht erworbene Geld mit verschmitzterem Gesichte einstreichen sehn, als diesen Burschen. Der große Raum unten im Hause schien die Gaststube zu sein, hier mußten unsere Burschen hausen, während wir selbst, Leutnant Freitag und ich, eine Art Hühnerstiege, die eine Treppe vorstellen sollte und direkt von dem Gastzimmer in die Höhe führte, hinaufstiegen, um in unser seltsames Gemach zu gelangen. Ein gewaltiger Tisch, mehrere beschädigte Binsenstühle und eine riesige leere Bettstelle war die ganze Einrichtung dieses unsauberen Raumes. Betten zu besitzen verneinte unser Wirt entschieden, diese hätten die Franzosen ihm gestohlen; wir mußten uns also mit unseren Decken behelfen, und wohl oder übel mußte ich mit Leutnant Freitag, dem hartnäckigen Schnarcher, in einem Bette schlafen. Das war gerade keine freundliche Aussicht. Die Stimmung wurde noch schlechter, als sich draußen ein Unwetter erhob, Regen, Hagel, Sturm, alles wütete durcheinander. Mein Bursche kachelte gewaltige Scheite in den großen Kamin, und bald wurde es wenigstens behaglich warm. Ich entledigte mich der großen Stiefel, die wohl acht Tage nicht von meinen Füßen gekommen waren, und fühlte mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder wohlig in Morgenschuhen, dann ließ ich mir mit meinem Stubengenossen die kleinen Vögel gut schmecken, die ich noch in Amanvillers von meiner Luxemburgerin erstanden, wenn ich auch den schrecklichen Wein unseres Wirtes nur mit sauersüßer Miene zu genießen vermochte. Immerhin war die Aussicht ganz gut; wir hatten die Hoffnung, hier in Ruhe sechs Tage bleiben zu können, was angesichts der entsetzlichen Witterung als eine Wohlthat angesehen werden mußte; denn überdies war

der Gesundheitszustand beim Bataillon kein günstiger, die böse Ruhr forderte ihren Tribut, hatte schon manchen von unseren braven Leuten dahingerafft und auch einen unserer besten Offiziere, den Premierleutnant von Brockhusen, ins Grab gerissen, viele lagen in den Lazaretten, so daß vom Ersatzbataillon wieder ein Ersatz von mehreren hundert Mann hatte requiriert werden müssen. Derselbe war gerade aus Stralsund eingetroffen, als wir auf dem Marsche nach Jouaville waren; ob er hier vor Metz noch die Feuertaufe empfangen würde, wer konnte das wissen! —

Plötzlich wurde es unten im Gastzimmer lebendig; durcheinanderschwirrende Stimmen forderten Bier und Wein, einer hielt einen langen Vortrag mit gewaltiger Stentorstimme, ein schallendes Bravo folgte seinen Worten, und der bereits halb trunkene Wirt schrie dazwischen: „Vive la Prusse!“ Und wieder sprach der Stentor mit bombastischer Begeisterung, aber in einem stark an Bierbaß streifenden Tone. „Diese Stimme mußt du kennen,“ sagte ich mir, leise öffnete ich meine Thür und konnte nun, selber ungesehn, hinabblicken in den unteren Raum. Dort saßen etwa sechs Unteroffiziere und ebenso viel Gemeine um einen hochstämmigen, breitschultrigen Unteroffizier mit stark gerötetem Gesicht, tiefliegenden Augen und einem gewaltigen Schnauzbart.

„Leute,“ schrie er, „seht mich an! Mein sechsunddreißigstes Lebensjahr habe ich überschritten, meine Dienstzeit längst hinter mir, nachdem ich in der Schlacht bei Königgrätz mit großen Ehren wie ein Löwe und ein echter Preuße gefochten; vergraben in meinen Büchern in Berlin, — Ihr müßt wissen, ich bin an der Universität und gelehrt, wie einer meiner Kollegen; — schaut Euch diese Stirne an, dahinter liegen die Früchte einer Arbeit von Jahren verborgen; — also vergraben in meinen Büchern, vernahm ich den Aufruf zu den Waffen; fortgeworfen an den Boden wurden Feder und Bücher; ich mußte mit, es zog mich nach Ruhm und Schlachten; ich bot dem Kriegsministerium meine Dienste an, ging von General zu General, keiner wollte mich haben, und ich hatte einen Vulkan von Thaten in meiner Brust; —

da erbarmte sich der alte Wrangel endlich meiner, er veranlaßte, daß ich in Euer Regiment kam, und da bin ich nun, lechzend nach Franzosenblut. Kinder, es lebe der Krieg, es lebe Preußen!"

„Hurra!" riefen die anderen, und die Biergläser und die Weinflaschen klapperten zusammen.

Ein seltsames, fast möchte ich sagen bacchanalisches Bild zu meinen Füßen, und der aufgeblasene und aufgedunsene Kauz, der so gesprochen, ich kannte ihn wirklich, und wer hätte ihn auch nicht kennen sollen, der in jenen Zeiten auf der Berliner Universität studiert. Es war S.-C.-M. und kein anderer, eine der lächerlichsten und zugleich bedauernswertesten Existenzen, die je meinen Lebenspfad gekreuzt. Er war der Sohn eines höheren Beamten und noch in ziemlich jungen Jahren mit großen Hoffnungen von seinen Eltern auf die Universität geschickt. Auch er gehörte zu jenen Treibhauspflanzen, welche, auf der Schule sogenannte Musterschüler, von dem frischen Winde, der auf den Universitäten weht, ergriffen, in einen Wirbel von Vergnügungen sich geworfen sehn und in ihrem Taumel die gewichtige Warnungstafel nicht bemerken, die dem flotten Studio ein „bis hierher und nicht weiter" entgegenruft. So treiben sie denn hinaus in einen Ozean, der sich immer weiter und weiter vor ihnen dehnt, unergründlich, uferlos! Unser M. wollte ein Rechtsgelehrter werden, hatte aber das Unglück, statt zum starren Rechtsbuch immer zum Bierkomment zu greifen und in dessen vielverschlungene Geheimnisse sich zu vertiefen. Der wohlbemessene Wechsel reichte zu diesem vielseitigen Studium nicht aus, doch noch gabs ja unermeßlichen Kredit auf der Kneipe der vielversprechenden Blase, in die unser Studio geraten war. In ein Korps hatte M. nicht eintreten mögen, er scheute Rapier und Säbel, wenn er auch das gerade Gegenteil allen, die es hören wollten und nicht Korpsstudenten waren, mit gewaltigem Effekt zu versichern wußte. So lebte M. in Saus und Braus, trank täglich mehr und lernte stündlich weniger; ja, er verlernte,

was er wenigstens früher noch gekannt hatte, den Anstand. Ich lernte ihn in meinem ersten Semester im Jahre 1867 auf der Universität kennen, in einer Kneipe, wo, wie der studentische Ausdruck heißt, Kamele zu verkehren pflegten. S.-C.-M. warf sich an uns heran, imponierte uns neu gebackenen akademischen Bürgern durch seine studentische Forschheit; das Bier floß in Strömen, auch am Essen wurde nichts gespart; nun gings ans Bezahlen. „Fatal," rief S.-C.-M., „habe meine Börse vergessen, Mulus, hilf mir aus, ist eine Ehre für Dich, einem bemoosten Haupt, wie ich bin, einen Dienst zu erweisen." Er borgte mich um 5 Thaler an, ich gab sie willig hin und meinte, so recht als akademischer Bürger gehandelt zu haben; die kecke Kellnerin aber lachte verschmitzt, als sie das Geld für S.-C.-M.'s Zeche einstrich und noch 50 Pf. dazu, die er ihr großspurig als Trinkgeld hinschob. Dann wankte der Forsche nach Hause, und ich wähnte, einen echten Typus der Studentenschaft kennen gelernt zu haben. Drei Wochen verstrichen, S.-C.-M. ließ sich nicht wiedersehen, er streifte andere Kneipen ab, wo junge Studenten verkehrten. Eines Tages kam er wieder, von dem geborgten Gelde war kein Wort die Rede. S.-C.-M. bramarbasierte von seinen Heldenthaten, die er im Jahre 1866 ausgeführt und schäumte über in Patriotismus. „Bruder, bezahle meine Zeche," lallte er endlich und verschwand, wir aber thaten unsere Börsen auf und schossen zusammen, um zu begleichen, was er verzehrt hatte. Noch öfter habe ich ihn so getroffen, doch in den letzten Jahren war er mir außer Gesicht gekommen, seit ich in einem bestimmten studentischen Kreise zu Hause geworden war, hier in Frankreich nun sah ich ihn wieder in des Königs Rock. Er war immer noch der Alte. Ich stieg die primitive Treppe hinunter; M. wurde meiner ansichtig und fixierte mich mit seinen triefenden Augen.

„Herzbruder," rief er plötzlich, „doch was sage ich, Herr Feldwebel! — O, Leute, wir kennen uns; der Herr Feldwebel wirds Euch sagen, welchen Klang mein Name auf der Berliner Universität hat."

Er stellte sich stramm vor mich hin.

„Ja, M.," erwiderte ich, „Sie kennt die ganze Berliner Studentenschaft."

„Seht Ihr's, das war auf der Universität mein Herzbruder, heute ist er der Herr Feldwebel und ich Unteroffizier M. Subordination, so gehts in Preußen; das ist der Geist in unserer Armee, das Geheimnis unserer Kraft. Doch nichts für ungut, trinken Sie ein Glas mit ihrem alten Herzbruder, Herr Feldwebel; es leben die Studenten, es lebe das deutsche Heer!"

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel, ich wollte das alte Faktotum der Universität nicht bloßstellen und stieß wacker mit an, bis die aufgeregte Gesellschaft ihre Quartiere aufsuchte. Ich habe S.-C.-M. nicht wieder gesehn; als unser Regiment später zu neuen Gefechten kam, wurde unser Held erst revierkrank, dann für den Felddienst als untauglich erklärt und zum Ersatzbataillon abgeschoben; heute liegt er schon längst in der kühlen Erde, er fiel dem Alkohol zum Opfer, dem er sich mit seinem Blute verschrieben hatte. Doch zurück nach Jouaville. Noch ganz betäubt von all dem Lärm, stieg ich wieder in mein Quartier hinauf und warf mich auf die mächtige Bettstelle neben Leutnant Freitag, der schon in tiefen Träumen lag. Er sprach im Schlaf, er schien im Gefecht zu sein, denn er fuchtelte gewaltig mit seinen Armen und drängte mich so bis an den äußersten Rand des unbequemen Lagers. Dennoch schlief ich endlich ein, um bald wieder durch ein heftiges Schnarchen geweckt zu werden; kein Rütteln, kein Rufen half; ich mußte mich in mein Schicksal ergeben und die Nacht mit allerlei närrischen Gedanken hinbringen, in Hangen und Bangen; in jenem unbehaglichen Zustand, der da zwischen Wachen und Schlafen liegt.

Vergebens hatte ich mich auf die sechstägige Ruhe in Jouaville gefreut.

Trotz des entsetzlichen Wetters, das alle Wege grundlos machte, hatte sich das Auftreten der Franktireurs in bedenklicher Weise gesteigert, und namentlich in dem Walde von Hermeville westlich von Etain hatte sich verdächtiges Gesindel gezeigt. Meine Kompagnie

wurde dazu ausersehn, den Wald von Hermeville zu durchsuchen, außerdem aber sich dem Rittmeister André zur Verfügung zu stellen, um aus den umliegenden, schon stark ausgesogenen Ortschaften Requisitionsgegenstände abzuholen.

Am 20. Oktober morgens um 7 Uhr traten wir bei schauerlichem Wetter unseren Marsch an und gelangten nach Caulré Ferme, wo uns der Rittmeister André mit einem nicht unbedeutenden Kolonnenpark erwartete und seine Instruktionen erteilte. Es waren Getreide, Wagen mit Vorspann nebst den dazu nötigen Fuhrknechten zu requirieren. An alle umliegenden Gemeinden waren Befehle geschickt worden, eine ihnen näher angegebene Menge Getreide, eine bestimmte Anzahl Pferde und Wagen zur Auslieferung bereit zu halten.

„Ich werde für gute Quartiere sorgen," sagte der Rittmeister, „Sie aber, meine Herren, müssen unnachsichtig sein, und soviel Sie irgend in den abzurequirierenden Dörfern auftreiben können, von den Einwohnern zusammenschleppen lassen; wir haben Mangel vor Metz, wissen nicht, wie lange wir hier noch zu liegen haben, und im Kriege ist sich jeder selbst der Nächste."

Er verteilte nun die Kompagnie auf die Kolonnenwagen, und fort gings ins Land hinein. Der Himmel über uns war stahlgrau, und ein feiner Sprühregen rieselte auf uns nieder; wir froren entsetzlich auf unserem Planwagen an dem naßkalten Morgen. Bald hatten wir die letzte Linie unserer Vorposten überschritten und befanden uns in einem unbesetzten Terrain, von welchem man wußte, daß Franktireurs es in Massen durchstreiften. In Friedenszeiten mußte hier in dieser Gegend guter Wohlstand herrschen, denn weithin gestreut lagen viele große Dörfer vor unseren Blicken, in der Ferne umsäumte Wald die weiten Gemarkungen. Unsere Kolonne machte Halt, wir stiegen ab, die Kompagnie teilte sich in drei Züge, jeder Zug erhielt ein Dorf als Requisitionsfeld mit dem Befehl, am Ausgang des einen Dorfes nach beendigter Requisitionsarbeit mit den erlangten Gegenständen sich einzufinden. Die Arbeit, die nun für uns

begann, war ebenso beschwerlich, als traurig. Ich näherte mich mit meinem Zuge dem mir zugewiesenen Dorfe, sah aber schon in einer Entfernung von 500 Schritt, wie Blusenmänner mit Kühen und Pferden, die sie mit Gewalt antrieben, in den nahen Wald flüchteten. Als ich mit meinem Zuge in das Dorf kam, war dasselbe ziemlich ausgestorben; hie und da blickte ich in entsetzte Frauengesichter oder in ein trauriges Greisenantlitz; vor mir wankte ein altes Mütterchen, welches, fast erliegend unter der Last, mit keuchendem Atem einen Sack Getreide, vielleicht den letzten, den sie hatte, auf die Mairie schleppte. Dieser Anblick schnitt mir ins Herz; ja, unerbittlich ist der Krieg auch gegen die, welche ihn nicht verschuldet haben, die, eingekreist in eine enge Ordnung des Lebens, unter harter Arbeit im Schweiße ihres Angesichts ihren Acker bebauen und sich wenig kümmern um die großen Fragen der Völker, und gerade gegen diese noch unerbittlicher, als gegen die Urheber. Vor der Mairie empfing mich der Herr Maire, ein Graf, schon ergraut, von vornehmer, fast herablassender Haltung.

„Sie kommen unser Letztes zu holen, Hunger und Elend wird das Los der Bewohner dieses Dorfes sein. Die geforderte Menge Getreide vermag ich nicht zu liefern; alles, was das Dorf an Vorräten noch besaß, liegt auf der Mairie und steht Ihnen zur Verfügung. Wagen und Pferde bitte ich durch Ihre Leute aus den Ställen herbeiholen zu lassen, nebst Fuhrleuten, wenn Sie solche im Dorfe noch finden; es wird schwer halten, die jungen Leute sind alle unter den Adlern."

„Oder drüben im Walde," erwiderte ich den gemessenen Worten des Grafen, der unter seinen buschigen Augenbrauen hervor einen feindlichen Blick auf mich schoß, doch er entgegnete nichts, sondern mit der Hand winkend, als wollte er sagen „gehen Sie an Ihr Geschäft!" drehte er sich um, stolz wie ein echter Franzose, und schritt dem Hause zu.

Im Hause der Mairie waren Dorfbewohner, meistens Frauen, versammelt; Weinen und Wehklagen empfing mich, doch hier war

keine Zeit zum Mitgefühl; ich zählte die Säcke, während die meisten meiner Leute sich in den Dorfstraßen zerstreuten, um Wagen, Geschirr und Pferde herbeizuschaffen. Mit Mühe wurden drei Gespanne aufgebracht und auch endlich drei junge Burschen entdeckt, die als Wagenführer uns folgen mußten. Der eine war der Enkel des alten Mütterchens, welches bei meinem Eintritt in das Dorf mit ihrem Getreidesack vor mir hergekeucht war; sie weinte bitterlich am Halse des Enkels, und tief ergreifend war mir diese Scene. Ich tröstete die Alte, so gut ich es vermochte; in wenigen Tagen würde ihr Enkel wieder bei ihr sein; es war umsonst, sie gab ihn verloren, und fast sank sie vor meinen Augen zusammen. Inzwischen war das Getreide aufgeladen, und fort ging es aus dem unglücklichen Dorfe, Weinen und Schmerzensschrei, dazwischen unterdrückte Flüche hinter uns! Nie habe ich im Kriege ein traurigeres Kommando gehabt; die Not und die Selbsterhaltung zwangen zu solchen Maßregeln, vor denen die Menschlichkeit stille steht und scheu ihr Antlitz verhüllt. Ich war froh, als ich mit meinen erlangten Vorräten beim Rittmeister André wieder eingetroffen war, und weiter gings unter rieselndem Regen ins Land hinein. Aus jedem Dorf, dem wir uns näherten, flohen die Bewohner mit ihrem Vieh und mancher tragbaren Habe in die nahen Wälder, ohne daß wir sie erreichen konnten, und wir mußten überall vorlieb nehmen mit dem, was wir noch vorfanden und oft erst durch harte Worte, ja durch Drohungen uns verschaffen konnten.

Nachmittags gelangten wir an den Wald von Hermeville, den wir zu durchsuchen hatten. An dem Waldsaume machte die Kompagnie Halt, während Rittmeister André mit der Kolonne und kleiner Bedeckung sich nach Hermeville begab. Der vor uns liegende Wald war hunderte von Morgen groß, meistens mit Unterholz bestanden und daher schwer zu passieren. Ihn sorgsam und nach allen Richtungen hin abzusuchen, wäre eine Kompagnie viel zu schwach gewesen; wir begnügten uns daher zunächst damit, das ausgedehnte Gehölz auf seinen drei Hauptwegen zu durch-

schneiden in der Weise, daß mitten durch die Dickung dringende Patrouillen die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen der Kompagnie aufrecht erhielten. Der Waldboden war aufgeweicht, das Gezweige überall naß, so daß der Vormarsch doppelt unangenehm wurde. Von Franktireurs entdeckten wir keine Spur; nur ein alter Mann wurde eingebracht, der am ganzen Leibe zitterte, und als man gar anfing, ihn auf Waffen zu durchsuchen, nicht anders meinte, als daß er nun sterben müsse. Mein Hauptmann beruhigte ihn mit gütlichen Worten und entließ den Geängstigten später in Hermeville, als sich seine Harmlosigkeit deutlich herausgestellt hatte. Von dem dritten Hauptwege aus wurde nun das nach Hermeville zu gelegene Stück des Waldes durchquert; wir mußten uns mit dem Faschinenmesser durch das triefende dichte Gesträuch Bahn hauen, sogar einen kleinen Waldbach durchwaten, ohne für alle unsere Anstrengung durch einen glücklichen Fang belohnt zu werden; — doch nein, ein Musketier kam triumphierend angelaufen, er schwang einen gewaltigen gelben Metallhelm mit rotem Busch in seiner Rechten, wunder meinend, welche bedeutsame Beute ihm zugefallen wäre. „Alter Sohn," meinte indessen lächelnd der Hauptmann, „brauchtest Dich darum nicht so gewaltig zu strapezieren, ist ja ein Feuerwehrhelm, den Du da in Deinen Händen hälst." Unser braver Musketier machte zuerst ein ganz verdutztes, dann ein langes, plötzlich aber ein höchst ergrimmtes Gesicht, packte das metallene Ding beim roten Busch und paukte nun wütend damit auf den nächsten Baum los, bis der Helm vor Beulen fast unkenntlich geworden war.

„Da, bleib liegen, du verdammter Quark," rief's, schleuderte den geschundenen Helm auf den Boden und trat mit den Füßen auf demselben herum, bis er in den weichen Grund schier eingesunken war. Der kleine komische Auftritt gab uns allen etwas zu lachen und klärte unsere wenig freundliche Stimmung einigermaßen auf. Das Vergnügen im Walde von Hermeville war zweifelhaft genug gewesen, und hätten wir nur noch einen Franktireur gekapert, den wir im Triumphe mit ins Dorf hätten

nehmen können, aber so ein alter zitternder Mann und eine Feuerwehrkiepe, — gar zu armselige Trophäen! Es war gegen 7 Uhr abends, als wir in Hermeville anlangten und unsere mageren Quartiere aufsuchten; glücklicherweise hatte der Rittmeister André unsere Koffer mitnehmen lassen, so konnte ich mich wenigstens der schmutzigen Kleider entledigen und wieder einigermaßen menschlich herausputzen. Um 8 Uhr ging ich auf die Mairie, woselbst mein Kompagnieführer einquartiert war. Rittmeister André, zwei Kavallerieoffiziere und Leutnant Freitag hatten sich ebenfalls hier eingefunden. Der Herr Maire, ein ganz geschmeidiger und formgewandter Mann, empfing mich auf die zuvorkommendste Weise und lud mich höflich ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. So setzte ich mich denn mit an den großen runden Tisch und mischte mich in die lebhafte Unterhaltung, die allerdings hauptsächlich von dem dicken, fettglänzenden Herrn Curé, wie es schien einem täglichen Gast des Maires, geführt wurde. Die Hände über den rundlichen Bauch gefaltet, saß Hochehrwürden da, im Gesicht das ganze mit Jovialität gemischte Selbstbewußtsein, welches dieser Kategorie von Priestern nicht selten eigen ist und sich in den meisten Fällen durch ein gutmütig überlegenes Lächeln und ein eigentümliches Zusammenkneifen der Augen äußert, im übrigen nicht in erster Linie Priester, sondern Franzose mit der ganzen Lebhaftigkeit, aber auch mit der übertriebenen Eitelkeit und Verblendung dieses Volksstammes. Frankreich war natürlich nicht besiegt, sondern schändlich verraten, Metz uneinnehmbar, und die Forderung der Deutschen, von Elsaß und Lothringen wieder Besitz ergreifen zu wollen, eine Anmaßung, die von Frankreich mit Entrüstung zurückgewiesen werden würde.

„Eher würden wir kämpfen bis auf den letzten Mann," meinten Hochehrwürden, „auch wir Curés würden die Waffen ergreifen, denn dann wäre Frankreichs Ehre bedroht, und wo dies der Fall ist, kennt die große Nation keine Rücksicht, eine Erhebung en masse, und dann wird Frankreich auch zu siegen wissen."

Rittmeister André und mein Kompagnieführer sahen sich einander lächelnd an, und der letztere bemerkte: „Etwa so, Hochehrwürden, wie bei Metz!“

„Eh bien,“ rief der Curé, „sind wir etwa bei Metz besiegt? Haben Sie die Festung schon genommen? Bei Gott und allen Heiligen, das soll Ihnen nicht gelingen, das wird Frankreichs Größe und die heilige Jungfrau verhüten.“

Hochehrwürden bekreuzte sich und that dann einen tiefen Zug aus seinem Glase; der Eifer hatte ihn heiß gemacht und dicke Schweißtropfen rannen ihm von der großen Stirne die wulstigen Backen hernieder. Das Gespräch nahm nun eine harmlosere Wendung; unser Curé war auch schon in Deutschland gewesen, „bis Könniksberg“, wie er sich unbehilflich in unserer Muttersprache ausdrückte, aber er schalt auf alles, was Deutsch war, nur den Rhein fand er schön, indessen dieser gehörte von Rechts wegen zu Frankreich; Berlin sei ein petit village, — und dabei machte er mit der Hand eine unsagbar wegwerfende Bewegung, — gegen das göttliche Paris, die Königin der Städte. Dann fing er an, über den deutschen Volkscharakter zu schelten, „keine Noblesse in Eurer Nation“, meinte er, „haben mich gehaun über Ohr, die Prussiens; habe für ein Eisenbahnwagenfenster, das ich mit meinem Ellenbogen im Schlafe eingedrückt, fünf Frank, sage fünf Frank bezahlen müssen, nachdem man erst so unhöflich gewesen war, mich vor aller Welt auf der Station anzuhalten und auf das Bureau zu schleppen. Mutwillen, Absicht traute man mir zu; parbleu, sah ich aus, wie einer . . . .“, er unterbrach sich, „und das einem Franzosen“!

„Allerdings,“ meinte Rittmeister André ironisch, „ein schweres Unrecht gegen die grande nation; in Hochehrwürden war Frankreich beleidigt.“

„War es auch, Kapitän,“ rief der Curé, „und wär es nicht damals zur Zeit der mexikanischen Affaire gewesen, wer weiß?“

„Ja, wer weiß!“ wiederholte mein Kompagnieführer und dann nacheinander wir alle.

Hochehrwürden war immer röter geworden; der Wein fing an, ihm zu Kopf zu steigen. Das Gespräch kam nun auf die Größenverhältnisse beider kriegführenden Länder, und da legte Hochehrwürden eine geradezu unglaubliche Unwissenheit über die Ausdehnung Preußens an den Tag.

„Ick bin nach Könniksberg gefahren, — aber wie? Mit der chemin de fer immer im Kreis rund um, damit ick sollte denken, la Prusse sein viel großer und Könniksberg wirklick so weit. Ick weiß aber guter; toujours Kreis um!"

Er machte mit dem dicken Zeigefinger einen Kreis durch die Luft und verzog sein Gesicht zu verschmitztem Lachen. Wir lachten mit, ohne uns die Mühe zu geben, ihn in seinen geographischen Vorstellungen über Preußen zu berichtigen; es würde uns bei seiner Aufgeblasenheit auch wenig geholfen haben. Er hatte während seiner Erzählungen der Flasche immer lebhafter zugesprochen und fühlte sich, als wir endlich aufbrachen, wohl nicht mehr ganz sicher auf seinen Füßen. Wohl mehr aus diesem, als aus irgend einem anderen Grunde lud er uns ein, mit ihm in seine Wohnung zu kommen und von seiner Gastfreundschaft ein vorzügliches Glas Kirschwasser anzunehmen. Wir leisteten mehr aus Neugierde, als aus Sehnsucht nach dem Schnaps dieser Einladung Folge mit Ausnahme des Rittmeisters und meines Kompagnieführers, die es vorzogen, ihre Betten aufzusuchen.

Der wankende Curé führte uns in einen Raum, den wir nicht für viel mehr, als für eine Küche halten konnten. Das Mobiliar war äußerst dürftig; in der Mitte stand ein roh gearbeiteter, großer viereckiger Tisch, um den wir auf Binsenstühlen Platz nahmen. Auf den Wink des Hausherrn brachte eine alte verhutzelte Haushälterin Gläser und eine mächtige Flasche des gerühmten Getränkes herbei; Hochehrwürden schenkte ein, wir stießen an und kosteten von dem überaus scharfen Zeuge, das uns schier Zunge und Gaumen verbrannte. Der Curé aber schlürfte mit wahrem Wohlbehagen, die kleinen Augen fest zusammenkneifend, den ganzen Inhalt seines Glases hinunter, mit der Zunge schnalzend, mit den dicken

Händen sich den rundlichen Bauch behaglich streichend. „Superbe, n'est-ce pas?“ fragte er uns, wir bejahten pflichtschuldigst, so sehr wir auch die Gesichter verzogen hatten. Doch der menschliche Gaumen gewöhnt sich schließlich an alles, das zweite Glas schmeckte schon besser, ähnlich wie ganz alter Nordhäuser oder russischer Pflaumenschnaps. Plötzlich hatte Leutnant Freitag den Einfall aufzustehn und auf die uns gegenüberliegende Thür loszusteuern, die er ein wenig öffnete; aber wie ein Stoßvogel schoß Hochehrwürden auf die Thür los, hielt Freitag zurück und stellte sich nun, Beine und Arme ausstreckend, mit seinem ganzen dicken Korpus zwischen die Thürpfosten, wie eine Henne, die ihre Küchlein hüten will. Da drinnen aber erblickten wir eine jugendliche Mädchengestalt, die sich scheu hinter die Vorhänge des großen Himmelbettes flüchtete. „Ma nièce, ma nièce,“ keuchte Hochehrwürden, und die alte Aufwärterin schlug einmal über das andere ein Kreuz, als wäre der Teufel in das Pfarrhaus gefahren. Wir aber ließen Hochehrwürden mit seiner Nichte allein und drängten uns auf die dunkle Dorfstraße, hier erst unserem Lachreiz uns überlassend, der das Zwerchfell erschütterte. Ich schlief auf dieses Erlebnis ausgezeichnet, es war schon 7 Uhr, als ich erwachte; ich hatte Eile, mich in die Kleider zu werfen und meinen Kaffee zu trinken, denn bereits auf $7\frac{1}{2}$ Uhr war unser Abmarsch festgesetzt. Auch an diesem Tage regnete es ununterbrochen, dies erschwerte unser Requisitionsgeschäft, das auch heute dem gestrigen Tage ähnlich traurige Scenen veranlaßte. Ich war mit meinem Zuge weit getrennt von dem übrigen Teile der Kompagnie, da mir der selbständige Auftrag geworden war, aus zwei Dörfern die bestellten Mengen Getreide mit den notwendigen Gespannen abzuholen und dann auf eigene Hand meinen Weg nach dem kleinen Städtchen Fresnes zu suchen, woselbst am Abend das ganze Detachement zusammentreffen sollte. Der mir gewordene Auftrag war beschwerlich durchzuführen; und in dem von Franktireurbanden unsicher gemachten Terrain die ganze Sache nicht gefahrlos. Der Abend brach herein, ehe meine

traurigen Geschäfte in den beiden Dörfern beendet waren, überall stieß ich auf Wehklagen und unmutige Gesichter; endlich hatte ich sechs beladene Wagen mit den notwendigen Führern, jungen, trotzigen Burschen, beisammen und zog nun, begleitet von einem älteren Bauern, der von zwei mit geladenen Gewehren versehenen Musketieren in die Mitte genommen war, meinen Weg nach Fresnes. Gegen 8 Uhr abends traf ich dort ein als der letzte vom ganzen Detachement, schon war man um meine Abteilung besorgt gewesen und hatte daran gedacht, nach derselben zu suchen in der Befürchtung, wir könnten den Weg verfehlt haben oder gar Franktireurs in die Schlingen gelaufen sein, so war denn die Befriedigung groß, als wir uns vor der sehr schönen, mit einer großen Freitreppe versehenen Mairie zur Stelle meldeten. In den großen, zu Gerichtszwecken dienenden Sälen, die sich parterre und im ersten Stock befanden, wurden unsere Leute in Alarmquartieren untergebracht, auf dem freien Platz vor der Mairie waren sämtliche requirierten Gespanne aufgefahren, von starken Posten bewacht, und in der Mairie selbst war eine große Wache etabliert. Ich begab mich mit Leutnant Freitag und einem Ulanenoffizier in das für unsere Unterkunft bestimmte stattliche Haus. Dasselbe war auch im Innern höchst elegant eingerichtet. In dem mit großen Steinfliesen belegten geräumigen Vorflur empfing uns ein allerliebstes Kammerkätzchen, blutjung, mit schnippischem Gesichtchen, ein zweites, nicht weniger hübsch, aber etwas schüchterner, stand im Hintergrunde, sie waren die einzigen Insassen des Hauses, ihre Herrschaft hatte aus Furcht vor den Prussiens Fresnes verlassen und die kleinen, wahrscheinlich auf ihr hübsches Gesicht vertrauenden Mädchen zu Hüterinnen des Hauses bestellt. Daß die Prussiens ihr Leben nicht bedrohen würden, das wußten sie genau, wenigstens haben sie uns das später versichert. Wir waren bald vertraut mit ihnen und ließen uns in den stattlichen, im ersten Stock gelegenen Speisesaal führen, wo sie uns ein allerdings sehr einfaches und, was noch schlimmer war, unzureichendes Mahl vorsetzten. Sie beteuerten,

selbst einen knurrenden Magen zu haben und keinerlei Vorräte im Hause, und wenn sie dies auch mit lachendem Munde sagten, sie logen nicht; vorzüglichen Wein setzten sie uns vor und kredenzten selbst das edle Naß, machten sich überhaupt viel um uns zu schaffen, ohne aufdringlich oder gar in ihrem Benehmen zweifelhaft zu sein. Sie waren muntere Französinnen von echtem Blut, graziös, voller Esprit und Laune trotz des thränenvollen Krieges. Jedenfalls amüsierten wir uns prächtig in ihrer Gesellschaft — trotz des nicht völlig gestillten Hungers — und suchten verhältnismäßig erst spät unser Lager auf. Zum ersten Mal seit langen Wochen legte ich mich wieder in ein reguläres Bett und zwar in ein ausgezeichnetes. Wie behaglich streckte ich meine Glieder auf die schwellenden Kissen und schlief sofort ein. Ich träumte nicht, aber ich wußte am anderen Morgen, daß ich fest geschlafen hatte. Es kam mir vor, als wäre ich weit fort von Metz in die behagliche Zeit des Friedens zurückversetzt, als ich mich erhob und endlich einmal wieder an einem ordentlichen Waschtisch mich anständig waschen konnte. Gegen 8 Uhr fanden wir uns alle drei wieder in dem behaglichen Speisesaal zusammen, und die beiden niedlichen Mädchen servierten uns den Kaffee, wir erhielten frisches Weizengebäck dazu und ließen uns den Morgenimbiß trefflich munden. Gegen halb 9 Uhr kam Premierleutnant von Hülleßem zu uns; er erzählte uns, daß es trotz sorgfältiger Bewachung doch dem einen französischen Wagenführer gelungen wäre, mit seinem beladenen Gespann zu entkommen, die Wut des Rittmeisters André sei unbeschreiblich, doch sei nun einmal daran nichts mehr zu ändern, der ausgeflogene Vogel sei nicht wieder einzufangen. Die übrigen französischen Burschen seien mißmutig und suchten auf allerlei Weise das Füttern ihrer Pferde in die Länge zu ziehn und auch sonst die nur erdenklichsten Schwierigkeiten zu machen. Vor 10 Uhr würden wir nicht abrücken können; alsdann aber sollten wir uns bereit halten. Ich benutzte die mir noch bleibende Zeit zu kleinen Einkäufen u. s. w. Der Ort, in dem wir uns befanden, war eine richtige Ackerstadt,

die außer der Mairie und den stattlichen Häusern am Mairieplatz eigentlich nur Kabachen aufzuweisen hatte. Mitten durch die Hauptstraße floß oder schlich vielmehr ein schmutziger Graben, an dessen Rande in traulicher Gesellschaft in kleinen regelmäßigen Abständen umfangreiche Düngerhaufen lagen, sonst habe ich etwas Bemerkenswertes nicht gesehn und hätte nur noch zu erwähnen, daß ich in einer Art Bazar für etwas Seife und andere Kleinigkeiten riesige Preise bezahlen mußte. Endlich um 10 Uhr traten wir, und zwar unter strömendem Regen, unseren Rückmarsch an; wir kamen dicht an dem Schlachtfelde vom 16. August vorüber, doch die Stelle, wo ich an diesem heißen Tage mit meinem Regiment gegen des Feindes ungeheure Uebermacht gefochten, berührten wir nicht. Etwa 4 Uhr nachmittags trafen wir wieder in Caulré Ferme ein, ließen bei den Kolonnen eine Bedeckung zurück, kochten schnell ab und gelangten gegen 8 Uhr nach Jouaville. Ich begab mich sofort in mein trauriges Quartier, und ich kann kaum beschreiben, einen wie niederschlagenden Eindruck der Kontrast zwischen diesem und meiner gestrigen eleganten Wohnung auf mich machte. Die große leere Bettstelle gähnte mich an, in die unsere Burschen frisches Stroh legten. Nun waren wir wieder mitten im Kriege, was konnte es helfen? dennoch schlief ich fast die ganze Nacht hindurch, denn die Sonne stand schon hell am Himmel, als ich wieder zum Bewußtsein meiner selbst kam. Nach langen Regentagen war ein freundlicher Morgen angebrochen, und ein Ruhetag lag vor mir. Ich suchte meinen Bruder auf, der während meiner Abwesenheit sein Offizierspatent erhalten hatte; er machte sich sehr forsch in seiner neuen Uniform, die schon lange in seinem Koffer der Auferstehung geharrt. Der Tag ging in beschaulicher Ruhe hin, es sollte der letzte in der äußersten Linie sein, denn schon für den nächsten Morgen war der Abmarsch nach Amanvillers befohlen. Doch eine angenehme Ueberraschung brachte dieser Tag noch, die ich nicht unerwähnt lassen will. Es trafen nämlich hier in Jouaville wieder mehrere Bürger aus Neu-Ruppin mit

einem Transport von Liebesgaben ein, die durch Einwohner unserer Garnisonsstädte Neu-Ruppin und Havelberg gesammelt worden waren. Selbstverständlich erregte diese Liebesäußerung aus der Heimat die größte Freude, und die bürgerlichen Herren in ihren Civilröcken mitten unter der bunten Soldateska, hineinversetzt in das kriegerische Lagerleben, hingeführt auf den Boden, wo das Regiment für Deutschlands Ehre geblutet hatte, sie konnten diese plötzliche Veränderung kaum fassen; noch vor wenigen Tagen auf den stillen Straßen von Neu-Ruppin, auf dessen wallartigen Promenaden das Rauschen des schönen Sees zu allerlei süßen Träumereien auffordert, und heute mitten in dem gewaltigen Gewühl einer ungeheuren Armee, in zerschossenen Dörfern, bei Schanzen und Zeltlagern, Artillerieparks und Wagenkolonnen, die ungeheure Festung mit dem eingekeilten feindlichen Heer in unmittelbarer Nähe, wahrlich ein Kontrast, unter dessen Eindruck die biederen Bürger standen, so daß es sich anfänglich ihnen wie ein Alp auf die Brust legte. Als sie uns aber trotz der Verwüstung rings umher, trotz des Geschützdonners in der Ferne, trotz der Armseligkeit und Engigkeit unserer Quartiere so vertrauensvoll und heiter sahen, da schwanden die Wolken von ihrer Stirn, und ein Teil des göttlichen Leichtsinns, der den Soldaten im Kriege ergreift, ging auch auf sie über. Und was hatten sie für uns nicht alles mitgebracht! Wohlverpackt in Fässern und Kisten, fanden sich alle möglichen Gaben vor; wollene Sachen, Cigarren, Rauch- und Schnupftabak, Liköre, die verschiedensten Weine, Wurst und Schinken, Seife, Schwefelhölzer, Lichte, und was das Herz eines Soldaten sich nur immer im Kriege wünschen kann. Und das alles wurde gleichmäßig auf die Kompagnieen verteilt, da schauten die Herren aus der Heimat überall in dankbare Gesichter, gewiß der reichste Lohn für ihre Opfer und Mühe.

Ja, so stand damals das Volk einmütig mit seiner Armee im Felde zusammen; es ist etwas Unvergeßliches, diese große gewaltige Zeit, wo alle Kräfte in der Nation wetteiferten in heiligem Eifer für die Erreichung des einen herrlichen Zieles, das

nun kein Traum mehr ist. Und wer in jenen Tagen da draußen gestanden auf der bedrohten Grenzwacht, wer mit gekämpft und geblutet dort vor der waffenstarrenden Moselfeste, dem wird die Erinnerung an solche Scenen, wie die eben geschilderte, in denen der große Sinn der deutschen Nation, die Kraft ihrer Liebe und Begeisterung sich am schönsten bewährten, für alle Zeiten ein herrlicher Schatz sein, bei dem er gerne weilt, wenn er die Lauheit der Gegenwart, die Interessenwirtschaft des Werkeltagslebens, die kleinlichen Kämpfe um untergeordnete Dinge, die Engherzigkeit und den Egoismus so mancher Gemüter, die Trübung des nationalen Gedankens durch Unzufriedenheit, Not und Verstimmung über Nichterfüllung gehegter Wünsche in vielen Schichten des Volkes bemerken muß und irre werden will an seiner Nation, als hätte sie vergessen, für welches Gut sie ihre Existenz und das Leben ihrer besten Söhne eingesetzt, als hätte sie den großen Geist verloren, von dem sie damals erfüllt war, als Frankreichs vermessener Wahn sie aufgerüttelt zu einer weltgeschichtlichen That. Und eine solche Erinnerung giebt neuen Mut und stärkt das Vertrauen zu dem guten Geiste, der im deutschen Volke lebt, und der, wenn auch im Augenblick verdunkelt, sich wieder bewähren wird, sollte dermaleinst von neuem ein unvermeidlicher Krieg uns zu den Waffen rufen.

XXV.

Die Kapitulation von Metz.

Am 25. Oktober mittags um 1 Uhr rückten wir nun wieder in unsere alten Quartiere nach Amanvillers mit einem Umweg über Verneville, denn hier defilierte das Bataillon vor Sr. Excellenz dem Generalleutnant von Alvensleben, der sich über den trotz des schlechten Wetters guten Anzug und über die ganze Haltung des Bataillons so belobigend aussprach, daß dies den Mannschaften bekannt gemacht wurde.

Wir wußten, daß die Tage von Metz gezählt waren, denn bereits am 24. Oktober waren die Truppen vom Oberkommando benachrichtigt worden, daß der feindliche Oberbefehlshaber verständigt sei, daß alle seine Hoffnungen auf politische Unterhandlungen gescheitert wären, und in der Nacht vom 25. auf den 26. ging vom Oberkommando bei den Armeekorps eine Depesche ein, welche besagte: „die Korps müssen morgen früh sich auf einen feindlichen Angriff gefaßt halten". Am 26. früh wurden die Truppen der vierten Linie nach Verneville herangezogen, wir übrigen hielten uns in unseren Kantonnements zum Ausrücken bereit, aber nichts passierte, der Feind verhielt sich wieder ruhig, hätte sich bei dem herrschenden schlechten Wetter und dem grundlosen Terrain auch angreifend auf die Wege beschränken müssen. Auch der 27. Oktober verging still, nur hielt der strömende Regen an. Nachmittags suchte mich Max Schulze auf, und ich setzte mich mit ihm und Leutnant Freitag zum Skatspiel hin, doch wollte das Spiel nicht recht vom Fleck, wir hatten keine günstige Stimmung dafür; die Ungewißheit der Lage, die Befürchtung, daß vielleicht schon Morgen noch einmal der blutgetränkte Boden um Metz mit neuem Blute sich röten könnte, machte uns ernst. Da plötzlich gegen 7 Uhr sprengte es in gestrecktem Galopp die Dorfstraße hinunter, lauter Lärm, Hurrarufen tönte an unser Ohr; etwas Bedeutendes mußte sich ereignet haben, wir sprangen von unseren Sitzen und stürzten vor die Thür.

„Metz ist über!" rief uns ein in atemlosem Laufe vorübereilender Feldwebel entgegen, aus allen Häusern und Scheunen stürzten die Soldaten auf die Straße, überall wurde es lebendig. „Ist es denn wirklich wahr?" So sehr wir dieses Ereignis ersehnt und so fest wir es erwartet hatten, wir konnten es kaum glauben und fassen nun, da es wirklich eingetreten. Was in jenem Augenblicke, als diese gewaltige Nachricht zum ersten Male an mein Ohr schlug, alles meine Seele bestürmte, ich kann es nicht beschreiben und wiedergeben, aber das Gefühl einer Wonne wars, die Fülle einer Befriedigung und die Macht einer Hoff-

nung, wie ich solche in meinem ganzen Leben noch nicht empfunden. Erst legte sichs fest und starr auf meine Brust, ich war keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, aber dann strömte es mir wie Feuer durch die Adern, ich reckte mich empor, und mit lauter Stimme rief ich mein Hurra in den regenschweren Abend hinaus, und „Hurra" erscholl es von allen Seiten und hallte es heraus aus allen Häusern; die Fenster wurden hell; alles Licht, was in den Quartieren aufzutreiben war, alte Lampen, Stearinkerzen, Talgstümpfe wurden an die Fenster gesetzt, und bald war eine Illumination entstanden, die, was ihr an Glanz abging, an Liebe und Begeisterung, die sie ins Leben berufen, dreidoppelt ersetzte. Nun war es doch vollendet, das gewaltige Werk, und wir hatten mit daran gearbeitet monatelang mit Einsetzung unseres Blutes und unserer ganzen Kraft; o, mit welchem Stolze erfüllte uns alle dieser Gedanke! Nun waren sie nicht umsonst gestorben, die tausende unserer braven Kameraden, die um uns her auf weiten Leichenfeldern schlummerten, das stolze Ziel war erreicht, die erste Frucht gepflückt aus den blutigen Saaten von Vionville und Gravelotte.

Wir eilten vor das Quartier des zeitigen Brigadekommandeurs, Obersten von Wulffen. Sämtliche Tambours und die Regimentsmusik hatten hier Aufstellung genommen und um sie, dicht gedrängt, das ganze Kantonnement. Ueber der Thür des unscheinbaren Hauses, in welchem der Oberst wohnte, prangte, umgeben von einem Blätterkranze, im Transparent das eiserne Kreuz; der Oberst trat, begleitet von seinem Adjutanten, vor die Thür, und mit hoch erhobener Stimme sprach er zu uns etwa Folgendes:

„Kameraden, mir ist der ehrenvolle Auftrag zu teil geworden, Euch eine hoch bedeutungsvolle Kunde zu überbringen. Deutschem Mute und deutscher Zähigkeit ist es endlich gelungen, Metz, die stärkste Festung Europas, nach unerhörten Schlachten und langer, mühevoller Belagerung zu überwältigen. Heute nachmittag um 5 Uhr hat der Kommandant von Metz kapituliert

und übergiebt den ungeheuren Waffenplatz mit der ganzen Armierung, sämtlicher Munition und allen Vorräten am 29. Oktober dem Oberbefehlshaber der Cernierungsarmee, Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl; mit Metz zugleich aber streckt der französische Marschall Bazaine mit einer Feldarmee von 175 000 Mann und 1800 Geschützen vor dem deutschen Sieger die Waffen, und an demselben Tage dürfen wir in die eroberte Moselfeste unseren Siegeseinzug halten. Kameraden, dies ist ein Ereignis, wie es die Weltgeschichte bisher noch nicht zu verzeichnen gehabt hat, das uns als ein Wunder erscheinen würde, wenn wir es nicht selbst erlebt und unter Gottes gnädiger Führung selbst herbeigeführt hätten. Ein jeder von uns kann stolz sein auf eine so gewaltige That, denn nächst der unvergleichlichen Leitung, die uns von Sieg zu Sieg geführt, verdanken wir dieses staunenswerte Ergebnis, das die Welt bewundern wird, der heiligen Vaterlandsliebe, dem Opfermut, der nie ermüdenden Ausdauer, der unwandelbaren Treue, jenen herrlichen Soldatentugenden, von denen jeder einzelne in der deutschen Armee beseelt ist. Unsere Anstrengungen sind nicht vergebens gewesen, unserer toten Brüder edles Blut ist nicht umsonst geflossen; übermorgen wird von den Wällen von Metz die deutsche Fahne wehn in das liebliche Moselthal, und hinüber in die Heimat wird die Kunde klingen von einer deutschen Ruhmesthat, von der wir bei Beginn des Krieges noch keine Vorstellung haben konnten. Was uns nun auch noch bevorstehn mag, wie viele von uns auch noch sterben müssen für des Vaterlandes Ehre, — das Schwerste ist vollbracht und die Aussicht gesichert auf einen glorreichen Frieden. Das ist in diesem Augenblicke unsere Freude und unser Stolz, und wie es jubelnd unsere Brust durchzieht, so wird es zucken jetzt durch alle deutschen Herzen, die den Traum der Väter nun der Erfüllung nahe sehn. Uns, Kameraden, aber drängt es jetzt in dieser Stunde hinzuschauen auf unseren obersten Kriegsherrn, der, wenn schon ein Greis, die Mühen und Gefahren eines gewaltigen Krieges nicht scheute, sondern uns voranzog zu blutiger Schlacht, alle Strapazen,

durch seine heilige Vaterlandsliebe stark wie ein Jüngling, mit uns ertrug, der uns fechten und siegen lehrte, dessen glorreicher Führung und Feldherrnweisheit wir vornehmlich auch diesen Riesenerfolg zu verdanken haben. Ja, Metz ist über; aber gerade angesichts dieser Kunde und in diesem Augenblicke ihm unsere Liebe, ihm unseren Dank, ihm unsere unverfälschte Soldatentreue bis zum Tode. Se. Majestät der König Wilhelm der Siegreiche, unser oberster Kriegsherr, er lebe hoch!"

Und nun strömte die Flut der Begeisterung in gewaltigen Wogen aus unseren Herzen; in tausendstimmigen Tönen brachs hervor aus unserer Brust, jenes hehre begeisterte Gefühl der Liebe und Verehrung für unseren König und Herrn! Die Musik intonierte: „Heil dir im Siegerkranz", und aus sangesfrohen Männerkehlen erscholl kernig und mächtig unsere herrliche Nationalhymne durch die Stille des Abends. Kein Schuß ertönte mehr von Metz herüber, über die bezwungene Moselfeste hatte sich Grabesschweigen gebreitet. Und nun entblößten sich unwillkürlich aller Häupter. „Nun danket alle Gott," jener innige Choral, den einst die Sieger von Leuthen angestimmt, er stieg auch hier jetzt zum Himmel empor zu dem Herrn der Heerscharen. Des rauhen Kriegers Herz wurde weich in jenem Augenblicke, und manche Thräne sah ich aus feuchten Augen blitzen und die bärtigen Wangen hinabrollen; jeder stand unter dem Eindruck einer großen Stunde, wie er sie noch nie erlebt und nie wieder zu erleben hoffen durfte.

Und nun setzte sich die Musik in Bewegung zum Zapfenstreich durch das lang hingestreckte Dorf. Da gab es keinen Unterschied in der Charge mehr, Arm in Arm Feldwebel und Gefreiter, Unteroffizier und Musketier, die Offiziere voran, so zogen wir jubelnd und jauchzend durch Amanvillers, froh des erlebten Heils, und als der Zapfenstreich vorüber war, da öffneten sich aller Orten die mächtigen Weinfässer, die für diesen großen Augenblick aufgespart waren, und was nun zu Ehren Deutschlands und der neuen großen Zeit gezecht und getrunken, geredet und gesungen

wurde bis weit über die mitternächtliche Stunde, das läßt sich nicht beschreiben und sagen, das muß erlebt und empfunden sein. Und mit welchen wonnigen Gefühlen suchten wir endlich unsere bescheidenen Lagerstätten auf, und wie tief und friedlich schliefen wir; war doch unser letzter Gedanke, mit dem wir uns aufs Ohr legten, der gewesen, daß nun vor Metz alle Not ein Ende hätte, daß durch das eingetretene gewaltige Ereignis Frankreichs Schicksal besiegelt sei.

Der Vorpostendienst ging unverändert auch am nächsten Tage noch weiter und zwar war besonders noch befohlen worden, daß derselbe in schärfster Weise gehandhabt werden sollte, da bereits Anzeichen von Meuterei sich bei den französischen Truppen bemerkbar machten. So bezog denn am 28. mittags mein Bataillon die Vorpostenstellung von St. Maurice. Meine Kompagnie kam mit dem Bataillonsstabe als Repli in die geräumige Ferme St. Maurice, die einen mit starker Mauer umgebenen Vorhof hatte, auf welchem die Wache etabliert war. Die Vorposten standen vorläufig, als wenn in bezug auf den Feind gar keine Aenderung eingetreten wäre. Nichts durfte hindurchgelassen werden, und doch mit wie anderen Gefühlen schauten wir heute auf die mächtigen Festungswerke des vor uns sich erhebenden Plappeville, aus denen heute kein verderbendrohendes Geschütz uns mehr entgegenblitzte. Zurückgezogen waren sämtliche Kanonenläufe, und frei und sicher durften wir uns auf dem weiten Vorhofe bewegen, den noch vor wenigen Tagen die ungeheuren Zuckerhüte zischend und sausend durchfegt hatten. Der Aussichtsturm drüben war heute leer, auch das gewaltige Fernrohr nicht eingestellt, durch das man sonst keinen Augenblick versäumte, unsere Stellung einzusehn; auch der Ameisenhaufen war verschwunden, der früher den ganzen Tag über emsig und mit anerkennenswertem Eifer an der Verstärkung der Festungswerke gearbeitet hatte; aber vor unserer Front schimmerte alles von Rothosen, die, in dichten Gruppen ausgeschwärmt, auf den vernachlässigten und von dröhnendem Kriegstritt zerstampften Feldern nach etwa noch vorhandenen

Früchten gierig suchten; bis in unser Schußbereich kamen sie; ja bis an unsere Vorposten heran, um diese um Lebensmittel anzugehn. Das war nun die große Armee, die, vor wenigen Monaten noch so stolz, ausgesandt war, um das verhaßte deutsche Land in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. So wechseln die Geschicke der Völker, so straft die vergeltende Gerechtigkeit die Anmaßung und Selbstüberhebung der Emporkömmlinge, die das Recht der Menschen und die geschichtliche Entwicklung der Nationen mit Füßen treten. Freilich, die armen hungernden Soldaten vor unserer Front, sie waren an dem entsetzlichen Unglück ihres Volkes nicht schuld, sie hatte der Größenwahn derer, die um die Gunst des Kaisers buhlten und auch diesen mit sich fortrissen, in den Tod und in das Elend gejagt, sie hatten Anspruch auf unser Mitleid, und in reichlichem Maße ist es ihnen zu teil geworden, wenn Mitleid allein hier auch nicht imstande war, dem gräßlichen Hunger Einhalt zu thun.

Am Nachmittag kamen aus Corny, dem Quartier des Prinzen Friedrich Carl, genauere Befehle über die Ausführung der Kapitulation. Am 29. Oktober sollte die Festung und 175000 Mann nebst Fahnen, Adlern, Geschützen und dem ganzen Material des Platzes und der Forts übergeben werden. Um 10 Uhr früh hatten unter Vorantritt von Pionier-Detachements zur Zerstörung etwa vorhandener Minen Abteilungen der 18. Infanteriedivision das Fort Quentin, des 3. Armeekorps Fort Plappeville, des 1. Korps das Fort St. Julien oder „Steh, Julchen", wie unsere Soldaten es nannten, des 8. Korps das Fort Queulen, der 25. Division Fort St. Privat und des 7. Armeekorps Metz selbst zu besetzen. Der Ausmarsch der französischen Korps, welche mit Ausnahme der Kaisergarde und der Offiziere die Waffen abzulegen hatten, sollte mittags auf verschiedenen Straßen, längs welchen die preußischen Korps Aufstellung nehmen mußten, in folgender Weise vor sich gehn: das 6. französische Korps Canrobert sollte auf der nördlichen Straße nach Ladonchamps ausrücken, das 4. Korps L'Admirault nach Amanvillers und St. Privat, das 2. Korps Frossard mit der Division Laveaucoupet und der

Brigade Lappasset nach Grigy, das 3. Korps Leboeuf nach der Ferme Bellecroix, das Gardekorps nach Orly und Augny.

Der Himmel hatte sich wieder umzogen, es fing heftig an zu regnen, wir mußten in die Ferme hinein. In einem saalartigen Zimmer hatten wir Offiziere und Vizefeldwebel Unterkunft gefunden; große Tische und Binsenstühle waren auch hier das einzige Möblement. An dem regnerischen Nachmittag trat der alte Skat wieder in sein Recht. Gegen Abend brachte die Feldpost Briefe aus der Heimat und für mich noch eine riesige Kiste aus Berlin, welche in liebenswürdigster Weise eine befreundete Familie mir gesendet hatte. „Der Inhalt für uns alle!" rief ich, und nun gings ans Auspacken. Treffliche Sachen kamen da zum Vorschein, außer Extrakten und Konserven ein kleiner Blasenschinken, eine Gänseleberpastete, eine ganze Reihe von Wiener Würstchen und 200 Stück hochfeine Cigarren. Auch zu unserem Major war das Gerücht von der Ankunft ganz besonderer Delikatessen gedrungen, und da auch er ein Freund von solchen Dingen war, so war er gekommen, um meine Einladung zum Abendessen anzunehmen. Mit der größten Behaglichkeit langte er nach den Würstchen, eins nach dem anderen verschwand hinter dem Zaun seiner Zähne, so daß ich, fürchtend von dieser kostbaren Speise gar nichts zu erlangen, ihn bat, auch einmal der Gänseleberpastete seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dies geschah, und auch hier war zu rühmen, daß die treffliche Pastete in keinen unrechten Magen geriet. Indessen langten auch wir anderen fleißig zu, und es dauerte nicht lange, so war der Inhalt der Kiste in unsere hungrigen Magen versunken. Nun wurden die feinen Havannas herumgereicht, und bald füllte Wohlgeruch den weiten Raum. Ein herzlicher Dank wurde dem Geber zu teil, und keiner hat sich mehr gefreut, als er selbst, über die behaglich essende Gesellschaft und den liebenswürdigen Major, der vor allem auch ein ausgezeichneter Kamerad war und, wie ich früher schon einmal berichtet, ein Turm in der Schlacht. Bis gegen Mitternacht blieben wir in heiterster Stimmung zusammen, dann legten

wir uns aufs Ohr; kein Kanonenschuß durchzitterte die Nacht, kein Gewehrgeknatter von den Feldwachen her störte unsere Ruhe. Dennoch schlief ich nicht sogleich ein, ich hatte einen Brief von meiner Mutter gelesen, in welchem sich heiße Sehnsucht aussprach nach dem Fall von Metz. „Hurra, Metz ist über!" hatte ich ihr gestern bereits geschrieben, heute hatte der Telegraph das außerordentliche Ereignis schon durch alle Teile Deutschlands mit vernehmlicher Stimme verkündet; die Freudenschüsse von den Festungswällen von Spandau mußten es ihr schon heute morgen gesagt haben, was hier im lieblichen Moselthale am 27. Oktober geschehen war; nun konnte auch sie zum ersten Mal seit langen Wochen ohne Sorge schlafen. Dieser Gedanke war für mich tröstlich und beseligend zugleich, mit ihm schlief ich ein und erwachte erst wieder, als es ringsumher in unserer Ferme lebendig wurde. Grau und nebelig war der große Tag angebrochen, bald rieselte ein dichter Regen hernieder, der den schon ohnehin stark aufgeweichten Boden um Metz herum noch grundloser machte. Mein Bataillon hatte den Befehl erhalten, am Rande der auf dem Plateau bis Châtel sich ausbreitenden Wälder mit der Front nach den Forts eine fortlaufende Schützenlinie zu bilden, weil auf diesem Wege das gesamte Korps L'Admirault die Höhe von Amanvillers, seinen Biwaksplatz für die nächsten vierundzwanzig Stunden, erreichen sollte. Mir kam der Auftrag, mit meinem Zuge bis in die ehemalige französische Vorpostenstellung vorzugehn und dort etwaige auf dem Wege befindliche Hindernisse, als Verhaue, Gräben, so gut es gehn wollte, hinwegzuräumen. Um 8 Uhr morgens brach ich auf und gelangte so als einer der ersten von unserem Korps in das Bereich, in welches eingekeilt die Franzosen neun lange Wochen vergebens auf Erlösung geharrt hatten. Ich fand als erste Spur ihrer Verteidigungsanlagen einen über den Weg laufenden, aus Baumstämmen hergerichteten ziemlich starken Verhau und dahinter, aus Reisig und Strohmatten hergestellt, zwei Schilderhäuschen. Beide Hindernisse waren bald beseitigt; nun führte der Weg durch dichten Wald, durch welchen

nach verschiedenen Richtungen hin schmale Kolonnenwege gebrochen waren, sie liefen alle auf den Hauptweg und waren hier durch Gräben und Drahtgeflecht versperrt. Erstere konnte ich nicht zuschütten lassen, das Drahtgeflecht wurde indessen entfernt und über die Gräben einige Bretter gelegt, die zufällig dort herumlagen. Ich war nun verhältnismäßig nahe an den Plappeville gelangt und konnte das mächtige Fort, das uns so viel zu schaffen gemacht, einen Augenblick mit Gemütsruhe betrachten. Das riesige Werk zu stürmen, wäre nicht möglich gewesen, denn etagenförmig war es mit Laufgräben bedeckt, die alle miteinander in Verbindung standen, auch steigt es steil aus der Ebene auf und bietet fast auf keiner Seite eine auch nur irgend welche Aussicht versprechende Angriffsfront. Ich kehrte nun nach St. Maurice zurück, wo bereits das ganze Bataillon zum Abmarsch fertig stand. Wir marschierten auf dem entsetzlich aufgeweichten Waldwege bis an die französische Schanze heran, vor welcher vor etwa vierzehn Tagen unser unvorsichtiger Doppelposten erschossen worden war. Wir kamen bei dem verhängnisvollen Pavillon vorbei, von dem aus die kecken Franzosen die Châteler Feldwache Nr. 3 so scharf unter beständigem Feuer gehalten hatten. Hier in der Nähe zwischen Pavillon und Schanze sollte die Uebergabe des Korps L'Admirault stattfinden, und ich hatte das Glück, gerade an dieser Stelle mit meinem Zuge Spalier bilden zu dürfen. Noch war innerhalb des französischen Bannkreises alles still, aber wohin das Auge blickte, sahen wir preußische Kolonnen in ihre Stellungen einrücken; die ganze Cernierungsarmee von Metz stand unter dem Gewehre, um den entwaffneten Gegner vor sich vorbeidefilieren zu lassen. Der Regen war heftiger geworden, wir hatten ja noch französischen Himmel über uns, der zum Tage der Niederlage der großen Armee sein Trauergewand angelegt hatte. Die Wolken kamen von Westen tief aus Frankreich und lagerten dumpf über dem Moselthal, im fernen Osten aber, da, wo unser Vaterland lag, schien es heller; vielleicht, ich weiß es nicht, hat an jenem großen Tage über Deutschland die Sonne gelacht.

Ich ging dicht an die Schanze heran, hinter welcher heute keine Rothose mehr in verderbenbringendem Anschlage kauerte; ich fand hier ein einfaches Soldatengrab, eine preußische Pickelhaube darauf; hier ruhte nun unser armer Musketier, den seine Verblendung in den Tod getrieben; die Franzosen hatten ihm ein ehrliches Soldatengrab bereitet, das macht ihnen Ehre und beweist, daß eine gewisse Ritterlichkeit unserem welschen Gegner nicht abzusprechen war.

Es mochte 10 Uhr sein, als die für die Untersuchung der Forts bestimmte Pionierabteilung in strammem Tritt in die Festung einrückte. Aus der Ferne hörten wir Regimentsmusik, lautes Hurrarufen; Prinz Friedrich Carl war bei Orly eingetroffen, brausender Salut seiner Krieger begrüßte ihn, vor dem Bezwinger von Metz sollte die französische Garde die Waffen strecken. Aber plötzlich auch bei uns kräftig schallendes Hurra, der Kommandeur des 3. Armeekorps, General von Alvensleben, flog in gestrecktem Galopp mit seinem ganzen Stabe heran, „Guten Morgen, Leute!" „Guten Morgen, Excellenz!" brauste die Antwort aus unseren Reihen, die ganze glänzende Reitermasse machte in der Nähe meines Zuges Halt zu kürzerer Rast, ohne abzusteigen; Ordonnanzoffiziere besichtigten den Weg, den die Franzosen zu passieren hatten, und wählten eine Stelle aus, wo die Uebergabe des Korps L'Admirault stattfinden sollte. Bald war ein geeigneter Platz gefunden, und dorthin begab sich nun der General mit seinem Stabe. Es war 11 Uhr, Regimentsmusik ertönte, es war der Pariser Einzugsmarsch, und schon rückten sie heran, die 20er, die dazu bestimmt waren, in die gewonnene Festung einzuziehn mit entfalteten Fahnen, und nicht nur bei uns, sondern um ganz Metz herum setzten sich die Kolonnen unter klingendem Spiel in Bewegung; es war ein gewichtiger Augenblick. Schon waren die 20er hinter den äußersten Wällen der Festung verschwunden, nicht gar zu lange hatten wir zu harren, siehe, da tauchten die Pickelhauben oben auf den Forts auf, und mit einem Male hob es sich, flatterte und spannte sich weit aus über das liebliche

Moselthal, es war die deutsche Fahne, die da von stolzer Höhe herabwehte, nach Osten hinausgreifend, dahin, wo das herrliche deutsche Vaterland lag, gleichsam um hinüberzutragen die stolze Kunde, daß nun auf den Wällen von Metz der deutsche Sieger stehe. Und „Hurra" klang es unten bei uns im Thale, und „Hurra" wälzte es sich fort tausend- und abertausendstimmig und wollte nicht enden, und „Hurra" brauste es von drüben her, ja in weiter Runde um die bezwungene Festung herum, dazwischen tönten die getragenen Klänge des „Heil dir im Siegerkranz", oben über uns flatterten auf den bezwungenen Bastionen die deutschen Fahnen, in uns aber jubelten die deutschen Herzen noch stärker, es zuckte jeder Nerv in männlicher Brust, jeder verstand und fühlte es, welch ein gewaltiges Werk nun vollendet war! Ein großer Augenblick, und hatte auch der Himmel graue Schleier ausgebreitet, aus denen er dichte Regentropfen auf uns niedersandte, wir sahen und merkten es nicht, wir hörten nur das deutsche Banner rauschen, wie es weithin wehte über die schimmernde Mosel, die so viel edles deutsches Blut hatte fließen sehn, und da kam ein Gefühl der Genugthuung über uns, nun wußten wir es: Unsere gefallenen Brüder, sie würden dermaleinst in deutscher Erde ruhn.

Es war mittags 12 Uhr, als bei der Schanze zu unserer Rechten ein eigentümliches Regen und Bewegen sich bemerkbar machte, und in der That, General von Alvensleben, begleitet von seinem Generalstabsoffizier und seinem Adjutanten, umgeben von den Divisions- und Brigadekommandeuren, ritt auf die Stelle zu, wo für uns die aus Metz ausmarschierenden Franzosen zuerst sichtbar werden mußten. Ein höherer französischer Offizier erschien zu Pferde, von mehreren Adjutanten und Ordonnanzoffizieren umgeben; er ritt auf den General von Alvensleben zu, die Hand zum Salut an das Käppi legend, auch der preußische General grüßte militärisch, ebenso thaten die beiderseitigen Umgebungen. Des französischen Offiziers Angesicht war ernst, fast düster, viele Worte wurden nicht gewechselt; er übergab den Rapport seines

Korps, flüchtig blickte General von Alvensleben hinein, dankte militärisch und gab dann kurz seine Zustimmung zum Ausrücken der Truppen. Während ein französischer Adjutant in die Festungswälle zurücksprengte, nahm der Offizier links neben dem preußischen Heerführer Aufstellung und verharrte während der ganzen langen Zeit des Truppenvorbeimarsches in brütendem Schweigen. Für uns aber eröffnete sich nun ein ebenso großartiges, wie andererseits auch wieder trauriges Schauspiel. Denn jetzt quoll es aus den Festungswällen hervor und schimmerte rot; dann kam es näher; das erste französische Infanterieregiment, geführt von seinem Obersten, der zu Fuß voranschritt, den Säbel an der Seite, hatte die Höhe unserer Aufstellung erreicht. Was malte sich alles in diesem Augenblicke auf den Gesichtern derer, die da an uns ohne Waffen vorüberzogen; in wie verschiedenartiger Weise wirkte auf den einzelnen der Eindruck dieser Stunde! — Betrachten wir erst das Aeußere dieser Soldatengestalten, mit denen wir uns in so furchtbaren Schlachten gemessen hatten. Die meisten waren klein, von blassen, durch den Hunger und die Nässe mitgenommenen Zügen. Wie stach das ab gegen die stämmigen, markigen Gestalten der Brandenburger Jungen und das frische Blut ihrer Wangen! Die langen mantelartigen Waffenröcke der Franzosen waren vom Regen und langen Biwaksnächten stark beschädigt; vielen Soldaten waren die Gamaschen buchstäblich von den Beinen gefault, manche schleppten sich barfuß dahin, die meisten mit völlig zerrissenem Schuhzeug. In den Gesichtern der gefangenen Soldaten aber malten sich die verschiedenartigsten Empfindungen; aus den Augen einzelner blitzte verhaltener Ingrimm, auf manches Antlitz hatte starre Verzweiflung ihre unverkennbaren Merkmale gegraben; in den Blicken wieder anderer war tiefe Trauer um die Niederlage des Vaterlandes zu lesen; die allermeisten aber, froh, dem schrecklichen Hunger nun zu entgehn und den furchtbaren Strapazen, zeigten in ihren Mienen die Begier nach Speise und Trank, sie streckten leidenschaftlich ihre Hände nach uns aus und nahmen mit Hast, was wir ihnen an Brot, Tabak oder sonstigen Dingen

bieten konnten. Der Trieb der Selbsterhaltung hatte in diesem Augenblicke in diesen armen Menschen jedes tiefergehende Gefühl unterdrückt. — Die alten Unteroffiziere aber, vielfach wettergebräunte Gestalten mit langem Henri quatre und wildem Schnurrbart, sie waren in sich zusammen geknirscht und senkten den Kopf meist tief zur Erde nieder. In wie vielen Schlachten und auf wie vielen Kriegsschauplätzen hatten sie nicht für die Glorie des Napoleonischen Kaiserreichs mit großartigem Erfolge gefochten! Am Senegal, in Algier, bei Sebastopol, auf den Gefilden von Magenta und Solferino und dann wieder im fernen Mexiko. Viele Medaillen auf ihrer Brust, viele ehrenvolle Narben an ihrem Körper erinnerten sie an diese Ruhmestage der großen Nation! Und nun? — Waffenlos, niedergeschmettert, gefangen! — Ja, wir konnten die Verbitterung und Zerknirschung, die jetzt in diesen alten Soldaten die Oberherrschaft gewonnen hatten, wohl begreifen; wir ließen sie still vorüberziehn und ehrten ihren Schmerz.

Fast noch ergreifender spiegelte sich das große nationale Unglück der Franzosen auf den Gesichtern der Offiziere wieder. In sich gekehrt, vor sich hinbrütend, düster, mit tiefgefalteter Stirn, starrem oder umschleiertem Blick, so schritten sie an uns vorüber, ohne den ihnen von uns gebotenen Kameradengruß zu erwidern, ohne uns anzusehn; ein eigentümliches Zittern, Wanken und Beben war bei vielen zu bemerken; bei fast allen aber der an Verzweiflung grenzende Ingrimm über Frankreichs verlorene Waffenehre, über die Schmach des Vaterlandes!

Und wie bei dem ersten Regiment, so war der Totaleindruck bei allen, die in ununterbrochenen Reihen an uns vorüberzogen. Wir erblickten alle Waffengattungen und verschiedene Menschenrassen, fehlten doch auch die braunen Söhne Afrikas, stupide die einen, die anderen wild um sich blickend, in diesem gefangenen Heere nicht! Der Schrecken, den sie einst verbreitet, er war dahin, wie brav sie sich auch geschlagen, mit welcher Todesverachtung sie sich auch in den Tod gestürzt haben mochten, sie flößten heute keine Furcht mehr ein. Zwei Stunden waren seit

dem Beginn des Vorbeimarsches schon verflossen, und noch immer quoll es in dichten Reihen hinter den Forts hervor; aber die Reihen wurden loser, immer mehr und mehr schwand die Ordnung; weite Lücken entstanden; schließlich waren es nur noch einzelne Gruppen, die sich an uns vorüberschleppten. Mehrere bemerkte ich, welche an Stücken rohen Fleisches, wahrscheinlich Pferdefleisches, kauten; den Beschluß machten merkwürdigerweise mehrere betrunkene Soldaten, ein Beweis, daß den Franzosen der Branntwein bis zum letzten Augenblick nicht ausgegangen war. Während die französischen Offiziere, nicht ohne daß vielfach ergreifende Abschiedsscenen zwischen ihnen und den Mannschaften vorgekommen waren, an uns vorüber wieder nach Metz zurückkehrten, rückten die gefangenen Mannschaften zwischen den Orten Montigny la Grange und St. Privat la Montagne, das Centrum bei Amanvillers, ins Biwak. Aber fast jeder innere Zusammenhang war in dem Korps aufgelöst, die Regimenter gerieten durcheinander, so daß es, wie ich hier gleich vorausschicken will, bis nach Mitternacht bei strömendem Regen währte, ehe alle drei Divisionen in den Biwaks standen. Der Biwaksplatz, in unerhörter Weise durch die Nässe aufgeweicht, war in der Art von unserem 2. und 3. Bataillon, sowie von einem Bataillon des 35. Regiments, von einer Pionierkompagnie und einer Eskadron Dragoner umgeben, daß auf jeder Seite drei Kompagnieen Aufstellung nahmen, von denen jede einen Zug als Feldwache vorschob, welche letztere wiederum eine starke Doppelpostenkette aussetzte, die in zusammenhängender Linie das ganze Biwak umgab und kleine Feuer vor sich hatte, welche die Gefangenen nicht passieren durften. Zur größeren Sicherheit war auch Artillerie aufgefahren, die mit Kartätschen geladen hatte. Von einer regelmäßigen Ausgabe der Verpflegung bei der Dunkelheit, dem ungeheuren Schmutz im Biwak, in dem kaum zu gehen war, konnte um so weniger an diesem Abende oder in der Nacht die Rede sein, als die französischen Bataillone, kaum im Biwak angekommen, ordnungslos auseinanderliefen. Diese Nacht war

für die französischen Soldaten jedenfalls die schlimmste, die sie während der ganzen Zeit der Einschließung erlebt. Hungrig und durstig waren sie den ganzen Tag mit dem schweren Tornister auf den Beinen gewesen, und als sie endlich im Biwak waren, konnten sie sich weder legen noch hinsetzen, da sie buchstäblich im schlammigen Boden versanken. Hierzu kam ein strömender, die ganze Nacht hindurch anhaltender Regen, der das Anmachen von Feuern verhinderte, eine Ausgabe von Stroh war ebenfalls unmöglich, da selbst die eigenen Truppen hieran den empfindlichsten Mangel litten, was Wunder daher, wenn am Morgen des 30. Oktober aus den eng zusammengekauerten Soldaten eine ganze Anzahl Toter hervorgezogen wurde.

Mit Anbruch des Tages klärte sich der Himmel glücklicherweise etwas auf, und es gelang nach vielen Anstrengungen, einige Feuer anzuzünden, auf denen begierig die endlich ausgegebenen Lebensmittel bereitet wurden.

Ich bin der Zeit nach etwas vorausgeeilt; ich muß den freundlichen Leser bitten, mit mir im Geiste noch einmal zum 29. Oktober zurückzukehren. Es mochte 7 Uhr abends sein, als schließlich das Spalier aufgehoben wurde, welches wir gebildet hatten. Der ununterbrochene Regen hatte uns vollständig durchnäßt und den Boden derartig aufgeweicht, daß wir mit unseren langen Stiefeln tief in demselben stecken blieben. Das Bataillon sollte für diese Nacht Kantonnement in Verneville erhalten, auf dieses Dorf marschierten wir also los. Leutnant Freitag, dem der trockene Humor während dieser ganzen Zeit nicht einen Augenblick ausgegangen war, verfing sich mit seinen Beinen in dem argen Schlamm und stürzte, so lang er war, in den tiefen Schmutz. Ich mußte ihm aufhelfen, er sah aus, wie mit Lehm überzogen, doch wohlgemut griff er nach der Flasche Burgunder, die ihm sein stets lächelnder Bursche gutmütig hinreichte, that einen tiefen Zug und freute sich der inneren Wärme, die er durch diese Medizin erzeugte. „Einen forschen Feldsoldaten darf so etwas nicht anfechten," brummte er, und „Kerls, lacht nicht!" rief er den schmunzelnden Soldaten

zu, „es war trotz alledem ein großer Tag!“ Max Schulze strich sich seinen langen Schnurrbart, er sah den Herrn Leutnant und guten Freund mit vielsagendem Blick von der Seite an, er sagte nichts, doch rätselvolle Gedanken standen auf seiner großen Stirn, die nur der zu deuten verstand, der ihn vollständig kannte. Gegen 9 Uhr kamen wir nach Verneville in ein enges, schmutziges Quartier. Ich hatte nicht Lust, mich nach den gewaltigen Erlebnissen dieses großen Tages gleich niederzulegen, ich entledigte mich meiner langen Stiefel und rückte den Binsenstuhl dicht an den Kamin, in dem zwei tüchtige Scheite brannten, während Leutnant Freitag sich sofort entkleiden ließ und sich, in seinen langen Mantel gehüllt, zu tiefem Schlafe auf das am Boden ausgebreitete Stroh warf. Ich ließ mir von meinem Burschen einen Punsch bereiten, und nachdem ich davon ein großes Glas getrunken hatte, kamen mir eigentümliche Gedanken. Ich dachte an den Abschied von meinen Eltern, ich sah mich im Eisenbahnwagen mit meinem Regiment hindurch durch eine Flut begeisterter Menschen an den bedrohten Rhein fliegen, Köln mit seinem stolzen Dome, die lachenden Gelände, die burggekrönten Berge des herrlichen Stromes tauchten im Geiste vor mir auf; bald stand die blutige Spichernhöh' vor meinen Augen, ich sah mich bei Mars la Tour mitten im wogenden Völkerkampf, Tote, Verwundete, Zusammenbrechende um mich her, ich hörte das furchtbare Rollen des Gewehrfeuers, das Tosen der Geschütze, das Schnarren der Mitrailleusen, vernahm das Beben der Erde, die unter den Huftritten gewaltiger Reitermassen zu schwanken schien, sah die Feindesflut vor mir, neben mir, hinter mir sich dehnen und wachsen, anschwellend wie die Lawine, die vom Hochgebirge in die Tiefe stürzt, ich sah die Trümmer meines Regiments zurückweichen, den Feind in dichten Schwärmen nachdrängen durch die von Blut und Leichen angefüllte Schlucht; ich sah mich auf dem Verbandsplatze von St. Marcel inmitten schauerlich verstümmelter Franzosen, hörte das Röcheln und Stöhnen, die markerschütternden Schmerzensschreie der Verwundeten, das unheimliche

Schnarren der Knochensäge; ich sah die feurige Lohe aus den Häusern von St. Privat aufschießen, hörte Dächer und Wände krachend zusammenstürzen, fühlte mich nach rückwärts gerissen hindurch durch andringende Infanteriemassen bis hinein nach Metz als ein armer Gefangener; und wieder war ich bei den Meinen mitten auf der grausigen Wahlstatt unter den weit sich dehnenden Heldengräbern, ich lag meinem von seinen Wunden genesenen Bruder in den Armen und vernahm mit Jubel die Grüße, die er mir von Eltern und Schwester aus der Heimat brachte; ich sah auf Vorposten im Morgendämmern die Festungswerke des Plappeville sichtbar werden und hörte den vollen Klang der Kathedraleglocken, die den Morgen einläuteten. Alle diese Bilder zogen jetzt in Verneville noch einmal an meinem Geiste vorüber, es war nicht Traum, nicht Wirklichkeit, und doch war es, als ob ich alles zum zweiten Male durchlebte. Welch einen Inhalt hatte mein Leben in der kurzen Zeit, seit ich aus meiner Studierstube gerissen wurde, so unerwartet empfangen; die Erlebnisse dieser wenigen Monate wogen diejenigen meines ganzen übrigen Lebens auf! — Und nun war die gewaltige Festung in unseren Händen, die stolze kaiserliche Armee gefangen, der strapazenreichen Belagerung von Metz ein ruhmvolles Ziel gesetzt! —

Wie ein Traum wird es nun bald hinter dir liegen, was du hier durchgemacht, gesehen und erfahren, und kehrt deine Erinnerung dermaleinst zu diesen Zeiten zurück, dann wirst du es kaum begreifen, daß sie auch für dich einst Gegenwart waren, daß du sie miterlebt, dann gehören sie der Geschichte an und über sie werden die Wechselfälle deines späteren Lebens geheimnisvolle Dämmerung werfen.

Mit solchen Gedanken suchte ich endlich mein Lager auf und merkte jetzt erst, daß Leutnant Freitag in tiefen Tönen schnarchte. Wie spät es gewesen, als ich meine müden Glieder auf das Stroh streckte, weiß ich nicht mehr zu sagen, nur das eine steht mir fest, daß Mitternacht längst vorüber war.

Am nächsten Morgen erwachte ich spät; wir blieben den Vormittag noch in Verneville, und ich benutzte die freie Zeit, um einen begeisterten Brief in die Heimat zu schreiben, der wie ein Triumphlied klang, und mir dann auszumalen, wie wir nun durch das herrliche Frankreich ziehen würden, vielleicht an die prächtige Loire oder wohl gar an die rebenumkränzte Garonne. Denn an Kampf und Schlachten glaubte ich nicht mehr, mit dem Falle von Metz wähnte ich das Ende der kriegerischen Operationen gekommen.

Gegen Mittag erhielt das 3. Armeekorps Marschbefehl. Die Bewachung der Gefangenen wurde einem Detachement der 5. Infanteriedivision übergeben, wir aber rückten gegen 2 Uhr aus Verneville aus. Der Marsch ging durch bekanntes Terrain, die Châteler Schlucht entlang, und wenn auch das Regenwetter den ganzen Tag mit nur geringen Unterbrechungen anhielt, so sendete uns doch die Sonne bei unserem Abmarsch ihren erwärmenden Strahl durch das Gewölk. Herrlich erglänzte das herbstliche Laub in der schönen Schlucht, hinüber gings über den großen sperrenden Verhau in das Dorf Châtel hinein, welches von Freund und Feind geschont war und einen durch den Krieg gänzlich unberührten Eindruck machte, und endlich durch die französischen Vorpostenbefestigungen hindurch nach Lessy. Hier wimmelte noch alles von französischen Offizieren, die, als wir mit klingendem Spiel einrückten, wohl ihre Besieger musterten, aber sonst eine angemessene Haltung beobachteten.

Unser Quartierzettel lautete Villa Bazaine.

„Na, das fehlt auch noch!" meinte mein Kompagnieführer, „Villa Bazaine!"

„Aber das Ding ist zugeschlossen, und keiner im Dorf will wissen, wo der Schlüssel zu diesem seltsamen Gebäude steckt," rapportierte der Fourierunteroffizier.

„Bomben Element!" fluchte Herr von Hülleßem, „wird eine schöne mexikanische Wirtschaft drin sein, und den Schlüssel wird Monsieur Bazaine mit nach Deutschland genommen haben. Auf

werden wir das Nest schon kriegen, da giebts ja Kolben und deutsche Fäuste. Lassen Sie uns hinführen und besorgen Sie indessen die Einquartierung der Kompagnie; ich komme bald selbst und revidiere."

Ein Gefreiter führte uns und etwa noch 12 Mann durch mehrere winklige Gassen zu der am Ausgang des Dorfes stehenden Villa Bazaine, einem ganz stattlichen, mit mehreren Ecktürmchen versehenen massiven Gebäude. Die große Eingangsthür war fest verschlossen, alles Rütteln und Schütteln war vergebens, kein sterbliches Wesen regte sich innen.

„Na, dann die Thüre eingeschlagen," kommandierte Premier-Leutnant von Hülleßem.

Soeben schickten sich unsere Leute an, ihre Kolben zum wuchtigen Stoße umzudrehn, als ein junger Mensch in blauer Bluse plötzlich aus dem Schatten einiger Bäume hervortrat und eine abwehrende Bewegung machte.

„Aha, Ernst hilft," meinte mein Kompagnieführer, „man muß den Kerls nur das rechte Gesicht zeigen. — Aufmachen!" donnerte er darauf den Franzosen an, der vor Angst an zu zittern fing.

„Oh, monsieur," wisperte der also Angefahrene, „ich will Sie zu dem Herrn führen, der den Schlüssel zu dieser Villa im Besitze hat, ich selbst kann nicht öffnen."

„Nimm Dich in Acht, Kerl, machst Du mir Flausen vor," drohte Herr von Hülleßem.

„Es wird gut sein, wenn einer der Herren mit dem Menschen geht; es sieht mir nicht so aus, als steckte ein Franktireur unter diesem abgeschabten Kittel. Sie sind der jüngste," wandte er sich an mich, „verschaffen Sie uns das ‚Sesam öffne dich' zu dieser dunklen Pforte."

Ich legte bejahend die Hand an die Feldmütze und folgte sofort dem Blusenmann, der mich zu einem glücklicherweise nicht allzuweit gelegenen hübschen Landhäuschen führte.

Ich trat ein; im Vorflur verstellte mir eine mürrische Alte den Weg, ich schob sie unsanft bei Seite und öffnete, da man

auf mein starkes Klopfen nicht antwortete, die erste beste Thür. Ich sah vor mir einen eleganten Raum, ein Franzose der besseren Stände speiste mit seiner Gattin und seinen Kindern an einer merkwürdigerweise ziemlich reich besetzten Tafel; sie schienen während der Belagerung keine Not gelitten zu haben.

„Bon jour," sagte ich, doch der Franzose that gar nicht so, als ob er mich sähe, und kaute, ohne aufzustehen, ruhig mit vollem Munde weiter.

„Bon jour," sagte ich noch einmal mit etwas schärferem Accent, doch keine Antwort und keine Rücksichtnahme auf mich erfolgte.

„Parbleu, monsieur, vous-êtes très impoli," platzte ich nun voller Wut heraus.

Das wirkte, der Mann stand auf, maß mich mit finsteren Blicken und fragte: „Was wünschen der Herr von mir?"

„Den Schlüssel zur Villa Bazaine," war meine ebenso kurze Antwort. Ohne ein Wort zu sagen, ging der Franzose an seinen Schreibtisch, langte einen großen Schlüssel aus demselben, reichte diesen mir hin und setzte sich protzig an seinen Eßtisch, um weiter zu schmausen. Auch die Frau des Hauses hatte meine Anwesenheit vollständig übersehn, nur die Kinder hatten zuweilen verstohlen neugierige Blicke auf mich geworfen. Ich wandte mich zur Thür und warf dieselbe, ohne den üblichen Höflichkeitsgruß auszusprechen, mit kräftigem Ruck hinter mir in das Schloß, dann eilte ich durch die bereits in Dämmerlicht gehüllte Dorfgasse nach der Villa Bazaine, wo ungeduldig die anderen meiner harrten.

„Ein ungehobelter Patron das, der zum Cerberus dieser sogenannten Villa auserkoren ist, futterte sein opulentes Mahl; als ich eintrat, stand der Kerl nicht einmal auf und war frech genug, mein bon jour zu überhören, bis ich ihm einen Fluch in den Hals schickte. Das ist also die französische Höflichkeit und Politesse, die mir, als ich noch auf der Schulbank saß, so vorgerühmt worden ist."

So rapportierte ich, und die anderen lachten, weil ich wahrscheinlich in meiner Wut sehr komisch aussah.

„Die Hauptsache ist, wir haben den Schlüssel, und nun hinein in das Loch!“ sagte Premierleutnant von Hülleßem, der inzwischen den eisernen Hausknecht in Empfang genommen und die schwere Hausthür geöffnet hatte.

„Krummbaum, steck die Funzel an,“ rief er seinem Burschen zu, „daß wir uns hier in dieser Finsternis nicht die Beine brechen.“

Krummbaum holte ein Ende Stearinlicht aus seinem Brotbeutel hervor, und bald erleuchtete eine trübe Flamme einen weiten Vorsaal und eine breite, nach den oberen Räumen führende Treppe.

„Ihr könnt Euch hier unten einquartieren, wo Ihr Platz findet,“ befahl der Premierleutnant den Mannschaften, „groß genug scheint ja der Kasten zu sein; wir, meine Herren, wollen die obere Etage für uns nehmen.“

Krummbaum ging mit dem Stearinlichte voran die Treppe hinauf, und nun wurde durch die weiten öden Räume ein Rundgang gehalten. Verloren standen einzelne glänzende Möbel der Rokokozeit an den kahlen Wänden, in großen Glasschränken erblickte ich allerlei kostbares Geschirr, Seltenheiten in Gold, Silber und Elfenbein; der einmal schön gewesene Estrich war stark mitgenommen; in einigen kleinen Nebenräumen fanden sich große Bettstellen mit Matratzen vor; durch das eine Eckzimmer war eine Granate gefahren und hatte ein gewaltiges Loch in die Wand geschlagen; der Stuck war von den Decken teils ganz herabgefallen, teils stark beschädigt.

„In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen“, meinte Freitag, „alles sieht einen hier so steifzopfig und langweilig an, und dazu ist eine Hundekälte hier, als ob ein ganzes Jahrhundert keine lebende Seele in diesen verwünschten Räumen geatmet hätte.“

„Nun, wir sind wenigstens unter Dach und Fach,“ beschwichtigte Premierleutnant von Hülleßem, „für die Gemütlichkeit müssen wir nun selber Sorge tragen.“

Es wurde beschlossen, in dem größten saalartigen Raume, der einen reich verzierten, unversehrten Kamin, einen großen Tisch und eine genügende Anzahl von Sesseln aufwies, Wohnung aufzuschlagen, und vor allen Dingen wurde den Burschen befohlen, Feuer im Kamin anzumachen. In Ermangelung anderen Holzes mußten zerbrochene Stühle und die Bretter eines demolierten Wandschrankes als Heizmaterial Verwendung finden. Bald flackerte in dem Kamin, der mit schönem Marmorgesims und darüber ruhendem Spiegel versehen war, ein behagliches Feuer, um das wir uns, da wir recht durchkältet waren, mit Vergnügen setzten, Freitag, der Einjährige Max Schulze, der kleine Philosoph Naumann und ich; unser Kompagnieführer hatte sich aufgemacht, um nach den Quartieren der Leute zu sehn, die Burschen waren nach unseren Koffern und Decken gegangen.

„Eine verdammt plundrige Vornehmheit hier," stieß Freitag in seinem tiefsten Baßton hervor, „und dabei knurrt mir der Magen, als hätte ich ein Regiment Soldaten im Leibe. Wenn nur Wein in diesem Neste zu haben ist, mein Bursche hat dauernde Ordre, nach diesem einzigen Lebenselixir des Krieges zu fahnden, wo es sich auch finden mag."

„Das ist keine üble Einrichtung," meinte ich, „die ich gewiß nachahmen werde."

„Alles, was ich thue, ist nachahmenswert," sagte Freitag mit komischer Miene, „diese Kleinigkeiten habe ich schon 1866 gelernt, aber dort nur mit geringem Erfolg betreiben können, weil bei den Czechen nichts zu haben war; hier lohnt sichs besser."

Inzwischen hatte sich in dem großen Zimmer eine angenehme Wärme verbreitet. Max Schulze hatte zwei leere Weinflaschen aufgestöbert und zwei Lichtstümpfe hineingesetzt, die nun im Verein mit dem Kaminfeuer eine leidliche Helligkeit in dem großen Raume hervorriefen. Nun kamen auch die Burschen mit den Koffern und Decken, und in der That brachte Freitags Faktotum mehrere Flaschen Wein mit, die er um teures Geld bei einem Weinküfer erstanden hatte.

„Bist ein Blitzkerl," meinte mit hellglänzenden Augen sein Gebieter, „nun aber auch die großen Stiefel aus und die Galoschen an, daß man wieder Mensch wird."

Wir anderen folgten Freitags Beispiel, so erwarteten wir den Kompagnieführer, während die Burschen in dem Kamin die für uns gelieferte Erbswurst bereiteten.

Endlich kam Herr von Hülleßem von seinem Rundgang zurück. „Quartiere sind doch besser, als ich mir gedacht hatte," meinte er, „alles unter Dach und Fach, genügend Stroh zum Schlafen vorhanden und ausreichende Feuerstellen. Und hier ists ja inzwischen auch recht behaglich geworden, sogar der Wein fehlt uns nicht, wie ich sehe."

„Ist mir zu danken, Herr Hauptmann," fiel Freitag mit wichtiger Miene ein, „ich weiß, wie man Mäuse fängt; ist bei der ewigen Erbswurst auch die einzige anständige Nahrung für einen kultivierten Magen."

Bald saßen wir alle gemütlich um den großen Tisch und ließen uns nach den Strapazen des Tages die Erbswurstsuppe trefflich munden.

An der dem Kamin gegenüberliegenden Wand hing ein großes, gut getroffenes Portrait Napoleons I., ein Bild aus seinen jüngeren Jahren; Herrn von Hülleßems Blicke fielen plötzlich auf dieses Gemälde.

„Der würde auch seltsame Augen machen," sagte er, „wenn er jetzt auf Metz und seine Umgebung hernieder schauen könnte. Es ist übrigens merkwürdig, wie nachhaltig die Erinnerung an diesen Imperator in den Herzen des französischen Volks noch wurzelt; in jeder Bauernhütte kann man sein Bild finden, und alte Leute, die ihn in ihrer Jugend noch gekannt, sprechen mit Verehrung von ihm. Und doch hat er jede freie Bewegung im Volke niedergetreten, und bei allem Ruhme, mit dem er den französischen Namen geschmückt, doch auch des Leides Fülle über seine Unterthanen ausgegossen."

„Ich finde diese Verehrung ganz natürlich," warf ich ein, „dieser gewaltige Kaiser hat die unauslöschliche Begierde nach

Ruhm, die als ein altes Erbteil die ganze Nation besitzt, in so nachdrücklicher Weise gestillt, daß darüber alle Schrecken und Leiden, die von seinem Regimente ausgingen, einfach vergessen wurden. Der Glanz seiner Tage, er ist dem Volk im Gedächtnis geblieben, und die Macht, die eine geniale Persönlichkeit immer auf alle diejenigen ausübt, die unter ihrem Banne leben, sie wirkt auch nach dem Tode dessen, von dem sie ausstrahlte, noch fort und läßt es nicht zu, daß des Unheilvollen gedacht wird, was dieses Genie in ungezügelter Selbstsucht und in schrankenloser Herrscherwillkür angerichtet."

„Sie halten also Napoleon I. für ein Genie?" fragte von Hülleßem.

„Ohne Frage," antwortete ich.

„Für einen genialen Bösewicht," setzte Freitag hinzu.

„Und deswegen trotz aller seiner Genialität für keinen großen Mann," schloß Max Schulze mit Nachdruck.

„Das unterschreibe ich vollständig," erwiderte Herr v. Hülleßem, „und was nutzt mir alle Genialität, wenn ihr die sittliche Größe fehlt! Ohne diese ist sie das Unheil der Menschheit, das hat dieser Imperator der Welt bewiesen; möge kein zweiter Napoleon wiederkommen!"

Unter solchen Gesprächen war es spät geworden, das Feuer im Kamin war im Verglimmen, der Wein ausgetrunken; so suchten wir denn unser Nachtlager auf, welches die Burschen uns im Nebenraume in den großen Bettstellen bereitet hatten. Da am anderen Morgen der Weitermarsch beginnen sollte, so war es leider niemandem von uns vergönnt, Metz selbst zu betreten und sich einen persönlichen unmittelbaren Eindruck von den augenblicklichen Verhältnissen in der bezwungenen Festung zu verschaffen. Die Anwesenheit der diesseitigen Armee auf einem anderen Kriegsschauplatz war bereits höchst notwendig geworden.

So rückten wir denn früh am Morgen des nächsten Tages aus Lessy aus und marschierten immer an dem langen mächtigen Rücken des St. Quentin entlang auf Ars sur Moselle. Links

erblickten wir das Häusermeer von Metz, überragt von dem Dach der herrlichen Kathedrale, aus der Ferne blinkte die Mosel zu uns herüber, wie ein silberner Streifen. Rechts aber zeigten sich gewaltige Zeugen der alten Römerzeit; dicht an der Chaussee erhob sich ein uralter riesiger Turm, dessen kompakte Masse uns einen Begriff gab von der Solidität der römischen Bauten, die die Jahrhunderte überdauert haben, und weit in das Gefilde hinein erstreckten sich die kolossalen, weitgespannten Bogen der römischen Wasserleitung, wir waren auf althistorischem Boden. Aber immer weiter trat der Höhenzug des St. Quentin hinter uns zurück, immer schmaler wurde das Band der Mosel, sich in die Ferne verlierend und endlich ganz verschwindend. Metz lag hinter uns und mit ihm alle die unsäglichen Strapazen der langen Belagerung; freier atmeten wir auf, noch einmal die Größe dessen überdenkend, was sich um diese gewaltige Festung ereignet und vollzogen hatte. Denn das war uns allen klar, die Bedeutung des Falles von Metz in Verbindung mit der Kapitulation der französischen Armee gestaltete sich für die ganze Kriegslage zu einer derartigen, daß hiermit Frankreich jede ernste Aussicht auf einen glücklichen Ausgang genommen war.

Mit dieser französischen Armee war die letzte solide Feldarmee in Gefangenschaft geraten; es fehlte, wenn auch nicht an Menschen, so doch an geeigneten Kräften, die aufgebotenen rohen Massen kriegstüchtig auszubilden, während die gewaltige deutsche Cernierungsarmee zu beliebiger Verwendung frei wurde und das offene Land geradezu überschwemmen konnte. Die Kapitulation von Metz bedeutete die militärische Kapitulation von Frankreich! In Würdigung dieser Sachlage erließ Se. Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Carl als Oberbefehlshaber der Cernierungsarmee folgenden Armeebefehl an die Truppen:

Hauptquartier Corny vor Metz, den 27. Oktober 1870.

Soldaten der 1. und 2. Armee!

Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind siebzig Tage umschlossen, von denen aber die meisten Eure

Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner sie daran ärmer machte! Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen strecken mußte. — Es ist so weit! Heute endlich hat diese Armee von noch voll 150000 Mann, die beste Frankreichs, über fünf ganze Armeekorps, darunter die Kaiser-Garde, mit drei Marschällen von Frankreich, mit über 70 Generalen und 4000 Offizieren kapituliert und mit ihr Metz, das niemals zuvor genommen. Mit diesem Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben, sind unermeßliche Vorräte an Kanonen, Waffen und Kriegsgerät dem Sieger zugefallen.

Diesen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht von Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt!

Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten. Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschlossen, und erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit ihm darnach abmarschierten Korps und durch alle diejenigen teuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet seht, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist! — Die Tragweite des heutigen Ereignisses ist unberechenbar. Ihr aber, Soldaten, die Ihr zu diesem Ende unter meinen Befehlen vor Metz vereinigt waret, Ihr geht nächstens verschiedenen Bestimmungen entgegen. Mein Lebewohl also den Generalen, Offizieren und Soldaten der 1. Armee und der Division von Kummer und ein Glück auf zu ferneren Erfolgen."

Der General der Kavallerie.

gez. Friedrich Carl.

Ueber die Verwendung der ehemaligen Cernierungsarmee befahl das Ober-Kommando, daß die 1. Armee unter General von Manteuffel, bestehend aus dem 6., 7. und 8. Armeekorps, der Division Kummer und der 3. Reserve-Kavalleriedivision Metz besetzen, Thionville und Montmedy belagern, die kriegsgefangene Armee bewachen und abführen lasse und in der Stärke von zwei Armeekorps in die Linie St. Quentin-Compiègne zur Sicherung der vor Paris stehenden Truppen gegen die französische Nordarmee abmarschiere, die 2. Armee unter Sr. Königlichen Hoheit Prinz Friedrich Carl mit dem 3., 9., 10. Armeekorps und der 1. Kavalleriedivision über Troyes an die mittlere Loire rücke, daß das 2. Armeekorps zur Verstärkung der Cernierungsarmee vor Paris unter Benutzung der Eisenbahn herangezogen werden sollte. Se. Majestät der König erließ in Veranlassung des großen, weltgeschichtlichen Ereignisses folgenden Armeebefehl:

Haupt-Quartier Versailles, den 28. Oktober 1870.

Soldaten der verbündeten deutschen Armee!

Als wir vor drei Monaten ins Feld rückten gegen einen Feind, der uns zum Kampf herausgefordert hatte, sprach Ich auch die Zuversicht aus, daß Gott mit unserer gerechten Sache sein würde. Diese Zuversicht hat sich erfüllt!

Seit den Tagen von Weißenburg, wo Ihr zum ersten Male dem Feinde entgegentratet, bis heute, wo Ich die Meldung der Kapitulation von Metz erhalte, sind zahlreiche Namen von Schlachten und Gefechten in die Kriegsgeschichte unvergänglich eingetragen worden. Ich erinnere an die Tage von Wörth und Saarbrücken, an die blutigen Schlachten um Metz, an die Kämpfe bei Sedan, Beaumont, Straßburg und Paris, jeder ist für uns ein Sieg gewesen.

Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt worden ist, und Ich spreche es auch gern aus, daß Ihr Eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt, die den Soldaten

hoch zieren: den höchsten Mut im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung.

Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeen, welche uns bei Beginn des Feldzuges entgegentraten, vernichtet worden. Diesen Augenblick benutze Ich, um Euch allen und jedem einzelnen vom General bis zum Soldaten Meinen Dank und Meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche Euch alle auszuzeichnen und zu ehren, indem Ich heute Meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General der Kavallerie, Prinz Friedrich Carl von Preußen, die in dieser Zeit Euch wiederholt zum Sieg geführt haben, zu General-Feldmarschällen befördere.

Was auch die Zukunft bringen möge, Ich sehe dem ruhig entgegen; denn Ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann, und daß wir unsere bis hierher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso zu Ende führen werden.

gez. Wilhelm.

Ich bin mit meinen Schilderungen zu Ende, ich habe keine Geschichte schreiben, sondern nur persönliche Erlebnisse und Eindrücke aus dieser großen Zeit in diesen Blättern wiedergeben wollen; ich habe auch das Unbedeutende zu erzählen nicht unterlassen, das vielleicht für einen Dritten einen Wert nicht hat, mir aber als Erinnerung heilig ist, wie alles, was ich in diesem großen siebziger Jahr erlebt und geschaut habe. Ueber das Unbedeutende wird der freundliche Leser hinweggesehn haben, aber so viel hoffe ich mit meinen Schilderungen erreicht zu haben, daß sie die Kampfgenossen ermuntert, noch einmal Selbsterlebtes an ihrem Geiste vorüberziehn zu lassen, Selbstempfundenes jetzt nach so langer Zeit des Friedens noch einmal nachzuempfinden, daß sie denjenigen aber, denen es nicht vergönnt war, draußen auf blutiger Wahlstatt für Deutschlands Ehre zu fechten, eine Vorstellung erweckt von dem Ringen und Kämpfen, Dulden und Leiden jener Tage, von dem einmütigen, großen, opferfreudigen Geist, der in jener gewaltigen Zeit das ganze Heer, die gesamte

Nation erfüllte. Habe ich das erreicht, darf ich mit diesem Bewußtsein die Feder niederlegen, dann sind diese Erinnerungen nicht umsonst geschrieben, dann haben auch sie dazu beigetragen, in den Herzen der heranwachsenden Geschlechter das hehre Gefühl zu wecken, das uns damals zum Kampf, zum Sieg und zum Tode begeisterte.

Und nun Gott befohlen, lieber Leser! Hast Du an meinen Aufzeichnungen einige Freude gehabt, dann komme ich bald wieder und erzähle Dir von Orleans und Le Mans und noch von vielem anderen, was ich in jener großen Zeit erlebt und von ihr behalten habe.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22385 2747